

Schau-ins-Land

Herausgegeben

vom

Breisgau-Verein Schau-ins-Land

Freiburg i. Br.



Jahrlauf 70

1951/1952

1953 2 463

H
465
da
70.
1951/52

Inhaltsverzeichnis zum 70. Jahrlauf

	Seite
Die Feststellung frühmittelalterlicher Siedlungen im Breisgau durch neue Funde und Ausgrabungen Don Georg Kraft, † am 27. November 1944	3
Der Freiburger Münsterturm Don Fridolin Bofsch	11
Die Michaelskapelle des Freiburger Münsterturms, ihre Bedeutung und baugeschichtliche Entwicklung Don Otto Gruber, Aachen	29
* Die Michaelskapelle im Freiburger Münster im Lichte der Quellen Don Friedrich Hefele	41
Eine unbekannte Ansicht von Sulzburg aus dem 16. Jahrhundert Don C. A. Müller, Basel	57
Die Rechtsaufzeichnung des Elzacher Stadtschultheißen Johann Georg Heberle von 1667 Don Karl S. Bader	64
* Das Freiburger Spital und Klinikum Don Engelbert Krebs, † am 29. November 1950	77
* J. Fr. Oberlins „Schul- und Erziehungsreise in die Markgrafschaft Hochberg“ Don Wilhelm Heinsius	88
Aus der Geschichte des Colombischlößles und der Familie Colombi Don Joseph Ludolph Wohleb	100
Nachruf auf Engelbert Krebs Don Joseph Holler	120
Dereinsbericht	122
Inhaltsverzeichnisse der Jahrläufe 1 bis 69	124

Schriftleitung: Archivrat Dr. Martin Wellmer, Freiburg i. Br., Reiterstraße 12

Selbstverlag des Breisgau-Vereins Schau-ins-Land

Anschrift: Kreisoberschulrat J. L. Wohleb, Freiburg i. Br., Colombistraße 3
Postschließfach 244, Postcheckkonto Karlsruhe 30 540

Gedruckt bei Poppen & Ortman, Universitätsdruckerei,
Freiburg i. Br., Kaiser-Joseph-Straße 229

* Die mit * versehenen Arbeiten stammen aus der dem Ehrenmitglied des Vereins Dr.-Ing. e. h. Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br., an dessen 65. Geburtstag, am 20. Juni 1944, dargebrachten Festschrift. Von den 22 Beiträgen wurden einige bereits im 68. und 69. Jahrlauf gedruckt.



H 465, da

Die Feststellungen frühmittelalterlicher Siedlungen

Von Georg Kraft

† 27. 11. 1944

Das heutige Siedlungswesen kann der Geograph ohne weiteres wissenschaftlich erfassen. Das Siedlungsbild des 18. Jahrhunderts läßt sich aus alten Karten und Plänen, Beschreibungen und Statistiken aller Art und bildlichen Darstellungen ebenfalls noch annähernd vollständig gewinnen. Auch für das 16. und 15. Jahrhundert stehen uns, wenn auch schon viel spärlicher, schriftliche und bildliche Quellen zur Verfügung. Je weiter wir zurückgehen, um so entlegener und zerstreuter werden die Quellen. So fehlen bildliche Darstellungen von Dörfern für das hohe und frühe Mittelalter. Auch die urkundlichen Erwähnungen werden seltener und hören im 8. Jahrhundert auf. Anders, besser steht es mit dem Siedlungswesen des Königshofes und der Klöster. Mit Herrschern und Adel, mit Kirchen und Klöstern beschäftigen sich die geschriebenen Quellen; von ihren Bauten sind monumentale Überreste heute noch zu sehen oder in Plänen und Beschreibungen überliefert, und manches ist auch durch Ausgrabungen festgestellt und geklärt worden. Aber schon für die Adelsitze des frühen Mittelalters versagen diese Quellen, vollends für das Bauernhaus.

So steht es mit den Quellen, die uns für die Kenntnis des frühmittelalterlichen deutschen Siedlungswesens zur Verfügung stehen. Das Ergebnis ist niederdrückend. Wir wissen nichts vom frühmittelalterlichen Hausbau und Dorf, auch nichts von der Verteilung des Landes in Gemarkungen. Anders ausgedrückt: wir wissen so gut wie nichts vom Leben des deutschen Bauern und Bürgers, des Volkes im frühmittelalterlichen Deutschland. Offensichtlich klappt hier eine grundsätzliche Lücke in unserer Kenntnis der deutschen Geschichte. Alle Forschung zum Beispiel über den Hausbau, über die bäuerlichen Lebensverhältnisse, die gesamte deutsche Volkskunde entbehrt damit der geschichtlichen Tiefe. Das Leben des Volkes in der deutschen Frühzeit ist uns ein verschlossenes Buch.

In diese Lücke unserer Quellen treten in ihrem Teil die Bodenfunde. Da die Alemannen nach 260 den Breisgau besetzt haben, entstanden Siedlungen und Gräber, und Überreste davon müssen sich im Boden erhalten haben. Wie und wo sind sie nachzuweisen, welcher Art sind sie?

Hier in Freiburg hat vor 120 Jahren Heinrich Schreiber — in Deutschland hat es die Geschichtsforschung der Romantik, besonders die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine — in glücklicher Weise gezeigt, wie die Erforschung geschriebener Quellen und der Bodenfunde Hand in Hand gehen kann. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab schieden aber merkwürdigerweise die Bodenfunde aus dem Gesichtskreis der Historiker völlig aus. Es kamen zwar immer im Zug anderweitiger Erdbewegungen

zwangsläufig Funde zutage, aber die historische Fragestellung und Auswertung fehlte. Im 20. Jahrhundert besserten sich die Verhältnisse langsam, und zu Beginn des jetzigen Krieges konnte man hoffen, daß endlich ein Weg gefunden und begangen würde, auch die Bodensfunde als historische Quellen zu betrachten, planmäßig zu gewinnen und für die deutsche Geschichte auszuwerten.

Was sind nun frühdeutsche Bodensfunde? Faktisch verstand man darunter immer die Gräber, besonders die großen Reihengräberfriedhöfe der Merowingerzeit (6. bis 8. Jahrhundert): so Heinrich Schreiber und Alex. Ecker. Mit der Christianisierung bzw. mit der engen Eingliederung der Alemannen ins Karolingische Reich, spätestens also 764, hören sie auf. Die Sozialgeschichte der vorkarolingischen Germanen läßt sich daher gut erforschen, die der frühmittelalterlichen Deutschen aber liegt im Dunkel.

Was aber auch aus der Merowingerzeit fehlte, waren Siedlungen. Man kannte Hunderte von merowingerzeitlichen Friedhöfen, wo aber waren die Siedlungen? Diese Frage ist für den Prähistoriker um so brennender, als er sie von Römern und Kelten, von Illyriern und Eiszeitmenschen kennt. Wieviel mehr interessieren uns die Siedlungsverhältnisse, die Lebensverhältnisse der frühgermanischen Bewohner unseres Landes, die doch den Grund gelegt haben für die ganze folgende deutsche Geschichte!

Eine erste Antwort auf diese Frage ist einfach und einleuchtend: die Siedlungen der Alemannen finden wir deshalb nicht, weil sie an derselben Stelle liegen wie die heutigen Siedlungen; die alemannischen Urdörfer liegen unter den heutigen Dörfern. Das ist sicher weithin richtig. Bei Ebringen, Mengen (Magingen), Zähringen usw. spricht alles dafür, daß schon die ersten alemannischen Dauersiedlungen an derselben Stelle lagen.

Wenn dem so ist, so besteht wenig Hoffnung, nennenswerte Überreste aufzufinden. Die heutigen Bauernhäuser sind in der Neuzeit gebaut, wurden mehrfach umgebaut, dazu kamen Nebengebäude mit Dunggruben und deren Umbauten; all das hat den Bodenbefund vernichtet.

Aber das ist denn doch nicht alles. Man kennt aus den Urkunden eine große Zahl von Orten, die heute nicht mehr existieren, die aus irgendwelchen Gründen abgegangen sind, sogenannte Wüstungen. Beispielsweise stand auf Gemarkung Meringingen ein Dorf Harthausen, erwähnt 1301 bis 1524; man kennt seine Lage ganz genau; denn die Kirche wurde erst 1758 abgebrochen, ihr Grundriß ist heute noch an den Fundamentgräben genau zu erkennen, und ein hohes steinernes Kreuzifix rührt wohl vom Kirchhof her. Anderswo steht die Kirche oder der Kirchhof noch, oder sie sind erst im 19. Jahrhundert aufgelassen worden, so bei der Bertoldskirche auf Gemarkung Mengen und der Wippertskirche auf Gemarkung Waltershofen (ferner Dottighofen u. a.). Hier kann man also ohne weiteres durch Ausgrabung erklären, wie ein mittelalterlich-frühneuzeitliches Dorf aussah.

In anderen Fällen ist die Lokalisierung zunächst genau. So wird in den Urkunden von 728 an bis 1542 ein Ort Innighofen bei Krozingen erwähnt. Nun gibt es den Flurnamen „Sinnighofer Buck“ dort, wo die Gemarkungen von Krozingen, Schlatt und Biengen zusammenstoßen. Es ist eine von Löß bedeckte Geländewelle, sehr geeignet zu Siedlungen. Es ist also ohne weiteres anzunehmen, daß dort auch das Dorf selber lag. Aber das ist eine ziemlich große Fläche, es bedürfte kostspieliger Suchschnitte, die genaue Lage des Dorfes festzustellen. Da kommt uns die Denkmalpflege zu Hilfe. 1934 wurden Gräber gemeldet, Steinkisten mit spärlichen Beigaben, also 7. Jahrhundert. Techniker Halter stellte weiterhin fest, daß dort nicht nur vorrömische und

römische Scherben vorkommen, sondern daß der Pflug auf zum Teil größere Steinlagen mit Mörtel stößt. Es ist anzunehmen, daß dies die Reste des mittelalterlichen Dorfes sind. Man könnte also jederzeit ausgraben.

Wieder in anderen Fällen hat sich nur der Flurname erhalten. Südlich von Mengen liegt die Flur Hoffstatt; eine urkundliche Erwähnung dieser Siedlung fehlt. Das Volk sagt, bis zum Dreißigjährigen Krieg seien da einige Höfe gestanden. Die denkmalpflegerische Beobachtung und Absuche der Felder und Rübenruben ergab im Lauf der Jahre einige vorrömische Funde, auch eine Wohngrube ohne datierende Funde. Im Winter 1942/43 legte Landwirt Gettle wieder Rübenruben an und beobachtete zusammen mit seinen Buben Scherben und ein Bronzeringlein. Das sind nun überaus wichtige Siedlungszeugnisse, die in die karolingische oder gar spätmerowingische Zeit zu datieren sind. Auch hier hindert kein heutiges Anwesen eine künftige Untersuchung.

In diesen beiden Fällen hat es 15 Jahre gedauert, bis die Bemühung der Denkmalpflege den Erfolg hatte, den Hinweis der Urkunden oder des Flurnamens auf eine frühmittelalterliche Siedlung zu verifizieren. Das ist, nüchtern betrachtet, keine lange Zeit, wenn man bedenkt, daß ja keine planmäßige Untersuchung stattfand, sondern nur zufällige Erdbewegung erfaßt wurde. Denkmalpflege ist ja weithin eine „Organisation des Zufalls“.

So ist es nicht zu verwundern, daß es zahlreiche Flurnamen und urkundliche Erwähnungen gibt, die auf alte Siedlungen hinweisen, ohne daß bisher diese selbst durch Bodensfunde feststellbar waren. Pfarrer B. Schelb hat das große Verdienst, aus den Urkunden solche Hinweise zusammengetragen zu haben. Allein auf Gemarkung Meringingen hat er folgende ermittelt:

1. Egelfingen ist ein Flurname auf der Grenze zur Gemarkung Niederrimsingen; der Ort ist 1344 erwähnt; nach Art des Namens aber und der Lage im Gelände ist es wohl eine alemannische Ursiedlung;
2. Hinterhofen, erwähnt 1327, 1344;
3. Feldhofen, erwähnt 1496, 1528.

Das Historisch-topographische Wörterbuch von Krieger erwähnt keinen dieser abgegangenen Orte! Es ist also ohne weiteres anzunehmen, daß auf jeder heutigen Gemarkung in der Ebene mehrere abgegangene mittelalterliche und merowingische Orte lagen. Die Möglichkeit, alemannische Dörfer ausgraben zu können, besteht also durchaus, die Lage ist keineswegs so hoffnungslos, wie sie manchmal dargestellt wird.

Die bisher genannten Siedlungen waren offene Dörfer oder Weiler oder Höfe. Es gibt aber als besonders interessante, geschichtlich aufschlußreiche Gruppe von mittelalterlichen Siedlungen auch **V o l k s b u r g e n**. Auch die Ritterburgen und die Städte nahmen in Notzeiten Landvolk in ihren Mauern auf. Es bestanden daneben noch Zufluchts-, Wehranlagen, die man in der Art mancher vorzeitlicher Gauburgen errichtete und deren Erforschung sicher auch über Urkunden möglich und erforderlich wäre. Ich nenne als Beispiele den Hagschutz bei Niedereggenen mit Wohnterrassen und mehreren Funden, die Rödelsburg bei Untermünstertal mit Wohnterrassen und Scherben, die Schloßhalde bei Rheinfelden-Nollingen mit vielen spätmittelalterlichen Scherben. Hier ist es der Flurname, der uns aufmerksam macht.

Es gibt aber schließlich abgegangene Siedlungen, die sich weder durch urkundliche Erwähnungen noch durch einen Flurnamen verraten. Wie aber soll man sie entdecken? Kies-, Lehmgruben u. a., Aufschlüsse im Boden sind zu beobachten. Östlich Breisach, süd-

lich des Winkler Bergs, liegt am Rand des Hochgestades, also in einer sehr günstigen Siedlungslage, eine Kiesgrube. Sie hat Reste der vorrömischen Zeit ergeben, aber auch Scherben, die als frühalemannisch anzusprechen sind; eine Bronzesibel, die aufgelesen wurde, datiert einwandfrei ins 4. Jahrhundert, also in die Kampf- und Wanderzeit der Alemannen. Beim Bau des Westwalls kam 1,5 Kilometer nördlich, am Fuß des Winkler Bergs, ein Kriegsgrab derselben Zeit heraus. Ob Siedlung und Grab zusammengehören oder nicht, sicher ist, daß es sich um Zeugnisse einer historisch entscheidenden Periode unseres Landes und Volkes handelt, aus der bisher fast alle eigenen Quellen fehlen. Die örtlichen Beziehungen sind darum noch so besonders lockend, weil Breisach selbst ein spätromantisches Kastell birgt.

Diese Siedlung ist weder durch Urkunden noch durch Flurnamen bezeugt; die Zahl der Wüstungen läßt sich also durch Urkunden und Flurnamen nicht restlos erfassen, vielmehr haben wir mit weiteren zu rechnen, die nur durch ihre Überreste erkannt werden können.

Diese Überreste, die im Boden stecken, können durch Ausgrabung untersucht werden. Bei Anlage des Westwalls wurde im Sommer 1939 bei Sasbach ein alemannischer Friedhof angeschnitten und zu einem kleinen Teil geborgen. Dabei kamen auch Siedlungsreste heraus, einige aus der vorrömischen Zeit, vor allem auch solche aus der Zeit des Friedhofs oder zum Teil weniger später. Hier besteht also die Möglichkeit, Dorf und Friedhof der Alemannen zu untersuchen.

Hochstetten ist ein Weiler am Südennde der Gemarkung Breisach. Kiesgruben schnitten eine keltische Siedlung aus den Jahrzehnten vor Christi Geburt an. Als wir 1933 zur planmäßigen Ausgrabung schritten, entdeckten wir zu unserer großen Überraschung und Freude auch eine Ansiedlung der karolingischen Zeit und dazu einen Friedhof. Bei den Westwallbauten konnten weitere Siedlungsanlagen und Gräber festgestellt und geborgen werden und dazu noch eine hochmittelalterliche Wohnanlage. Hochstetten ist von 1139 an erwähnt; die karolingische Siedlung ist also eine neue Entdeckung. Ihr Umfang beweist, daß Hochstetten damals eine besondere Bedeutung hatte.

Kirchen, Landkreis Lörrach, ist ein altes Dorf Kirchheim; alemannische Gräber lassen schließen, daß schon in heidnischer Zeit hier eine Ansiedlung stand. Es wird aber auch ein Königshof erwähnt. Pfarrer Julius Schmidt hat 1908/10 auf dem sogenannten Bergrain planmäßig gegraben; er stellte bronzezeitliche Urnengräber fest, römische Gebäude und zwei weitere Gebäude, die wohl karolingisch sind.

Das Dorf wurde 1940 durch Feindbeschuß teilweise zerstört. Der Wiederaufbau sollte in gelockerter Form erfolgen und den Bergrain einbeziehen. Infolgedessen mußte 1941 eine Ausgrabung angelegt werden, die der Bezirkspfleger, Hauptlehrer Kuhn, leitete. Sie ergab eine eigenartige Befestigung — spätromisch oder karolingisch —, karolingische Siedlungsreste entlang dem Rand, einen wohl dazu gehörigen Friedhof und ein hochmittelalterliches Gebäude, in Urkunden des 14. Jahrhunderts genannt.

Auch hier fällt auf, daß kein Flurname etwas von der Ansiedlung und auch nichts vom Befestigungswerk meldet.

Durch die Arbeiten am Westwall wurden auch mittelalterliche Siedlungen angeschnitten, so bei Wittlingen, Landkreis Lörrach, wo der Flurname „z' Marten“ auf die abgegangene Kirche deutet, und bei Löffingen der abgegangene Ort Weiler; auch bei Kappel bei Freiburg wurden Wohnreste spätmittelalterlicher Zeit bekannt.

Eine ganz besondere Stellung nimmt aber das abgegangene Dorf westlich Meringen ein. Zwischen Tuniberg und Kaiserstuhl wurde im Frühjahr 1940 ein Panzerabwehrgraben gebaut. Die dabei ausgebaggerten Kiesmassen sollten weiter rückwärts aufgeschüttet werden. Um keine landwirtschaftliche Fläche zu verlieren, wurde die Ackererde von der Kiesschüttung abgehoben. Dabei wurden Brunnen gefunden, zwei Galgen des mittelalterlich bezeugten Hochgerichts — der Flurname ist „Galgen“ —, und Anfang März 1940 Skelette. Als unser Techniker Unser diese barg, ging er auch das übrige Gelände ab und entdeckte dabei schwärzliche Verfärbungen rechteckigen Umfangs. Als er darin mittelalterliche Scherben und aufgeschlagene Tierknochen fand, war kein Zweifel mehr, daß es sich um eine mittelalterliche Siedlung und einen wohl dazu gehörigen Friedhof handelte. Nun war guter Rat teuer. Einmal war damals Hochbetrieb der Westwall-Bauarbeiten, überall mußten Funde geborgen werden. Zudem gehört das hohe Mittelalter nicht mehr zu unserem Aufgabenbereich. Andererseits duldeten die Arbeiten keinen Aufschub, denn unmittelbar nach Abhub der Ackererde begann die Aufschüttung des abgebaggerten Kieses. Eine andere Stelle als wir war nicht da, die organisatorisch und bodenkundlich die Voraussetzung zu einer solchen Ausgrabung gehabt hätte, zudem lag die Stelle nur 5 Kilometer hinter der Rheinfront und der Zutritt bedurfte der besonderen Genehmigung. Ohne weitgehende verständnisvolle Förderung unserer Arbeit wären alle diese Arbeiten nicht möglich gewesen. Doch war es außerordentlich schwer, Arbeiter zu bekommen. Unsere Hauptarbeitstage waren die Sonntage. Ich setzte daher eine Ausgrabung an mit Unterstützung von Ministerium, Landesamt für Ur- und Frühgeschichte, Landesdenkmalamt und Direktion der Städtischen Sammlungen Freiburg. Sie dauerte vom 28. April bis Anfang Juni, knapp vor dem Rheinübergang. Die örtliche Leitung verteilte sich auf Dr. Nierhaus und Techniker Unser. Eine Schilderung der Ergebnisse wird in den Badischen Fundberichten erscheinen¹.

Wirft man einen Blick auf das Gesamtgebiet, so zeigt sich, daß die Gruben, das heißt die Hütten, sich auf drei Gruppen verteilen. In den leeren Räumen dazwischen lagen sicher keine Hütten mit Gruben; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß dort ebenerdige Pfostenbauten standen.

Das Gebiet mit Gruben, das genauer untersucht wurde, hat eine Reihe von sicheren Grundrissen ergeben. Die Hüttenfläche war etwas in den Boden eingetieft, an den Ecken standen Pfosten für die Wand, und Firstpfosten in der Mitte der Schmalseiten. Die einzelnen Hütten sind sehr klein, meist etwa 1,8 : 3,2 Meter. Manchmal sind mehrere solcher Grundrisse vereinigt. In einigen Hütten wurden Feuerstellen freigelegt, die den Wohncharakter bestätigen. Anderswo lagen die Feuerstellen vor den Hütten. Keller sind vorhanden; ihrer Tiefe setzte das Grundwasser eine Grenze, das nach Ausweis der Brunnen in 1,40 Meter Tiefe begann.

Daß diese Hütten Wohngebäude darstellen, folgt eindeutig aus den Feuerstellen, aus Scherben und Tongefäßen, Bruchstücken von Tierknochen u. a. Man ist versucht, mehrere solcher Hütten zu Gruppen, zu Gehöften zu vereinigen, doch der untersuchte Ausschnitt ist zu klein, um zu sicheren Ergebnissen zu kommen.

Von Anfang an befremdete die Kleinheit der Gebäude. Aber es gibt dazu Parallelen in Bodensunden und in literarischen Zeugnissen (Glabach, 6.—9. Jahrhundert). Aus dem alemannischen Gebiet haben wir zwei literarische Belege für diese kleinen Gebäude. Nach dem alemannischen Gesetz, das die Verhältnisse des 7. Jahrhunderts

¹ Erschienen in den Badischen Fundberichten, 18. Jahrgang, 1948—50, S. 137 ff.

wiedergibt, gibt es innerhalb des alemannischen Hofes folgende einzelne Gebäude: Saal, ein Haus innerhalb des Hofes, Scheuer, Kornspeicher, Vorratsraum, Badestube, Schafstall, Schweinestall, ferner das Arbeitsgemach der Mägde; auch der Unfreie hat Haus, Scheuer und Speicher. Es gibt also bei den Alemannen kein großes Einhaus, wie es heute das Schwarzwaldhaus ist, sondern ein Gehöft aus mehreren selbständigen Gebäuden. Und das Innere des Hauses, in dem die Frauen wohnen, hat offenen Dachstuhl; denn das Kind kann den Firstbalken des Hauses und die vier Wände sehen. Die zweite Quelle sind die Weistümer, die im 13. Jahrhundert einsetzen.

Die Siedlung von Merdingen kündigt sich weder durch eine Urkunde noch durch einen Flurnamen an. Da Pfarrer Schelb beides durchgesehen hat, kann man diesen Satz ruhig aussprechen. Sie tritt also zu den vier schon bekannten Wütungen auf Gemarkung Merdingen — Harthausen, Egelfingen, Feldhofen, Hinterhofen — als eine weitere fünfte.

Warum kann es sich nicht um das abgegangene Feldhofen oder Hinterhofen handeln? Die Siedlung gehört in das 11. Jahrhundert und ist spätestens im 12. Jahrhundert erloschen, während jene vom 14. oder gar vom 15. bis 16. Jahrhundert bezeugt sind.

Wie aber läßt sich eine Siedlung datieren, die urkundlich nicht erwähnt ist? Durch ihre Funde, das heißt vor allem durch ihre Keramik, die Scherben der Tongefäße. Aber kann man mit wissenschaftlicher Genauigkeit Scherben von Tongefäßen auf ein, zwei Jahrhunderte datieren? Als wir bei Merdingen ausgruben, gab es darüber noch kein sicheres Wissen; die Funde wurden Veranlassung, daß wir uns mit dieser Frage beschäftigten, insbesondere Studienrat Hammel.

Die Keramik der Merowingerzeit kennen wir aus den Reihengräbern, z. B. von Mengen.

In der Karolingerzeit kommt uns ein besonderer Umstand zu Hilfe, der zugleich ein bezeichnendes Licht auf die weitgespannten kulturellen Beziehungen dieser Zeit wirft. Bei der Ausgrabung von Höchstetten fiel sofort die gelbtonige, reichverzierte, eigenwillig profilierte Irdenware auf; auch in Kirchen erscheint sie, fehlt aber bislang weiter südlich, in der Schweiz. Dagegen kommt sie rheinab, schon bei Mannheim, reichlich vor und erreicht ihre größte Häufigkeit bei Bonn. Hier ist sie offenbar hergestellt und weithin exportiert worden. Dieser Export läßt sich nun exakt datieren in Dorestad bei Nimwegen, einer karolingischen Gründung, die 863 von den Normannen zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde. Aber die Ausfuhr ging weiter, nach Nordosten über Haithabu in Schleswig bis nach Schweden, in die Wikingerstadt Birka bei Stockholm, die im 8. und 9. Jahrhundert blühte.

An Hand dieser Importware läßt sich auch die e i n h e i m i s c h e Produktion des 8. (und wohl auch 9. Jahrhunderts) erfassen. Daß sie gewisse, leicht zu erkennende Eigentümlichkeiten hat, ergibt sich aus folgendem. In Säckingen wurden bei Ausschachtung in Kellern Scherben gefunden. Als Prof. Lais gelegentlich hinkam, sprach er sie sofort als karolingisch an.

Schwieriger ist die Datierung der folgenden Perioden. Machen wir zunächst einen Sprung ins späte Mittelalter, so ist dessen Keramik, die gotische, leicht an Profil, Machart und Verzierung zu erkennen. Aus der spätromanischen Zeit des frühen 13. Jahrhunderts hat Studienrat Hammel auf dem Lüzelhards bei Seelbach, Landkreis Lahr, ein reiches Material geborgen, das durch Münzen und Architekturreste datiert ist. Die Keramik von Merdingen zeigt nun offenbar Merkmale, die zwischen denen

der karolingischen und spätromanischen Zeit stehen; sie gehört daher ins 11. Jahrhundert.

Vielleicht scheint eine solche Datierung ungenau und wenig befriedigend, ist man doch gewohnt, in dieser Zeit bei politischen Ereignissen mit Jahren und bei künstlerischen mit Jahrzehnten zu rechnen. Aber ein Doppeltes ist zu bedenken. Es handelt sich um ein einfaches Gewerbe, dessen Formen sich nicht so rasch änderten wie in der Kunst. Und vor allem: wir stehen erst am Anfang der Erforschung der mittelalterlichen Keramik. Erst Merdingen hat uns die Keramik dieser Jahrhunderte kennen gelehrt. Das ist ein überaus bedeutsamer Fortschritt; denn nur die Keramik ermöglicht es uns, Siedlungsreste, also Wüstungen, zu datieren, zeitlich festzulegen. Die Keramik ist ein chronologisches Hilfsmittel allererster Ordnung; daß wir die mittelalterliche Keramik nun in den Grundzügen datieren können, eröffnet der mittelalterlichen Siedlungsforschung ganz neue Gebiete.

Die Keramik von Merdingen und von anderen Stellen ist von Prof. Lais noch auf die Zusammensetzung des Tonen untersucht worden. Dabei sind ganz neue, äußerst wichtige Ergebnisse über Werkstätten herausgekommen, und zugleich wurden Einsichten in die Zusammenhänge von Form und Werkstatt angebahnt, die weitgehende Perspektiven von grundsätzlicher Tragweite eröffnen.

Alles dies fällt weit außerhalb des zeitlichen Aufgabenbereichs der Denkmalpflege für Ur- und Frühgeschichte und meiner eigenen wissenschaftlichen Forschung. Wenn wir uns trotzdem die sehr große Mühe der Ausgrabung und Bearbeitung gemacht haben — und ich möchte da nochmals die Namen von Dr. Nierhaus, Techniker Unser, Studienrat Hammel, Prof. Lais nennen —, so taten wir es deshalb, weil wir nach Lage der Dinge die einzigen waren, die diese Urkunden zur deutschen Volksgeschichte vor dem sicheren Untergang retten und deuten konnten. Was außerdem bei Errichtung des Westwalls an Urkunden zur frühalemannischen, römischen, keltischen und noch älteren Geschichte des Breisgaus geborgen wurde — und gerade auch auf Gemarkung Merdingen —, ist vielleicht von noch größerer und weittragender Bedeutung.

Greifen wir einige Ergebnisse heraus:

1. Wenn es bis vor kurzem schien, daß es sehr schwierig oder fast unmöglich sei, über das frühdeutsche Siedlungswesen sichere Kenntnis zu erlangen, so ist nun zu sagen, daß dies durchaus möglich ist; auch die schriftlichen Quellen sind, wie die Heranziehung der alemannischen Gesetze und der Weistümer zeigen, noch nicht ausgeschöpft. Vollends steht die Erforschung der Bodensunde erst im Anfang.

Dabei scheinen die Verhältnisse im Vorland Freiburgs besonders günstig zu sein; aus dem übrigen Breisgau sind mir entsprechende Vorkommnisse kaum bekannt, ebensowenig aus den Nachbarländern.

Die Arbeiten der Denkmalpflege sind zunächst regional beschränkt, ihre Ergebnisse aber sind im vorliegenden Fall von allgemeiner Bedeutung.

2. Auf jeder heutigen Gemarkung in der Rheinebene gibt es zahlreiche abgegangene Siedlungen; das Siedlungsbild von heute ist also nicht das der frühdeutschen Zeit und hat im Laufe des Mittelalters mannigfache Wandlungen erlebt. Das deckt sich mit den Feststellungen, die z. B. Dr. Büttner aus den geschriebenen Quellen für die Gemarkung Ebringen gemacht hat.

3. Außer mittelalterlichen Siedlungen gibt es auch gleichzeitige Friedhöfe; sie werden das Skelettmaterial liefern, dessen die Forschung so dringend bedarf.

4. Die Kleinheit der Gebäude überrascht zunächst, stimmt aber mit Angaben im alemannischen Gesetz und in den Weistümern und mit den gleichzeitigen Funden bei anderen germanischen Stämmen überein. Im übrigen ist die Beendigung der Ausgrabung in Merdingen abzuwarten.

Die Bodensfunde können wesentliche neue Beiträge zur Kenntnis der älteren deutschen Volksgeschichte liefern, große Lücken in unserer Kenntnis der wichtigsten Lebensbereiche des frühdeutschen Menschen ausfüllen. Die große Periode der geschichtlichen Entdeckungen, die mit der wissenschaftlichen Erschließung der Bodensfunde begonnen hat, erfaßt nicht nur Stein-, Bronze- und Eisenzeit, nicht nur Pfahlbauten und Kelten, sondern auch das deutsche Mittelalter. Das sind neue Möglichkeiten, ein neues Kapitel der mittelalterlichen Geschichte tut sich vor uns auf. Freuen wir uns dessen und hoffen wir, daß die mittelalterlichen Historiker und die Volkskundler hier aktiv weiterarbeiten werden.

Der Freiburger Münsterturm

Von Fridolin Bosch

(Nach einem am 29. Oktober 1947 in Freiburg i. Br. gehaltenen Vortrag)

I.

Ein gütiges Geschick hat Freiburg in den Kriegswirren das Münster erhalten. Darum umgeben wir das Bauwerk mit neuerwachter, liebender Sorgfalt. Dem Turm wendet sich aber unser besonderes Interesse zu, hat doch Archindirektor Dr. Hefele während des Krieges den Namen des bisher unbekanntem Meisters, des eigentlichen Schöpfers des Freiburger Münsterturmes im oberen Teil, entdeckt und aus den mittelalterlichen Urkunden förmlich herausgeschält¹. Hefele hat gezeigt, daß Meister Heinrich Müller sein Werk bis ziemlich nahe der Vollendung miterlebt haben muß.

Unter dem tiefen Eindruck dieser bedeutenden Erkenntnis wenden wir den Blick auf den Turm; das Wissen um den einen Gestalter schärft den Blick. Wir wollen mit den Augen und der Einfühlung des Architekten drei gesonderte Betrachtungen zum Turm anstellen.

I.

Die erste Betrachtung gilt dem Turmhelm.

Bei der Untersuchung und Betrachtung des Turmhelms hat man an die Änderung des Maßwerkcharakters vom dritten Feld an (Abb. 1, Meßbildaufnahme), an die Minderung der Wandstärke vom vierten Feld an oder an die erneute Andersartigkeit des Maßwerks im sechsten Feld im Laufe der Jahre allerlei Vermutungen geknüpft. Bis in die allerletzte Zeit hat man als Ursache für diese und andere mehr technische Erscheinungen „zumindest einen Wechsel in der Bauleitung von der dritten Zone ab“ oder auch von weiter oben an als Ursache dieser Abweichungen nicht für ausgeschlossen erklärt.

Hefele hat an Hand der Urkunden gezeigt, daß die Ausführung des obersten Teiles des Helms — wieviel ist nicht klar — nicht mehr in den Händen des Meisters Heinrich Müller lag, sondern von Werkmeister Jakob Sorner besorgt wurde.

¹ Fr. Hefele, Die Baumeister des Freiburger Münsterturms, in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, Bd. 56 (1943), Seite 70—109. — Anmerkung des früheren Schriftleiters, Archindirektor Dr. Fr. Hefele: Von kunsthistorischer Seite wurde geäußert, es sei möglich, daß noch Meister Gerhart den Plan für den oberen Teil gefertigt habe. Daß aber der Meister des unteren Teils nicht Plansfertiger für den aus ganz anderem Geist entsprungenen oberen Teil gewesen sein kann, liegt wohl auf der Hand. Es müßte also ein Meister, gleich welchen Namens, gewesen sein, der in der kurzen Zwischenzeit den Plan für den oberen Teil gefertigt hätte, um dann spurlos zu verschwinden. Mit der Ausführung seines, also eines fremden Planes, wäre dann sein Nachfolger, nämlich der von mir festgestellte Meister Heinrich, etwa 30 Jahre lang beschäftigt gewesen, eine Lösung, die die Kunstgeschichte kaum befriedigen könnte.

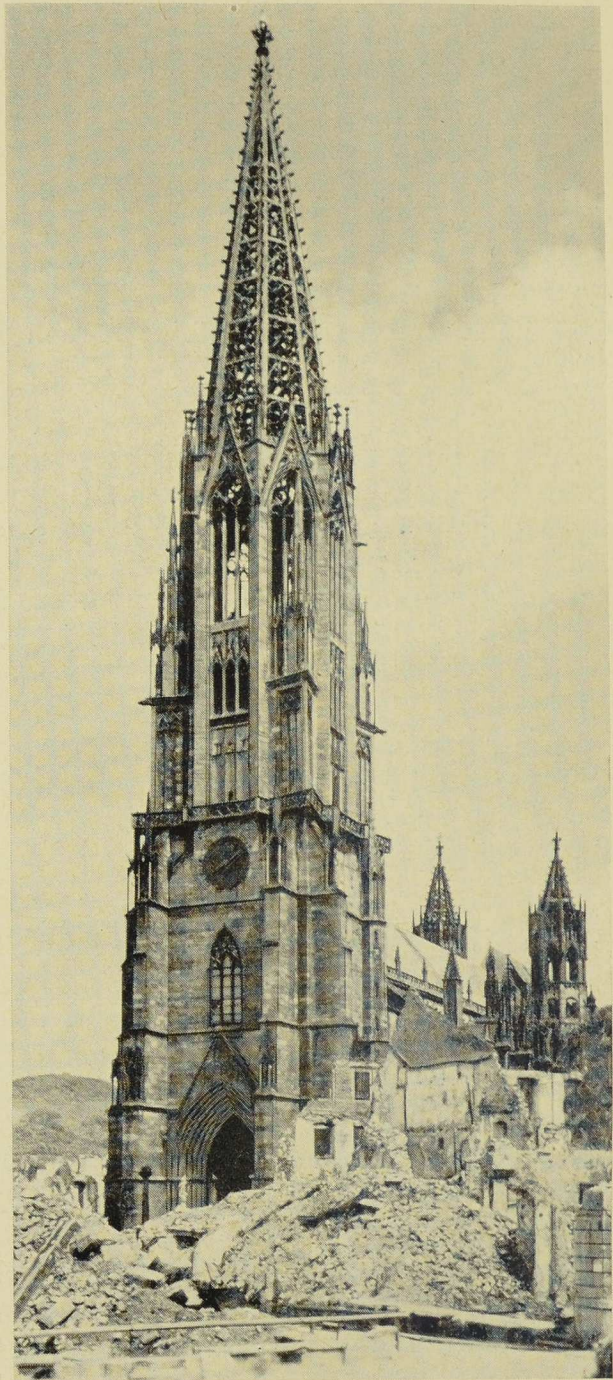
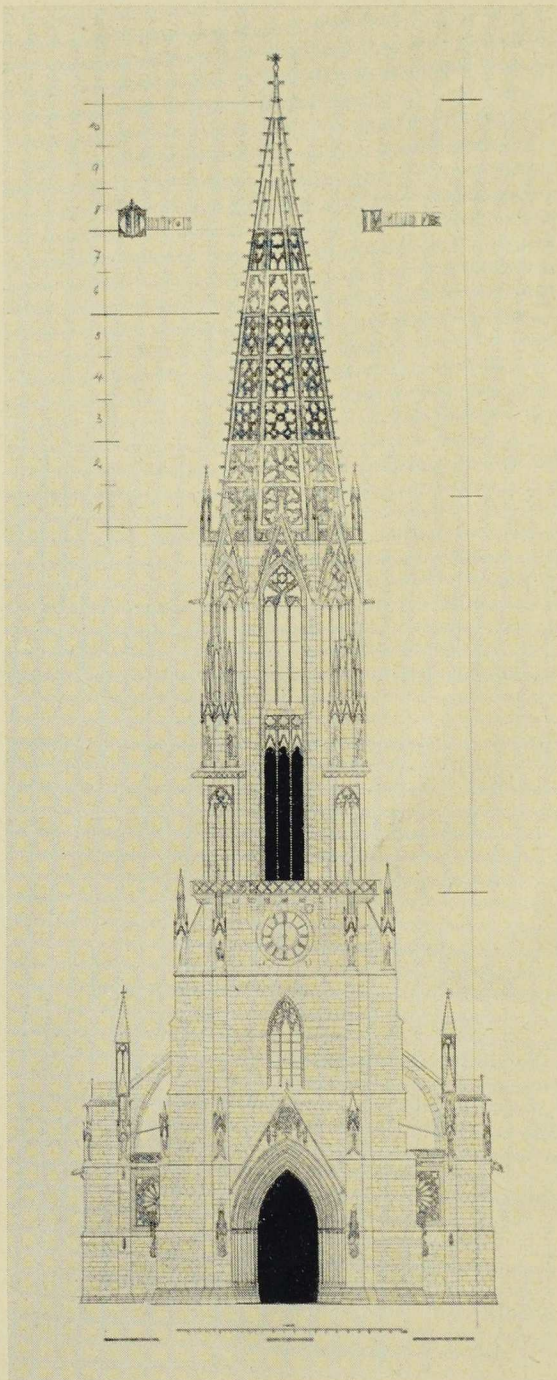
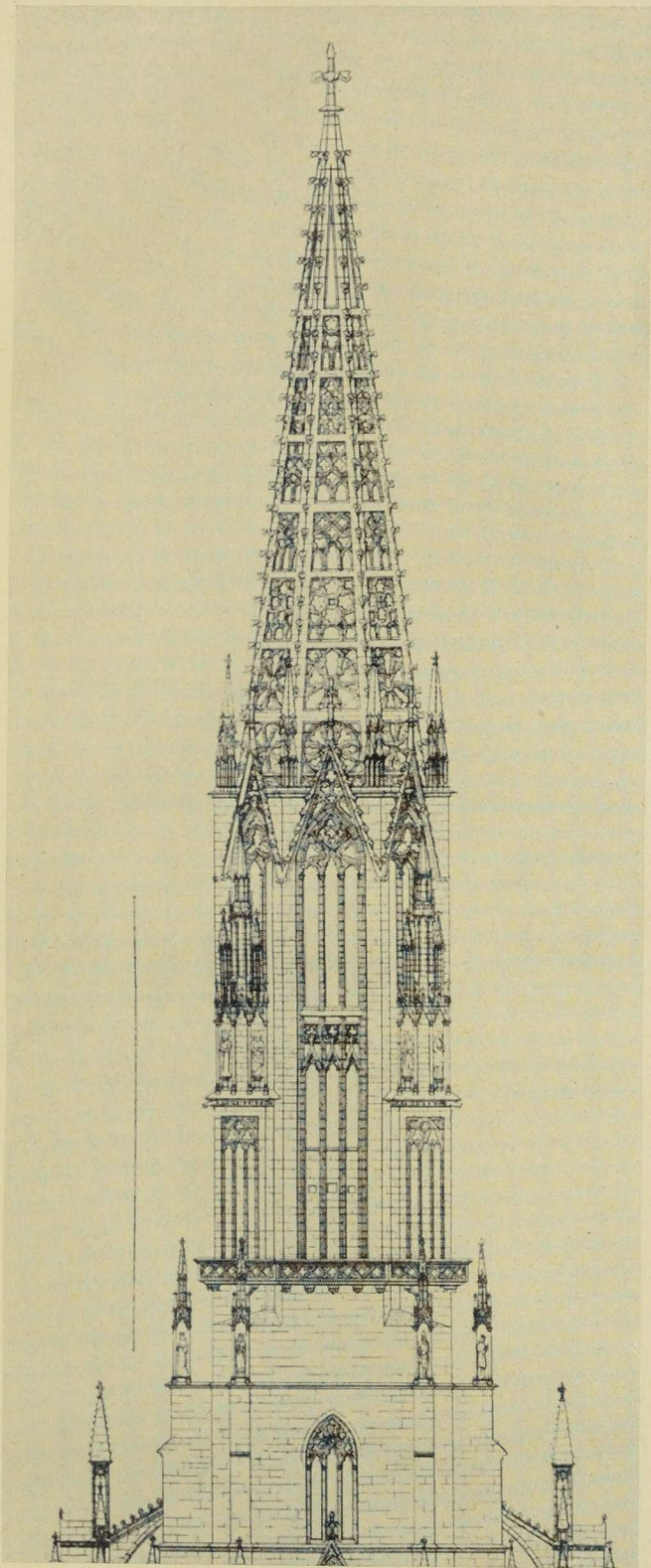


Abb. 1. Meßbildaufnahme und Turm von Südwesten

Aufnahme Röbde

Was sagt zu diesen Fragen der Architekt im Licht von Heseles Entdeckung?

Schaffende Künstler werden es begreiflich finden, daß der zeichnende Meister die ungleichen Felder nicht schematisch mit einem Muster gefüllt hat, sondern bei diesen großen Flächen eine gewisse Abwechslung und Rhythmisierung anstrebte. Wenn es dem Entwerfenden dabei gelingt, in vielfältiger Abwechslung die künstlerische Einheit zu wahren, dann bringt er eine reichere und zugleich höhere Lösung zuwege.



Man braucht nur einmal neben diese ziemlich genaue Meßbildaufnahme hier eine frühere ungenaue aus dem Handbuch der Architektur zu halten (Abb. 2), wo die Maßwerkaufteilung sich der Gleichförmigkeit nähert, und man wird spüren, was der Helm verloren hätte, wenn ihn sein Erbauer auch nur etwas gleichmäßiger aufgeteilt hätte. Der Helm wäre, schon rein graphisch gesehen, viel toter geworden.

Nein, wir wollen den Helm verstehen, wie er ist. So sah ihn der Meister — müssen wir als Hypothese zuerst setzen und gleich hinzufügen: und er schuf ihn in der Tradition stehend. Daß der Meister in der Tradition stand, z. B. mit dem durchbrochenen Helm nicht plötzlich etwas vollkommen Neues brachte, wie man glauben könnte, darauf hat früher besonders Fritzsche² in seiner Arbeit über den Turmhelm nachdrücklich hingewiesen. Dergegenwärtigen wir uns deshalb einen Augenblick den Bestand dieser Tradition.

Bekanntlich ist der Helm des Freiburger Münsterturmes kurviert, das heißt mit leichter Krümmung der Rippen nach außen versehen. Schon in der romanischen Zeit gab es kurvierte Helme. Ihre Außenschalen waren geschlossen gemauerte Wände; eine gewölbte Innendecke beim Übergang vom geraden Turmteil zum Helm fehlte,

Abb. 2. Turmhelm nach dem Handbuch der Architektur II, IV

² Ausführliche Angaben über die einschlägige Literatur, aus der auch die gelegentlichen Zitate entnommen sind, besonders auch über die Turmtheorien von Karl Stehlin, Werner

Noack, Anna Kempf, Otto Klehl, Walter Überwasser, Lisa Schürenberg im Jahresband Oberrheinische Heimat 1941, „Der Breisgau“, Aufsatz Werner Noack: Der Freiburger Münsterturm; ferner in „Forschungen und Fortschritte“, Februar 1948, und „Freiburger Almanach 1949“.

genau wie es an unserem Turm auch ist. So entstand von unten bis zur Spitze ein einziger Raum. Die Wandung stieg bisweilen in gleicher Mauerstärke vom Mauerkranz bis zur Spitze hinauf an, bisweilen war sie in 2—3 Absätze gestuft, bisweilen wurde sie allmählich dünner.

Die älteren Helme, besonders die größeren, waren nicht bloß technisch glatt gemauert, sondern auch meist horizontal gegliedert, z. B. wechselweise in einigen wenigen Schichten ganz glatt behauen, in den folgenden, oft breiteren, reliefartig wie eine Ziegeldachoberfläche ornamentmäßig belebt. Schon sie enthielten in regelmäßigen Abständen von einigen Metern eiserne Ringe zum Verhindern drohender Verschiebungen. Zur Belichtung und Belüftung — der Stein muß auch trocknen — hatten die älteren Helme einige Steingaupen. Die kurvierten romanischen Dierungstürme von St. Fides in Schlettstadt und St. Leodegar in Geweiler zeigen solche Gaupen am Dierungsturm, ganz klein oben an der Spitze; 100 Jahre liegen diese Bauten vor unserem Turm. Zu beachten sind auch die akroterienartigen, dreikantigen Stücke am Helmsaß als Vermittlung vom viereckigen Schaft zum achteckigen Helm; ich muß später noch darauf zurückkommen.

Andere ältere Helme zeigen nur Schlitze in den Helmseiten, ähnlich in der Form wie in Freiburg ganz oben oder mehrere durch solche horizontale Steinbänder getrennte Schlitze übereinander, oder einzelne kreisförmige Ausschnitte in den schrägen Helmmauern, oder Dreipässe, Vierpässe, Fünfpässe und Sechspässe oder Ausschnitte in Fensterform mit Maßwerk, wie sie alle im Freiburger Helm auch vorkommen, oder Pässe vermischt mit Fensterformen, in der unterschiedlichsten Anordnung. Von den ornamentalen und praktischen Ziereinschnitten in senkrechten Wänden und Platten — ein Beispiel dafür haben wir an unserem Münster in den senkrechten Giebeln des Lamportales — war man nämlich in Frankreich längst zum gleichen Vorgehen in den Schrägflächen der steinernen Helme übergegangen, um die Steinmauern zu erleichtern und zu zieren. Je sicherer man in der Auflösung dieser schrägen Steinflächen wurde, desto mehr wurde ornamental bereichert. Da gab es Helme mit lauter gleichen Paßformen, wie an der Kathedrale von Sees, 50 Jahre vor unserem Turm (Abb. 3, rechts, hier auch die Steingaupen oben!) Oder es wurde in jedem Feld, bisweilen rhythmisch, mit der Form gewechselt, z. B. mit dem Sechspass unten begonnen und mit dem Kreisabschnitt oben geendigt, wie bei Saint Pierre in Caen (Abb. 3, links). Die Reliquienkapelle in Arras, in der französischen Revolution 1789 zerstört (Abb. 4), war oben im Helm geschlossen, dann folgten nur vier Maßwerkfenster, in der nächsten Zone — um eine Seite versetzt — wieder vier Maßwerkfenster, aber dazwischen vier Vierpässe — also auf jeder Achteckseite ein Ausschnitt —, dann dieselbe Anordnung nochmals versetzt. Die Kathedrale von Cambrai, auch in der französischen Revolution zerstört, längst fertig vor unserem Bau, hatte im Steinhelm spitzbogige und kreisrunde Fensterauschnitte mit Maßwerk, also Formen ähnlich wie die Hauptfiguren der beiden unteren Zonen am Freiburger Helm. Die Fassade von Reims, zur Zeit unseres Meisters hochmodern und gerade in der Vollendung begriffen, zeigt an der Westfassade in den achteckigen Turmhelmen der mächtigen Strebepfeiler oben den Schlitze, darunter den Dreipass, dann folgen zwei Fenster fast genau wie in den obersten Feldern unseres Freiburger Turmes.

Jedenfalls bot Frankreich dem Meister eine Fülle von Beispielen und Versuchen aller Art. Man muß bedenken, daß der heutige Denkmälerbestand bei weitem kein vollständiges Bild mehr bieten kann, da außer in der französischen Revolution vor allem in dem 100jährigen Krieg zwischen Frankreich und England von 1350 bis 1450 ungezählte Kirchen und Abteien in Schutt und Asche sanken.

Unser Meister Heinrich Müller teilte also (siehe Abb. 1), wie es Brauch war und die Erfahrung lehrte, seinen Helmspiz in die üblichen Abstände, in denen die vorhin erwähnten Eisenringe eingelagert werden sollten, hier in Abstände von etwa vier Metern. Das gab bei der gewaltigen Höhe zehn Teile. Dann zeichnete er das Maß-

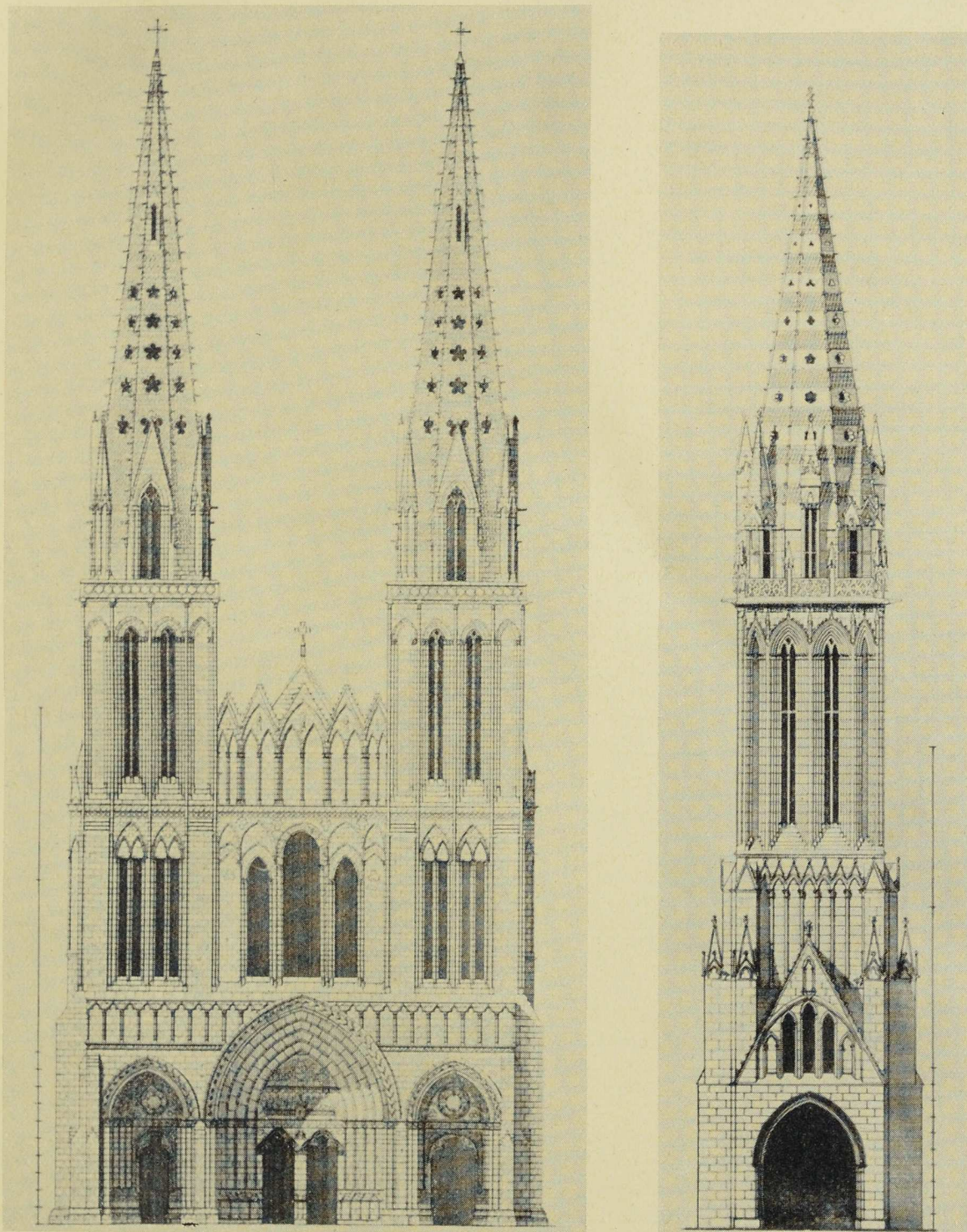


Abb. 3. Rechts Kathedrale von Seez, links s. Pierre in Caen, nach Dehio und von Bezold

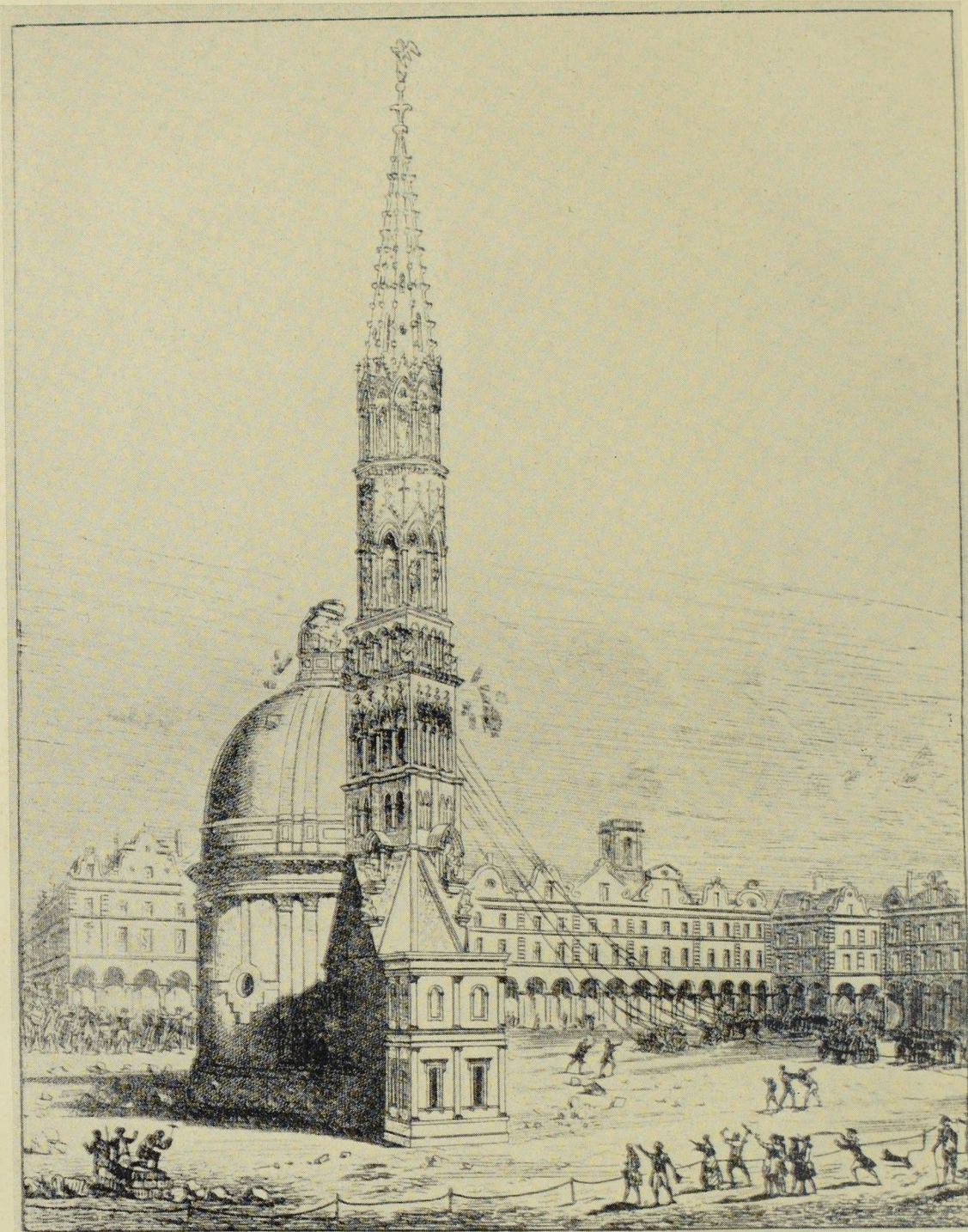


Abb. 4. Reliquienkapelle in Arras, Handbuch der Architektur II, IV

werk ein und differenzierte es in der Form und in der Aufteilungsdichte. Er wechselte die Muster der Höhe nach zonenweise, wie es dem neuen, durch Frankreichs Einfluß gewandelten Empfinden der Zeit und der ausgesprochenen Vertikaltendenz auch seines Turmes entsprach. Andere deutsche Meister machten es gleichförmiger; in Köln kehrt die Kreisfigur dauernd wieder, in Ulm später die Fensterform.

Bei diesem Öffnen der Helmwände in Maßwerkformen tat Meister Müller, soweit man das, wie gesagt, feststellen kann, erst mals den Schritt, alle Zonen und jede Zone ganz in Maßwerk aufzulösen; im würdigen Wettbewerb der Nationen eine deutsche Leistung, so wie etwa das freie Stab- und Maßwerk, vor dem Mauerwerk wie ein Spitzenschleier ausgebreitet, erst vom Straßburger Meister zur letzten Konsequenz und Üppigkeit geführt wurde.

Der Umstand allein, daß die erhaltenen späteren französischen Lösungen, von Rouen z. B., die deutsche Anregung, einheitlich die ganzen Helmflächen aufzulösen, nicht aufnahmen, sondern bei dem Wechsel von geschlossener Fläche und geöffneter Maßwerkzone blieben, macht es wahrscheinlich, daß diese Art den französischen Architekten nicht lag und daß der Freiburger Meister tatsächlich den ersten reinen Maßwerkurm schuf.

Unser Meister wählte: unten zwei Zonen große Formen, darüber drei Zonen kleine Formen. Über der Mitte: eine Zone mit großen Formen und eine mit kleinen Formen, dann folgt der Ausklang durch die üblichen Schlitze.

Oder: unten großes Stück offen, großes Stück geschlossener; über der Mitte: kleines Stück offen, kleines Stück geschlossener, dann der übliche Ausklang.

Oder, wenn man will, unten zwei Zonen großgliedrig, drei Zonen kleingliedrig. Über der Mitte: in der ersten Zone zwei Formen groß, in der zweiten Zone drei Formen klein. Also: keine einfache Reihung von unten nach oben, wie teilweise bei den Franzosen und in Köln oder Ulm, sondern rhythmische Teilung und Spannung. Es ist eine hohe und reiche Form.

Genau in der Mitte, wo die Spitze sozusagen am ehesten abbrechen könnte — man sieht dies im Freien aus der Ferne besser als auf der Zeichnung —, hier oben macht der Meister die relativ größten Öffnungen, mit tadelloser Eck- und Mittelversteifung. Man darf nicht glauben, daß dies ganz deutliche und gekonnte Aufreißen gerade an dieser Stelle das zufällige Ergebnis eines Wechsels des Bauleiters gewesen ist. Nein, hier an dieser Stelle ist in den ersten Minuten des Entwurfs eine Besonderheit gewollt und später bei der Durcharbeitung ganz einfach und sinnvoll mit den Mitteln des Maßwerks verwirklicht worden. Hier macht Meister Müller das gewagte Spiel der Filigrandurchbrechung des steinernen Helms den Augen ganz besonders fühlbar.

Man braucht der Auffassung von Friz, der Meister habe „der wichtigsten Forderung einer gleichmäßigen Verteilung von Steinwerk und Durchbrechung in allen Zonen weitgehend Rechnung getragen“, nur so weit zu folgen, als das Steinwerk statisch ein tragendes Fachwerk mit genügender Aussteifung bleiben mußte. Aber über eine gewisse konstruktive Einheit des Maßwerks hinaus brauchte die Teilung nicht gleichmäßig zu sein und sollte es auch nach dem Willen des Gestalters nicht sein; denn ebenso wichtig wie die Festigkeit, ja dem Meister gewiß noch wichtiger war die Wirkung, zumal aus größerer Entfernung — in der Nähe freilich trennen sich, wie Friz mit Recht sagt, die Maßwerkbilder kaum für das Auge.

Unser Meister will gewiß schon mit der Kurvierung nicht ausschließlich die Korrektur einer Sinnestäuschung — die Turmkante erschiene dem Auge sonst eingesenkt — vielmehr strebt er die vollere Form des Helmkörpers und leichteren Fluß und Übergang der Gesamtmassen des Turmes an. Ebensovienig ist für ihn der durchbrochene Helm nur eine zeitübliche Errungenschaft, sondern vor allem auch Raumabschluß seiner oberen Halle. Und genau so wenig ist der Wechsel im Maßwerk des Helms bei Meister

Heinrich Müller ungeordnete Willkür der Gestaltung, sondern sprechende Belebung. Wenn auch der oberste Teil des Helms von Jakob Sorner ausgeführt ist, so hat sich Sorner doch an den Gesamtentwurf Müllers gehalten. Die ganze Teilung stammt aus einem Kopf, sie ist der Niederschlag eines fein disponierenden, aus der Tradition aufsteigenden und einen Schritt weiter vorausschreitenden Geistes.

Der Helm spricht also gerade in seiner ornamentalen unterschiedlichen Gliederung auch für den einen Meister Heinrich Müller und umgekehrt: der neuentdeckte eine Meister läßt uns die Einheit in der Vielfalt der Maßwerkbildungen sehen.

Für die Erscheinung des Helms ist die geschilderte Teilung von größter Bedeutung. Wer bisher kritisch nur zögernd folgte, kann sich leicht, etwa auf einem Spaziergang von Herdern her, am Restaurant Dattler vorbei zum Kanonenplatz, selber überzeugen, daß die unterschiedlichen Teilungen mit vollem Bedacht gemacht sind. Stellenweise mag dies nicht so deutlich werden und nur das Durchbrochensein unten und das Zusammenschließen oben in Erscheinung treten — das gilt ganz allgemein für die Nähe —, dann aber formt sich die Ordnung, wie im Entwurf gesehen, von unten nach oben (Abb. 5) und wechselt in der Dichte in lebendigem Weben. Und von der Ferne rufen die relativ größten Öffnungen über der Mitte dem Beschauer immer noch zu: der Helm ist durchbrochen (Abb. 6).

II.

Unsere zweite Betrachtung gilt dem ganzen Turm. Auch ihn wollen wir mit den Augen des Architekten untersuchen.

Unser Meister sah auch den ganzen Turm als Einheit. Für ihn bestand die Aufgabe darin, das vom Vorgänger Überkommene — und das war schon ein respektable Kloß (Abb. 7) — seinem Gesamtentwurf dienstbar zu machen. Zweifellos war ihm nicht recht wohl vor dem Stumpf des Meisters Gerhart und vor dem bisher maßgebenden Riß; denn Meister Müller war anderer Art und liebte andere Durchbildung. Er hatte viel Neues auf seinen Reisen gesehen, in Deutschland schon und mehr noch in Frankreich, vielleicht in Reims, Troyes, Paris und manch anderen Orten. Er war fleißig gewesen im Sehen und Aufnehmen wie ein Villard de Honnecourt oder später Balthasar Neumann oder Weinbrenner und Tulla. Vor allem war er bewegt von den neuesten Strömungen, die in Frankreich lebendig waren.

Darum muß man sich die Fülle des Bestandes von Turmbildungen vor Augen halten, das Arbeitsergebnis zweier Jahrhunderte, das vor allem in Frankreich geschaffen war und das dem Meister als Fundament und traditionelle Bindung sowohl, wie als Anregung zu neuem, eigenem Schaffen zu Gebote stand.

Genau so wie beim Helm waren unzählige Versuche vorausgegangen, einfache und reiche. Der anfänglich harte Übergang vom Turmkörper zum Steinhelm war immer mehr gemildert worden. Von dreikantigen oder akroterienartigen Ekauffäßen wie bei dem romanischen Bau von St. Leodegar in Gebweiler und von kleinen runden Ekauffäßen hatte sich die Form zur gotischen Fiale oder dem gotischen Türmchen gewandelt. Solche Ektürmchen saßen zum Teil oben an der Mauerkrone des viereckigen oder achtseitigen Turmschaftes, also am Helmansatz, oder sie saßen tiefer im Glockengeschloß oder im Hallengeschloß, dort, wo der Übergang von einer Grundrißform in die andere erfolgte, oder sie begannen tief und strebten mehr oder weniger weit hinauf. Sie sind angelehnt und verbunden mit dem Massiv des Turmes oder losgelöst von ihm.

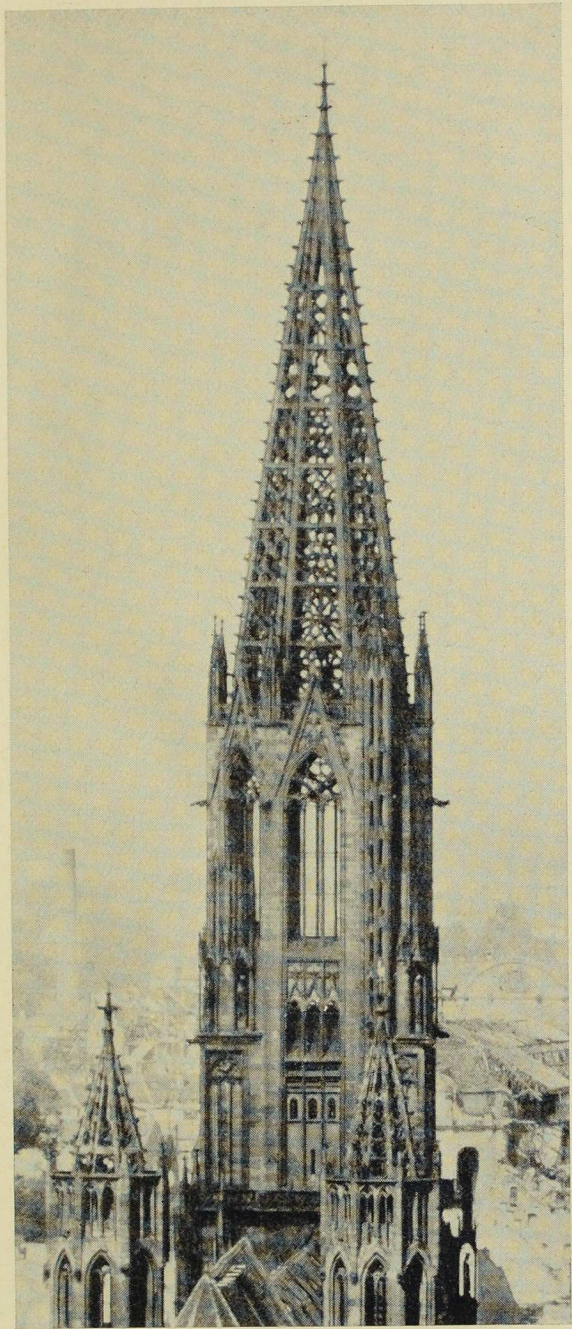
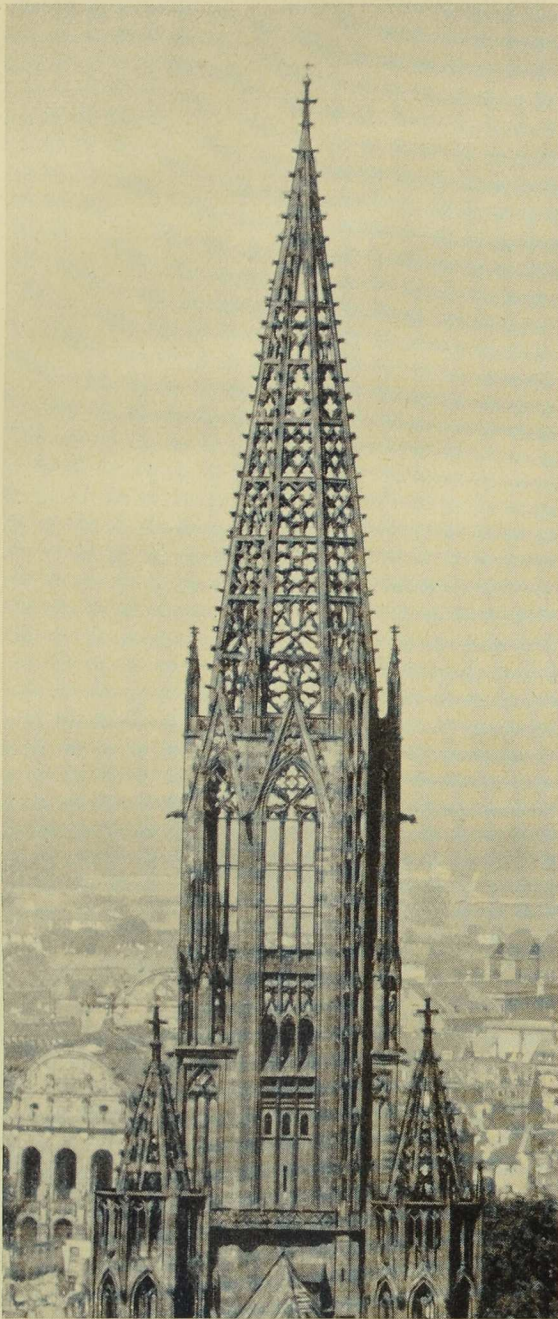


Abb. 5 u. 6. Turmhelm von Osten und Nordosten

Aufnahme Röbcke

Diese Körper sind bei den vielen Vorbildern von der unterschiedlichsten Bildung und Größe, im Grundriß rund (ein Beispiel in Freiburg: die neue Johanneskirche), dreieckig wie in Freiburg die Dreikantpfeiler unten, viereckig, sechseckig wie in Freiburg die Dreikantpfeiler oben, und achteckig. Sie sind einstöckig, zweistöckig, wie bei unserem Turm, oder auch dreistöckig, oben in Pyramiden oder Fialen oder eigenen Helmen endigend. Sie sitzen nur am Helmsatz oben, oder vor dem Glockengeschoß, oder vor der Halle, oder reichen über beide hinweg und streben sogar über den Helmsfuß hinaus. Im oberen Teil, wo sie auslaufen, zeigen sich die Fenster des Turmes dahinter

wie auch in Freiburg. Sie sind geschlossen massiv, oder geöffnet und selbst mit Fenstern versehen, oder luftig auf Säulchen oder Maßwerkstäben sitzend; sie sind unten massiv und oben in Säulenbaldachinen endigend, ähnlich wie bei uns, oft im massiven Teil mit Blindmaßwerk gegliedert wie hier bei uns unten. An der bedeutendsten modernen

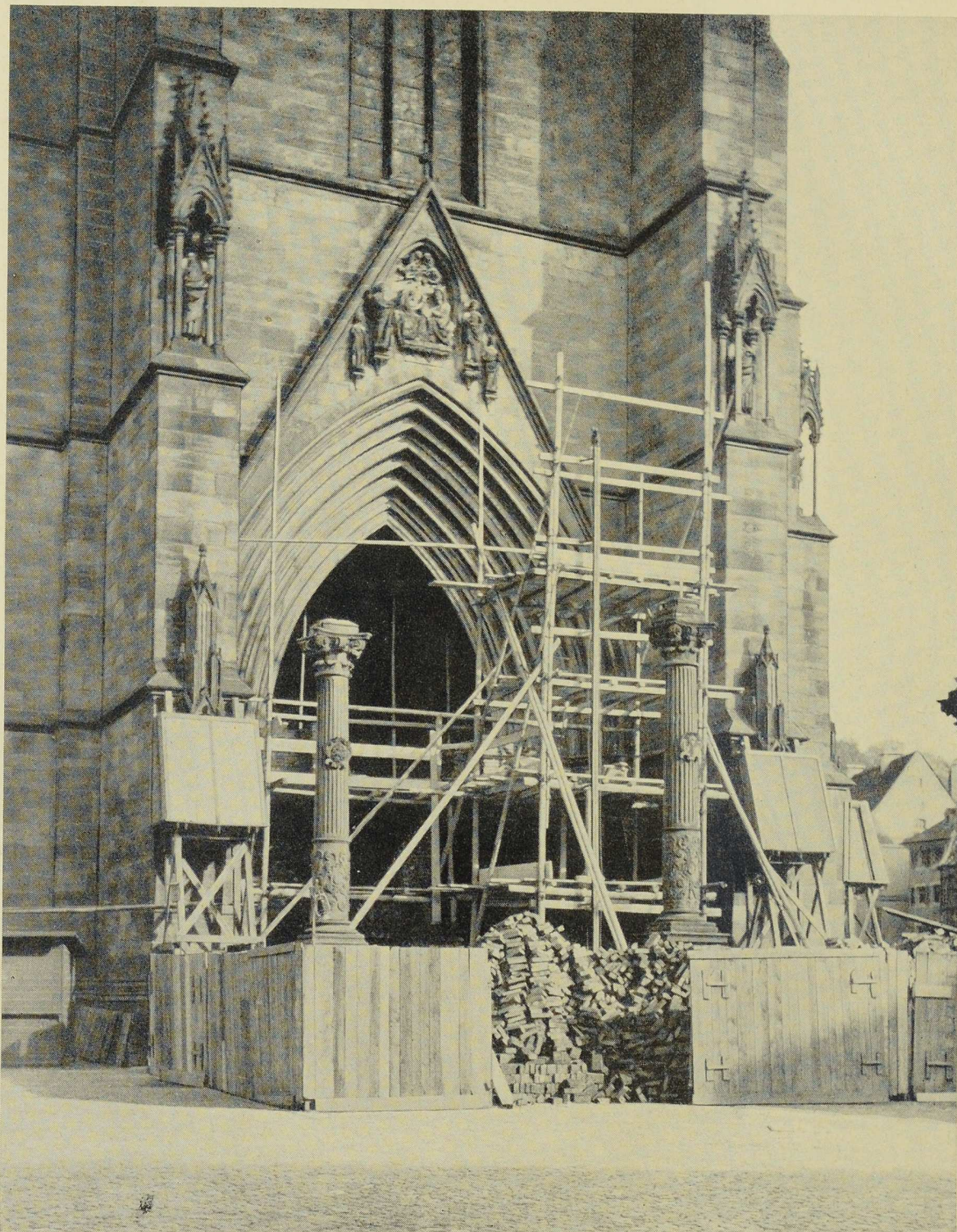


Abb. 7. Unterbau des Turms

Aufnahme Heß 1942

Lösung von Reims — damals gerade im Bau — waren die Ecktürme ganz offen, im Riß achteckig vorgesehen, auf Maßwerkpfeilern ruhend, von gewaltiger Höhe, die ganze obere Glockenhalle begleitend.

Eine ähnliche Aufgabe, architektonische Übergänge zu vermitteln, hatten die Giebel mit Fenstern oder die in Maßwerk aufgelösten Wimperge zu erfüllen, wie an der oberen Galerie in Freiburg. Beide saßen am Helmansatz oder weiter unten und waren in der verschiedensten Weise gebildet.

Die Galerie war in Frankreich und Deutschland seit 80 Jahren heimisch und war auch schon in freier Weise, ohne Anlehnung an ein Hauptgesims, ähnlich wie hier angebracht (St. Elisabeth in Marburg); oft ist sie von den genannten Wimpergen unterbrochen, wie gerade an weit bekannten 30 und mehr Jahre älteren Bauten.

Obere Hallen über dem Glockengeschloß gab es da und dort in respektablen Ausmaßen; oder der oberste Raum war selbst Glockengeschloß wie in Reims und hatte riesige Öffnungen.

Größere Fenster zog man schon seit 50 und 60 Jahren im Innern von Kirchenschiffen mit darunterliegenden als Langhaus- und Trisorienfenster zu großen Ordnungen zusammen, so wie hier das Fenster der Halle und die Öffnungen der Glockenstube.

Von altersher wird der Übergang vom Viereck unten ins Achteck oben für das Auge vorbereitet, indem man die Strebepfeiler des Vierecks in den genannten Fialen und Türmchen auf die unterschiedlichste Weise endigen läßt.

Diesen Elementen begegnete der Meister allenthalben auf seiner Wanderschaft. Und nach Vorstellungen und Bildern, die ihm beim Anblick der fremden Bauten und Risse anderer Meister geblieben waren, schwangen sich bei seinen eigenen Aufgaben diese unzähligen Glieder zu den unterschiedlichsten Gebilden zusammen; und aus allen Ansichten der Wanderzeit und allen gelegentlichen Formungen eigenen Schaffens wuchs dem Meister bei dem einmaligen Auftrag in Freiburg sein eigener Turm. Solch ein komplizierter Organismus springt in einem Zeitalter lebendiger und organisch wachsender Tradition nicht plötzlich aus einem Kopf wie Athene aus dem Haupte des Zeus, sondern er ist deutlich Endglied einer Kette, die Frucht von Jahrhunderten, ein letzter Wurf.

Unser Turm ist auch kein durch Zusammenzeichnen entworfener Bau, sondern der Geist eines solchen Mannes geht von der Tradition wie von einem starken Strom getragen, mit tausend Formen und Möglichkeiten lange trüchtig, zieht unbewußt und bewußt aus allen Ansichten und Gesichtern Nahrung für seine eigene Gestaltung und seine Einfälle, vor allem für seines Geistes liebstes Kind, um es dann im Augenblick befreienden Auftrags — da sein zu lassen.

Gerade an der Wegscheide sozusagen des Freiburger Turmbaus war Meister Müller ins Amt gekommen, da nämlich, wo bei der Ausführung ein bestimmter Übergang ins Achteck gewählt werden mußte. Das Pfeilersystem war oben noch nicht abgeschlossen, und sicher war es nach Meister Gerharts Riß für eine andere, man könnte vielleicht sagen, nicht so moderne Lösung bestimmt.

Die Entscheidung für den Freiburger Turm fiel in dem Augenblick, wo Heinrich Müller vor dem Riß des Meisters Gerhart oder vor dem Unterbau (Abb. 7) des begonnenen Turms den Blick immer wieder auf den einen Punkt heftete, auf den Zusammenfluß von Wimpergspitze, Kaffgesims und Fensteransatz, von hier aus die Strukturgliederung des gegebenen Bestandes sah und dann entschlossen in Höhe der

heutigen Sterngalerie den erlösenden, energischen waagrechten Strich machte — von der Eingebung und der Klarheit seines architektonischen Gesichtes überfallen —, tief erschüttert und jubelnd zugleich. Er hatte die Idee für die Gestaltung des Turmes im Großen gefunden. Höher durfte der Unterbau nicht werden für das, was er anstrebte (Abb. 1), denn drei klare, gleiche Teile wollte er machen, Viereck, Achteck und Helm sollten jeweils gleich hoch werden.

Deshalb war er sich zugleich im klaren, daß er die vom Vorgänger angelegten Strebepfeiler eiligst noch unter die Galerie stecken müsse. — Das erkennt man in Wirklichkeit besser als im Plan.

So greift denn Meister Heinrich Müller mit dem nächsten Strich das obere Ende des Oktogons, mit dem nächsten die Turmspitze.

Und jeden Teil sieht er so wie den unteren zugleich jeweils von seiner Mitte aus. Unten konnte nämlich, wie gesagt, die optisch schnell erfassbare Spitze des Vorhallenwimpergs am Fuße des Michaelfensters, da wo auch das Giebs durchgeht, die Mitte bilden. Im nächsten Teil liegt sie naturgemäß zwischen den hier unterzubringenden Räumen, dem riesigen Glockenraum und der Halle darüber; und im Helm wird sie auch von Bedeutung werden — die Mitte ist immer wichtig —, denn er will mehr Maßwerk, viel mehr Maßwerk machen, als alle bisher machten, und da wird auch die Mitte für irgendeine besondere Funktion vorgemerkt — wir haben diesen Gedanken im ersten Teil verfolgt.

Neben dem elementaren, an Frankreichs großen Bauten geschulten Wollen 1 : 1 : 1 und halb, halb, halb, sieht und will der Meister zugleich klare Gegensätze und Abtrennungen von unten nach oben:

glatt, bewegt, durchbrochen,
oder: flächig, plastisch, eingeschnitten.

Und in den einzelnen Teilen ist ihm willkommen: die tiefe Höhlung der Vorhalle gegen die Flächen daneben und darüber; das stets dunkle Loch des Glockenraumes gegen die freie Lichtfülle der Oktogonhalle — die er offener als alles bisher Gesehene erschaut und will —; schon in Frankreich hatten es diese Hallen ihm gewiß angetan —; und über der Halle sieht er die halboffenen Flächen des Maßwerkes im Helm sich erheben, ein einheitlicherer Raumabschluß der Halle nach oben als bei den französischen Bauten.

Beim Freiburger Turm dient der Geist der Mathematik wie in der Musik. Es ist wie ein Thema unten, ein gegensätzliches darüber, und der harmonische Ausgleich in der Spitze.

Mit wenigen Strichen ist das Werk in elementarer Größe gesehen und als Ziel gewollt, das vollgültige Gesamtkunstwerk geboren, damit es wachse; das weitere Ausformen war Sache des Fleißes, sorgfältigen Abwägens und der Verwertung der Erfahrungen und geometrischen Methoden der Väter.

Herrlich und ewig erhebend und ermutigend ist es, zu sehen und neu zu erleben, wie dieser Gestalter gleich Goethe oder einem Heiligen seine gewaltigen Gemütsbewegungen mit bewußter Klarheit ins Maß bringt.

Heinrich Müller ist wie ein Philosoph, der die zerstreuten Formenreihen durch Denken sichtet und die erste deutsche Summa des gotischen Turmes mit Steinhelm schreibt. Wir freuen uns und trösten uns, daß ein deutscher Mensch, auf den Schultern des Nachbarn weiterbauend, in wahrhaft menschenwürdigem Wettbewerb nicht bloß eine andere, sondern eine anerkannt schönste und reifste Turmlösung zustande brachte.

Auf Heinrich Müller könnte man bei unserer Begegnung mit ihm nach sechs Jahrhunderten das Wort Goethes über den Straßburger Meister anwenden: „Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Teile bearbeitet haben; er ist der erste, aus dessen Seele die Teile wie ein ewiges Ganzes zusammengewachsen hervortreten.“

Und wenn die „übersteigerung ins Symbolische“ tatsächlich ein wesentlicher Zug des Gotischen ist, und wenn die „Durchdringung der irdischen und himmlischen Sphäre ein charakteristisches Merkmal der mittelalterlichen Kunst ist und der eigentliche Schlüssel zu ihrem Verständnis“, dann ist der Turm Heinrich Müllers mit Halle und Helm nicht bloß „der Tanne steinern Bild“, wie Burte singt, sondern das Bild des Menschen, des über sich selbst hinausgehobenen, aus Masse und Macht frei sich erhebenden und erhobenen, dem Absoluten geöffneten Menschen —, also des betenden Menschen Bild.

Entspricht nun aber in Wirklichkeit das Bild, das uns der Turm täglich bietet, diesem hohen Wollen des Meisters? Das ist eine Frage und ein Anliegen des Architekten, das ich hier anfügen möchte.

Der Einbau der Wächterstube in das Glockengeschloß, nach Kempf angeblich aus dem 18. Jahrhundert stammend, und von ihm lebhaft bedauert, zerstört den Rhythmus der senkrechten Ordnung empfindlich, aber auch den Gegensatz und Reichtum nach der Seite hin. Die Höhenordnung ist kleinlich unterbrochen, das ist offenbar; und wohin ist der Wechsel vom Relief des Blendmaßwerks auf den Dreikantpfeilern über die blanken Oktogonflächen zum tiefen Loch des Glockenstuhls? Auf diese vom Meister gewollte Klarheit kann man bei einem solchen Bau nicht verzichten. Die heutige spießige Unklarheit versperrt sicher manchem den Zugang zum Verständnis der künstlerischen einfachen Größe des Turms.

Sollen wir den Bau den Besuchern aus aller Welt beim Einbiegen in die Münster-gasse für alle Zeit so zeigen?

Schade und verwunderlich zugleich, daß man sich in besseren Zeiten die ungetrübte Form so lange vorenthielt und damit auf die formende Kraft ihrer Größe verzichtete — als ob die Ausgangsform nie mehr erreichbar wäre.

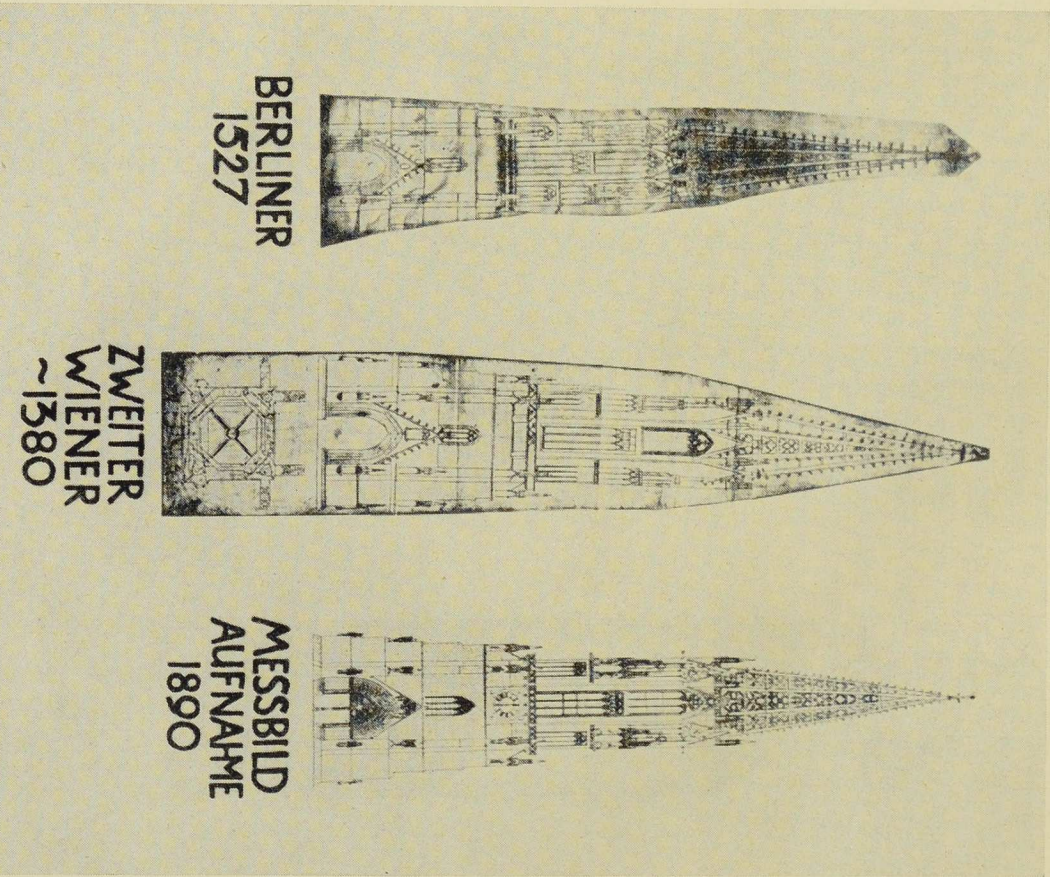
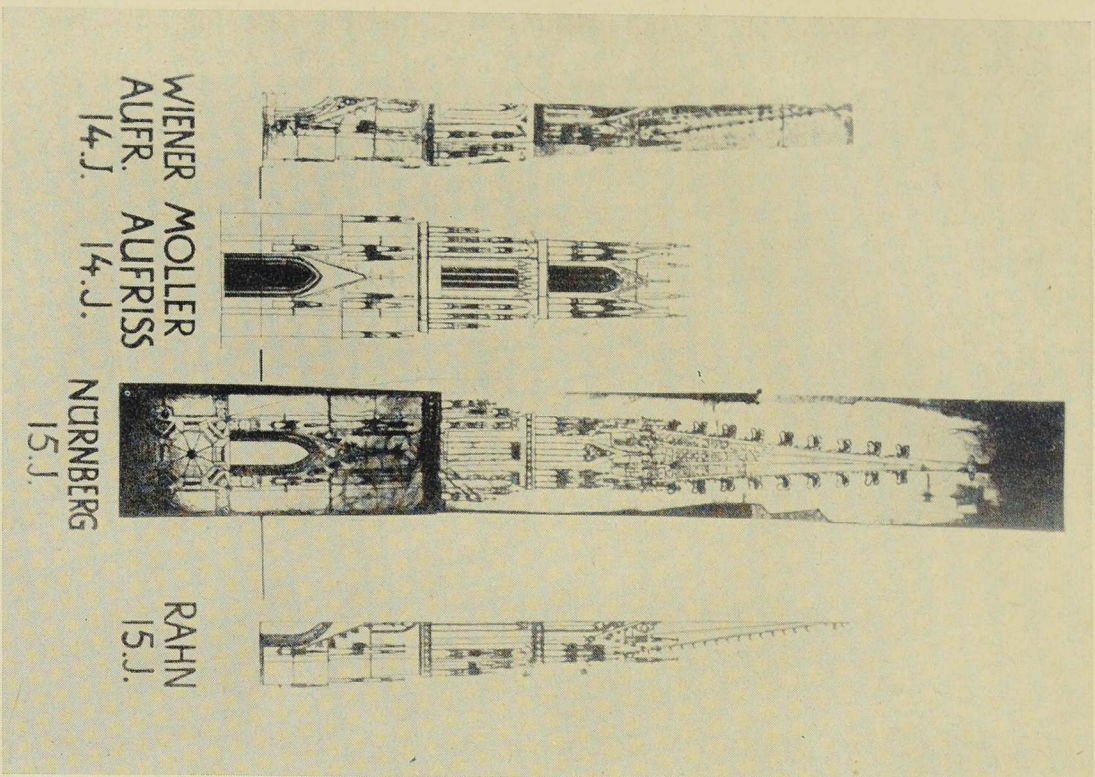
Der heutige Zustand ist leicht zu ändern; daß er 200 Jahre und mehr besteht, macht ihn nicht besser. Ich glaube, Meister Heinrich Müller würde uns lendenlahm schelten, trotz unserer vielen Kunstgeschichte, wenn er heute unter uns träte. Ein königlicher Bau wahrhaftig — aber ein schäbiger, unfestlicher Flick am edelsten Turm, am Kleinod der Stadt, am Anteil einer Welt. — Es sollte die Jugend, wo sich jetzt sechs Jahrhunderte seit der Vollendung des Turmes runden, dem endlich entdeckten Meister mit dem Versprechen entgegengehen, diesen Zustand zu beheben, sobald es die Verhältnisse vernünftigerweise zulassen.

III.

Die Dorentwurf-Hypothesen

Wenn man Meister Heinrich Müller in der geschilderten Art bei der Entwurfsarbeit sieht, dann betrachtet man jene *Theorien*, die in den letzten Jahrzehnten über angebliche Dorentwürfe des Meisters entwickelt worden sind, mit anderen Augen.

Seit 1908 hat man eine Anzahl alter Turmzeichnungen festgestellt (Abb. 8) und in mehr oder weniger enge Beziehung zur Entstehung des *Entwurfs* des Freiburger Münsterturms gebracht.



2166. 8. Turmzeichnungen nach „Oberheirn. Rundt“ 1941

Unter anderem hat man gesagt, man könne an ihnen für ein Bauwerk ersten Ranges den einzigartigen Fall verfolgen, wie ein mittelalterlicher Meister in Etappen zu seiner hervorragenden Endlösung gekommen sei. In der Abbildung sind die Risse nebeneinandergereiht und rechts steht die Maßbildaufnahme des Bestandes.

Der erste Wiener Aufriß, so sagt man, zeige über dem quadratischen Untergeschoß eine quadratische Galerie, herumgeköpft um die Strebepfeiler, darüber ein abermals quadratisches Geschoß mit ebenfalls quadratischer Galerie, und dann folge das Achteck mit freistehenden Eckpfeilern davor.

Eine zweite Gruppe, so sagt man weiter, der Mollersche Riß, der Nürnberger und besonders der Rahnsche Riß zeigten einen Fortschritt; hier sei die untere Galerie zwar auch quadratisch, das Geschoß darüber aber folge im Grundriß bereits dem zwölfeckigen Stern — das beweise u. a. ein anderes, größer gezeichnetes Fragment vom Glockengeschoß in Stuttgart aus denselben Jahren wie der Rahnsche Riß; dies Fragment sei zeitlich nach dem Rahnschen Riß gefertigt und erkläre diesen —, und in diesem sternförmigen Geschoß mit sternförmiger Galerie tauche nun zuerst die geniale Lösung auf, von unten her die Entwicklung des Turmachtecks vorzubereiten.

Eine dritte Gruppe, der Berliner und der zweite Wiener Riß, zeige dann den wahrhaft großartigen Schritt zum Verzicht auf die obere Stern-galerie; es scheine ferner im Plan als Überleitung das Uhr-geschoß, die Stern-galerie werde heruntergedrückt auf ihre heutige Stelle, und der ganze obere Teil werde in seinem zügigen Vertikalismus entwickelt.

Man glaubt, daß man in diesen Rissen mit den angeblichen ersten Entwurfsstufen sogenannte Bearbeitungen von verlorengegangenen Dorentwürfen des zweiten Turmmeisters, unseres Heinrich Müller also, vor sich habe, Bearbeitungen, geschaffen in mehr oder weniger enger Anlehnung an das Vorbild der originalen Dorentwürfe.

Man sieht in den Rissen sogar den Abglanz eines „Idealentwurfs“ des Turmmeisters, der nicht zur Ausführung kam, aber als Vorbild um so nachhaltiger gewirkt habe; er habe eben im Sinne eines Idealentwurfs nicht so weitgehend wie der ausgeführte Bau auf die schon vorhandenen Untergeschosse Rücksicht genommen; in diesen Zeichnungen zeige sich außerdem — so sagt man — „die Änderungs-freude der mittelalterlichen Meister zu immer neuen Variationen desselben Themas.“

Eine andere Hypothese schließlich erklärt den Berliner Riß von 1527 als die Kopie eines Spätgotikers vom Originalriß des ausgeführten Turms.

Gegen so viel kunstwissenschaftliche Ausbeute Bedenken anzumelden, ist zwar gewagt für einen Architekten; aber um des Meisters willen muß es geschehen; ich möchte meine Gedanken in die Form einiger Fragen kleiden:

1. Warum sollten sich die späteren Bearbeitungen gerade an den nichtausgeführten, angeblichen Dorentwurf gehalten haben, statt an den bewunderten, berühmten, ausgeführten Turm?

Man studiert doch das, was besser ist, was Weltruhm hat und nicht solch unausgeglichenes Getürme — besonders wenn 1527 der Originalriß tatsächlich noch vorhanden gewesen wäre!

2. Nach Hüttentradition war es allgemeine feste Rechtsgewohnheit, die Arbeit des Vorgängers unangetaftet zu lassen.

Wie sollte deshalb unser Meister „zunächst“, wie man sagt, daran gedacht haben, das vom Vorgänger Überkommene, in unserem Falle also den Unterbau bis zum Glockenstuhl herauf, „stärker außer acht zu lassen“, beliebig zu ändern, also Strebepfeilerabsätze und ihre Baldachine zu verlegen, die Zahl der Gesimse zu verringern, die der Baldachine zu vermehren, das Fenster im Michaelsgeschoß zu streichen, die Gesamtverhältnisse des Unterbaues und der Vorhallenöffnung im besonderen total zu variieren, die Galerie gar bis auf das Michaelsfenster herabzudrücken?

Konnte der Meister überhaupt auf solche Gedanken kommen? Rechnete er nicht vielmehr schlicht und ohne Vorbehalt nach Vätersitte mit dem überkommenen Bestand? Und kam er nicht in der Tat eben gerade deshalb, wie wir gesehen haben, zu seiner kühnen Lösung?

Warum sollten also besonders die Risse, die den Bestand des Unterbaues gegen alles Hüttenherkommen nicht zu achten scheinen, Anlehnung an einen Dorentwurf des Meisters sein?, entstanden gar noch zu Beginn seines Schaffens? — das ist innerlich unwahrscheinlich.

Wie kann im besonderen der Meister das Uhrgeschoß erst in der dritten Etappe seines Entwerfens als „Überleitung“, wie man sagt, eingefügt haben, wenn das tatsächliche durch ihn vorgenommene Einschnneiden am ausgeführten Turm in halber Höhe des Geschosses zeigt, daß das Gemäuer zumindest ein Stück hoch um den Fuß des Glockenstuhls herum schon stand?

Wenn der Meister also bei der Ankunft vor dem Unterbau seines Vorgängers mit diesem Geschosstück nach Herkommen rechnen mußte, warum sollte er dieses Mauerwerk zunächst weggedacht haben, statt es in seinen Entwurf einzugliedern, wie das Herkommen seit Väterzeiten befahl?

3. Wenn bei dem Nürnberger und dem Rahnschen Riß die Galerie über dem Untergeschoß quadratisch ist, die zweite Galerie aber wirklich eine Stern galerie sein soll — gezeichnet ist sie meines Erachtens nicht so, denn es fehlen die entsprechenden Verkröpfungen —, wenn also das Glockengeschoß, wie Kleßl für den Rahnschen Riß im besonderen bewiesen haben will, schon Sternform hat, wenn also der ins Achteck überleitende Dreikantpfeiler hier schon da ist, wozu dann — so muß man fragen — mit der vermeintlichen Stern galerie darüber noch mals betont auf das **D i e r e k v o r s p r i n g e n** mit den Ecken? Es ist doch glücklich schon verlassen! — Hat der klare Kopf unseres Meisters solchen Widersinn auch nur einen Augenblick wirklich planen können? Genügt nicht schon dieser eine Gedanke, das ganze Gebäude der Hypothesen ad absurdum zu führen? Ist man also nicht gezwungen, das Dargestellte auf diesen Rissen anders zu erklären?
4. Wenn sogar ein so genauer Riß wie der zweite Wiener, angeblich von 1380, **w e s e n t l i c h e T e i l e** des Entwurfsgedankens Meister Müllers nicht versteht oder gar nicht sieht: z. B nicht einmal den genialen Schnitt in den Turmleib zum Herausholen des Dreikantpfeilers versteht und die entsprechenden Kanten parallel statt schräg zeichnet — es entsteht ja sonst gar keine Spitze, sondern nur ein Absatz —, oder wenn er die sprechende Hauptform des Achtecks, das große zusammengefaßte, von unten bis oben durchlaufende Fenster des Achtecks nicht sieht, sondern in zwei Einheiten trennt, also 30 Jahre nach der Vollendung des Turmes dem geistigen Wiß des Meisters als angeblicher Fachmann so fern steht, ist es dann nicht wahrscheinlich, daß eben sehr früh schon kein Originalplan vom Turm mehr vorhanden war, daß

also alle Pläne nur vom ausgeführten Turm her nach mehr oder weniger gründlicher, mehr oder weniger dilettantischer oder fachlicher Anschauung entstanden sind? (Eines der acht Felder des Steinhelms, das fünfte von unten, ist übrigens auch weggelassen.)

5. Wenn nun aber der Unterbau in den Rissen tatsächlich grundverschieden dargestellt ist, besonders auch in den vieren, die für die Hypothese in Anspruch genommen werden, wenn diese Risse auch im Oberbau zahlreiche fachliche Mißverständnisse, Ungereimtheiten und Abweichungen enthalten, erhärtet dies nicht den Gedanken, daß es sich hier eben nicht um fachliche Bearbeitungspläne oder Kopien handelt, sondern um mehr oder weniger dilettantische und schulmäßige Aufnahmezeichnungen des weltberühmten Turmes oder, wie höchstens beim Mollerschen Riß, um die freie Darstellung einer Einturmfassade, um Zeichenprodukte also, die schlecht als Kronzeugen für die Hypothese von Dorentwürfen des Hauptmeisters dienen können?

Sehen nicht fachmännische, meistemäßige Bearbeitungen und Pläne ganz anders aus, so z. B. die von Kleßl veröffentlichten Fragmente aus Stuttgart oder mittelalterliche Risse in der Straßburger Hütte?

Und ist nicht bei den Rissen, wo der Oberbau besser stimmt, wie bei dem Berliner Riß und dem zweiten Wiener Riß, auch das Untergeschoß besser gezeichnet? Gibt dies nicht zu denken?

Oder müßte man nicht mit dem gleichen Recht, ja mit viel mehr Grund im Untergeschoß des Mollerschen und des Nürnberger Risses die Spur eines Dorentwurfs des ersten Turmmeisters für seinen Bauteil sehen? Was hinderte, diese Hypothese auch noch zu vertreten?

Von den dilettantischen Mißverständnissen und Ungereimtheiten der Risse sei kurz noch hervorgehoben:

- a) Könnte man auf der angeblichen oberen Sterngalerie des Mollerschen, des Nürnberger, des Rahnschen Risses überhaupt gehen?

Da der Kern des Sechseckbaldachins auf dem Dreikantpfeiler massiv sein muß — genau wie am ausgeführten Turm —, um die große Steinmasse der Fialen darüber tragen zu können, so berührt die Mittelseite des Kernes die Außenfläche der Front des Pfeilers, genau wie am ausgeführten Turm. Die angebliche Galerie beim Mollerschen und Rahnschen Riß steht aber nicht vor, sondern die Baldachinsäulchen sitzen auf der Außenkante, beim Nürnberger Riß deutlich auf der Schräge des Wasserschlaggesimses — genau wie am ausgeführten Turm bei den Apostelfiguren — und lassen keinen Raum frei für einen Umgang.

- b) Beim Rahnschen Riß sitzen die Baldachintürme unverstanden nicht über den Pfeilern, deren oberen Ausklang sie doch sein sollen, sondern daneben!

Genau so führt der Dreikantpfeiler nicht die Viereckkante des Untergeschosses fort, sondern ist vermutlich eben beim flüchtigen Abzeichnen sinnlos vorgelegt, seine Funktion ist also auch nicht verstanden.

Ebensowenig ist aber der Sechseckbaldachin darüber als Fortsetzung, Aufteilung und Auflösung des Dreikantpfeilers klar gesehen; es ist in diesem Zusammenhang unwahrscheinlich, daß dieses Zeichenprodukt Ausgangspunkt des Architekten-Fragmentes in Stuttgart gewesen ist, wie Kleßl wahr haben will.

Unwahrscheinlich ist deshalb, daß aus diesem Riß etwas von einem Vorversuch unseres klardenkenden Meisters Müller herausleuchtet; gerade seine entscheidenden Bauelemente sind nicht gesehen; hier ist keine Spur vom Geiste des Meisters.

Man werfe noch einen Blick auf die Galerie, über der Spitze des Fensters von St. Michael wegläufend; ist hier nicht ein flüchtig sehender Dilettant an der Arbeit gewesen?

- c) Beim **Nürnberg**er Riß meint man zu spüren, wie der fleißige Dilettant — der Krabben von 3 Meter Ausladung und eine Kreuzblume von 15 Meter Höhe macht — zwar die Blendmaßwerke des Dreikantpfeilers und des Steingurtes zwischen Glockengeschosß und Halle gesehen hat, aber vereinfachend in eine Höhe geschoben hat, und wie er das starke Wasserschlaggesims am Fuß des Sechseckbaldachins, auf dessen Schräge die Säulchen sichtbarlich sitzen, einfach horizontal durchgezogen hat.

Deckt der Zeichner nicht ferner, wie aus der Froschperspektive sehend, mit dem Sechseckbaldachinpfeiler das ganze Hallenfenster in der Diagonale zu?, ohne Ahnung von der Funktion des Pfeilers, dessen obere Auslösung doch endlich das Hallenfenster freimachen soll (genau so mißverstanden auch beim ersten Wiener, beim Mollerschen und Rahnschen Riß).

Nimmt es nicht der Darsteller des Nürnberger Risses beim Untergeschoß ebensowenig genau und verringert die Zahl der Gesimse, verändert die gesamten Verhältnisse und verzeichnet oben den Helm ins Grotoske? Und der letzte Hinweis:

- d) Beim **Mollerschen** Riß sind die Kanten des Dreikantpfeilers umgekehrt mißverstanden nach innen gerückt, ihre Funktion ist also auch nicht gesehen, ja die Front des Dreikantpfeilers mit dem Blendmaßwerkbogen ist deutlich als Parallelfläche zur Front des Turmes gesehen wie die Pfeilerverkröpfungen darunter und deshalb wie ein Sonderkörper verkröpft vorgezogen und nicht schräg gedacht, wie doch der Meister dieses Element von Anfang an sehen mußte.

Der Sechseckbaldachinpfeiler ist ebenfalls nicht als Fortsetzung des Dreikantpfeilermassivs gesehen, seine Kanten sind wieder nach außen übersezt, statt die Dreikantecke weiterzuführen. Und schließlich läßt der Helmsatz nicht einmal Raum für das Begehen der oberen Galerie. Daß am Untergeschoß auch alles flüchtig vereinfacht und dilettantisch gesehen ist, braucht uns nun nicht mehr zu wundern.

So komme ich zu diesem Ergebnis:

Wenn die vier Risse, der erste Wiener, der Mollersche, der Nürnberger und der Rahnsche, aus inneren und äußeren Gründen keine Vorversuche des Meisters widerspiegeln können, da sie nicht einmal den Sinn seiner Bauelemente verstehen, auf welche Quelle gehen dann diese Risse zurück? — Auf eine einzige, auf dieselbe nämlich, von der die zwei anderen, der Berliner und der zweite Wiener, auch ausgehen: auf den weltberühmten, zum Festhalten in Erinnerung und Zeichnung anregenden ausgeführten herrlichen Turm.

Den Meister des Turmes aber, Heinrich Müller, verehren wir in dankbarer Liebe als Künstler und Mensch, hielt er sich doch beispielgebend und mitreißend für kommende Geschlechter an das große Gesetz aller Kunst, er wahrte im Reichtum würdige Einfachheit und in der Häufung beglückende Klarheit.

Die Michaelskapelle des Freiburger Münster- turmes, ihre Bedeutung und baugeschichtliche Entwicklung

Von Otto Gruber

Die Frage nach der bauprogrammatischen Bedeutung der Michaelskapelle des Freiburger Münsterturmes war der Inhalt eines von der Gesellschaft der Freunde der Städtischen Sammlungen in Freiburg im Frühjahr 1943 veranstalteten Vortrages, den ich hier in einer in den Schlußteilen leicht abgeänderten Form wiedergebe. Herr Archivdirektor Dr. Hefele hat sich freundlicherweise bereit erklärt, aus seiner Kenntnis der Urkunden über Turm und Kapelle einen Zusatz zu liefern, der die ganze Angelegenheit, die uns hier beschäftigt, an Hand archivalischer Grundlagen kritisch beleuchtet und vielleicht Anlaß zu einer weiteren Diskussion über diese wichtigen baugeschichtlichen Fragen ergibt.

Der Architekt fragt vor jedem Bau, der ihn zu eingehender Betrachtung anregt, zunächst nach dem Zweck eines Baues, nach seinem Sinn und seiner Bedeutung, also nach sachlichen Voraussetzungen, die alle im Bauwerk ihre künstlerische Gestaltung und ihren sinnvollen Ausdruck finden müssen, falls der Bau vor dem kritischen Auge bestehen soll. (Schinkel: Das Ideal in der Baukunst ist nur dann völlig erreicht, wenn ein Gebäude seinem Zweck in allen Teilen und im ganzen in geistiger und physischer Hinsicht vollkommen entspricht.) Für ihn ist die Frage nach dem Bauprogramm immer die erste und wichtigste, denn er weiß, daß die Zweckerfüllung für jede baumeisterliche Leistung die Voraussetzung allen baumeisterlichen Gestaltens ist. Diese Betrachtungsweise wird ihn durch alle Baukulturen begleiten und leiten, und erst wenn er sich über den Inhalt des Bauprogramms klar geworden ist, wird er sich an das Studium der Gestaltungsmittel machen, mit deren Hilfe die künstlerische Form eines Bauwerkes vom Baumeister geschaffen ist. Gilt diese Betrachtungsweise also für Bauten aller Zeiten, so hat sie erst recht Gültigkeit für unsere mittelalterlichen Bauwerke. Keine Kunst ist strenger und folgerichtiger in der Gestaltung des jedem Bau, sei er sakraler oder profaner Art, primär zugrundeliegenden Bauprogrammes, als die germanisch-mittelalterliche. Sie findet in dieser Folgerichtigkeit ihr wesentliches formales Bildungsgesetz. Keine Kunst gibt, wenn man sie erst richtig verstanden hat, weniger Raum für rein ästhetisch-formalistische Spekulationen, als gerade die mittelalterliche, denn hier ist alles genau so, wie es dem Sinne des Bauprogramms und seiner Erfüllung durch die gestaltete Form entspricht.

So wird der Begriff des Bauprogramms nicht nur rational erfaßt als trockene Aufzählung der erforderlichen Räume — wie wir es heute meist tun —, sondern in ihm steckt, wie in einer rauhen, oft unscheinbaren Schale, das Leben des germanischen

Menschen in seiner ganzen Tiefe und Weite und damit unablässig auch alle Beziehungen dieses Lebens zu seinem göttlichen Urgrund.

Damit erst erhält der rationale Bauzweck jene übrationalen Aufhöhung, Bedeutung und notwendige Ergänzung, die zur zeitlosen, den Zufälligkeiten des Lebens entrückten Kunst als einer höchsten und letzten Leistung menschlicher Gestaltungs- und Schöpferkraft führen. Der Baumeister, dem ein solcher Auftrag zuteil wird, muß zunächst von der Kraft einer Idee, wie sie ihm vom Auftraggeber übermittelt wird, in seiner Seele ergriffen sein. Er muß über die Schöpferkraft und den Adel des Geistes verfügen, die der Aufgabe entsprechen und gemäß sind, und er muß mit allen verfügbaren Kräften des Verstandes und der Seele an die Lösung dieser Aufgabe herangehen. Alle diese Voraussetzungen haben der erste und erst recht der zweite Meister des Turmes erfüllt. Denn welches Bauwerk stände schöner, adliger und hingebener in der Landschaft des Segens und der Fülle, als gerade der Freiburger Münsterturm.

Diese Haltung seiner Aufgabe gegenüber schließt für den Baumeister Verpflichtungen sittlicher Art ein, indem sie zunächst das Gewissen des Gestalters anruft und von ihm mit Strenge verlangt, seine Mittel der formalen Gestaltung so zu wählen, daß der im Bauprogramm niedergelegte Sinn eines Baues, die „Bauidee“, ihren entsprechenden, gemäßen Ausdruck findet. So kommt jener hohe ethische Begriff in die germanisch-mittelalterliche Lebenshaltung, den ich die „Gemäßheit der Gestaltung“ nenne. Gemäßheit kann letzten Endes nur haben, der die ritterliche Tugend der „Masse“ besitzt, das heißt das unerschütterliche Wissen darum, daß er in jeder Lebenslage, und sei es zwischen Tod und Teufel, seiner selbst sicher ist, weil er sowohl um seine Bindung als auch um seine Erlösung weiß, an und durch letzte göttliche Kräfte, denen er gläubig vertraut. Das aber ist adelige Lebenshaltung, und es ist das Schöne und Erhebende namentlich auch der künstlerischen Leistungen unseres Volkes, daß in allen Zeiten einer großen deutschen Kultur diese adelige Haltung nicht auf den Stand des Adels beschränkt blieb, sondern sich auch den übrigen Ständen bis zum Bauern mitteilte und alle erzog. Diese adelige Haltung kann ein großer Dom ebenso haben wie eine kleine Wegkapelle, ein Kaisersaal ebenso wie eine Bauernstube, wenn nur die richtigen Mittel zur Gemäßheit der Gestaltung und damit der formalen Bewältigung einer Aufgabe richtig gefunden sind, und die Grenzen durch eine klare Ordnung der Werte festliegen. Aus dieser Haltung der Gemäßheit ergibt sich auch als weitere edle Frucht das Wissen um die rechte Verwendung und Anwendung der handwerklichen und technischen Mittel. Der prachtvolle Quaderbau des Münsters und das einfachste, aber zimmermäßig ausgezeichnete Gefüge eines Fachwerkhauses sind dem gleichen Geiste des Werkgerechten und der Werkheiligkeit entsprungen, beide sind Zeugen gleichen vorbildlichen baumeisterlichen Denkens.

Aus allen diesen sich ergänzenden Kräften rationaler und übrationaler Art erwächst jene mittelalterliche Baugesinnung, die auch noch über das Mittelalter hinaus bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts in ihren seelischen und handwerklichen Bezirken wirksam bleibt und die erst abreißt, nachdem die Gütererzeugung mittelst der Maschine ganz andere und neue Voraussetzungen des sozialen Lebens und baulichen Gestaltens geschaffen hat, mit deren Bewältigung wir erst langsam und wohl mit vielen Rückschlägen beginnen, indem wir sie auch wieder der Ordnung durch eine wertlichere Baugesinnung zu unterwerfen versuchen.

Nach dieser einleitenden Erklärung, die notwendig war, um den Standpunkt des Architekten für unsere Betrachtung zu gewinnen, wenden wir uns zu unserem eigentlichen Thema, nämlich zur Frage nach dem bauprogrammatischen Sinne unseres Münsterturmes.

Die wenigen baugeschichtlichen Daten, die wir benötigen, sind die folgenden: Der erste Meister führte den Turm bis zur Gewölbehöhe des Mittelschiffes durch, und zwar schon ehe die Westjoche der Mittelschiffgewölbe geschlossen waren. In der Zeit um 1280 war dieser Zustand erreicht und die Michaelskapelle über dem großen Eingangsportal fertig eingewölbt, die man zunächst wohl mit einer provisorischen Wand gegen Osten abschloß, um sie benutzbar zu machen, bevor die Westjoche des Langhauses eingewölbt waren. Mit dem Abschlußgesims unter dem Uhrgeschoß ist die Tätigkeit des ersten Meisters beendet. Auf diesen Turmstumpf setzte man dann den mächtigen 16 Meter hohen Glockenstuhl, der zunächst mit einer Holzverschalung freistand. Diesen Bau bestand fand der große zweite Meister, dem wir hauptsächlich die Schönheit des Turmes verdanken, vor. Wie die Bauvorgänge ineinandergreifen, hat Professor Noack im Breisgauheft der „Oberrheinischen Heimat“ klar und eindeutig auseinandergesetzt. Um 1350, also nach einer Bauzeit von rund 100 Jahren, muß der Turm fertig gewesen sein.

Diesen Münsterturm sind wir nun gewohnt, als eine Selbstverständlichkeit und schöne Wirklichkeit hinzunehmen, an deren Kraft und edlem Dasein wir uns täglich erbauen und erfreuen als dem Herzstück des Breisgaves und als dem Symbol seiner reichen Fülle in einmaliger, alle unsere Liebe im zeitlosen Kunstwerk zum Ausdruck bringenden Prägung.

Anders und sehr viel rationaler standen die Dinge, als man mit dem Turmbau begann und die Frage nach der Lösung einer ganz bestimmten Aufgabe an den Meister herantrat, und nicht nur an den Meister, sondern an die Herrschaft und die Stadtgemeinde, die ja auch die finanziellen Mittel für den Bau aufbringen mußten, so daß also auch die Wirtschaftlichkeit des Bauvorhabens eine nicht unbeträchtliche Rolle spielte. Die Ökonomie der Mittel ist stets ein wichtiger Teil der mittelalterlichen Baugestaltung.

Die Frage der Finanzierung war wohl nicht schwierig zu lösen, da die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt außerordentlich günstig verlief. Hektor Ammann-Aarau hat in der „Oberrheinischen Heimat“¹ erneut nachgewiesen, daß die wirtschaftliche Grundlage der Stadt in allererster Linie der hochentwickelte Silberbergbau gewesen ist, und daß der Mut zum Beginn eines so stattlichen Baues für eine Stadtpfarrkirche im Reichtum der Bürger gefunden werden konnte. Wenn man weiß, mit welcher Mühe durch Kollekten und Ablässe, Aufnahmen von Geld und alle möglichen und oft unmöglichen anderen Mittel die großen Bauvorhaben der mittelalterlichen Zeit durchgeführt wurden, wie lange Krisenzeiten die Bauten unterbrachen oder gar, wie den Kölner Dom und viele andere kleinere Kirchen unvollendet steckenbleiben ließen, kann man sich ein Bild von der wirtschaftlichen Schwierigkeit derartiger Bauvorhaben machen. Wollte man den Turm, wie er steht, heute neu aufführen, so wäre ein Aufwand von vielen Millionen sicher nicht zu hoch geschätzt.

Wir können also annehmen, daß mit Hilfe des Bergbaues und der übrigen Handelsgewinne der Bürgerschaft und vor allem durch den Weinhandel die Finanzierung des Bauvorhabens keine unüberwindlichen Schwierigkeiten machte.

Das Bauprogramm lag fest: Es war für die Hauptpfarre der Stadt, für die schon in der Gründungsurkunde von Herzog Berthold von Zähringen der Bauplatz auf dem Friedhof vorgesehen war und eine bescheidene Kirche aus der Gründungszeit bestand, ein Neubau zu schaffen, dessen Hauptturm die Macht und den Reichtum der Stadt,

¹ Jahresbd. 1941, 28. Jg., Der Breisgau, S. 252 ff.

andererseits aber auch deren frommen Sinn als Symbol zur Darstellung bringen und weit in die Landschaft verkünden sollte. Diese Forderung der Bauidee stand wohl im Vordergrund und entspricht durchaus jener Zeit des sich rasch entwickelnden städtischen Bürgertums mit seinem Stolz und seiner Machtentfaltung. Wir wissen wenig darüber, wie sich die Herren der Stadt — nach dem Aussterben des Zähringischen Herzogshauses die Grafen von Urach — zum Neubau stellten. Man hat den Eindruck, daß es sich um einen reinen Bürgerbau handelte, um eine Angelegenheit der Gemeinde, die ja in den ersten 200 Jahren der Stadt eine recht selbständige Stellung dem Stadtherrn gegenüber und ein eigenes Freiburger Stadtrecht besaß.

Der Kirchenbau war also seinem Bauprogramm nach eine Pfarrkirche und fand vom Chor bis zum Westturm die der Bauaufgabe gemäße Lösung, wenn auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Stadt entsprechenden, also auch wieder gemäßen, großartigen Formen. Wir wissen, daß die ursprüngliche Choranlage einen bescheidenen Umfang hatte, ein wohl tonnengewölbtes Zwischenglied zwischen Dierung und Mittelabsis für die nicht zahlreiche Pfarrgeistlichkeit, und in der Achse der Seitenschiffe zwei Nebenapsiden. Typisch für die Pfarrkirche ist die bescheidene Chorentwicklung, da hier nicht, wie bei Bischofs- oder Klosterkirchen, Raum für eine zahlreiche Stifts- oder Klostergeistlichkeit in einer umfangreichen Choranlage geschaffen werden mußte. Dann folgt gegen Westen das Querschiff mit der Dierungskuppel, und das anschließende Langhaus sollte ursprünglich, wie es dem Schulzusammenhange mit Basel entspricht, mit Emporen über den Seitenschiffen ausgeführt werden. Die Formensprache dieser Ostseite ist die klassisch zu nennende, klare und wunderbar reife der oberrheinischen Spätromanik, wie sie in den Querschiff-Fronten so beruhigend und selbstsicher in Erscheinung tritt.

Wie bekannt, brach in diese Welt der Hohenstaufenzeit über Straßburg die Gotik herein und veranlaßte eine gänzliche Änderung des Bauplanes und zugleich eine unerhörte Bereicherung des bis dahin zwar in den Mitteln aufwendigen, in den Abmessungen aber immer noch bescheidenen spätromanischen Baues. Wir haben den Fortgang dieser Entwicklung hier nicht zu besprechen, er ist sattsam bekannt, uns bewegt hier also ausschließlich die Frage nach dem Westturm und seinen bauprogrammatischen Voraussetzungen.

Leider wissen wir nichts über die Westfront der ersten Kirche aus der Gründungszeit. Sicher hatte auch sie einen Westturm, so daß also auch der heutige Turm seinen bescheidenen Vorgänger besaß.

Wie läßt sich nun etwa das Bauprogramm für diesen monumentalen Einzelturm rekonstruieren? Daß er als ragendes Symbol seine ideenmäßige Bedeutung hatte, führten wir schon aus, und es ist ganz sicher, daß der Baumeister sich dessen auch bewußt war. Dafür spricht schon die große Grundfläche, die der erste Turmmeister für seinen Bau vorsah. Es handelt sich um einen quadratischen Unterbau 16×16 Meter, und die großen Mauerstärken beweisen, daß der Turm eine ansehnliche Höhe erreichen sollte. Der Turm sollte zu ebener Erde eine Vorhalle für das Mittelportal erhalten, die man wohl gerade für eine Pfarrkirche für notwendig hielt. Hier sollte wohl auch das Marktgericht tagen. Über der Turmvorhalle aber sollte nun eine hochgelegene Kapelle eingerichtet werden, die sich in ihrer ganzen Breite und Höhe nach dem Mittelschiff zu öffnen hatte. Hierin, in dieser Programmforderung nach einer hochgelegenen Kapelle im Westturm, liegt nun ein sehr merkwürdiges Problem, und wenn wir die Zeit zwischen 1250 und 1300 betrachten, fast schon ein Anachronismus, mindestens aber ein Zurückgreifen auf Bauvorstellungen über Westtürme und hochgelegene Kapellen, die einer sehr viel früheren Zeit angehören und die um 1250 schon aufgegeben waren.

Denn daß diese Turmkapelle nur entstanden wäre, weil der Baumeister mit dem Raume über der Vorhalle nichts anzufangen wußte, als ihn zur Kapelle auszunutzen, hieße seine Qualität unterschätzen und würde sich vom mittelalterlichen Baudenken himmelweit entfernen. Es ist mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß diese Turmkapelle von vornherein zum Bauprogramm des Westturmes gehört. Dafür spricht die Art und Weise, wie sie in den Turmorganismus eingeordnet ist. Sie ist zugänglich über die beiden Wendeltreppen, die auch für die Konstruktion des Turmes als Verstrebungen der Ostecken ihre Aufgabe haben und die man von den Seitenschiffen aus betritt. Über diese Wendeltreppen, deren eine heute durch den allen Turmbesuchern bekannten Aufzug ersetzt ist, führt auch der Zugang zu den oberen Teilen des Turmes.

Der stattliche Raum der Turmkapelle mit dem prachtvoll profilierten, starken und die Ostwand des Turmes tragenden Trennungsbogen vom Langhaus ist mit einem Kreuzgewölbe überdeckt. An den äußeren Turmwänden läuft eine Steinbank, die sicher, ebenso wie die Steinbänke der unteren Turmvorhalle, keine nur schmückende Zutat ist, sondern einem bestimmten Zweck gedient haben muß. Die vierte Seite gegen das Langhaus ist durch eine teils spät-, teils barockgotische Maßwerkbrüstung gebildet, die recht roh und ungelöst gegen die Profile des Trennungsbogens anläuft. Wahrscheinlich bestand das Geländer hier nur aus einem schmiedeeisernen Gitter; denn die Basenprofile des großen Bogens gegen das Mittelschiff laufen bis zur äußeren Leibung des Bogens durch, und der Anschluß an eine alte steinerne Maßwerkbrüstung ist nicht festzustellen. Wir wissen, daß diese Turmkapelle einen eigenen Altar hatte, als dessen Titelheiliger seit 1366 der Erzengel Michael auftritt. In diesem Jahre wurde (nach Friedrich Kempf, „Das Freiburger Münster“) die Pfründe von der bei der Zerstörung der Burg durch die Bürgerschaft auf der Burghalde abgegangenen Michaelskapelle, die also die Zähringische Schloßkapelle war, auf die Turmkapelle der Pfarrkirche übertragen. Welchen Titel der Kapellenaltar ursprünglich trug, wissen wir also nicht mit Sicherheit, obwohl die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der Erzengel immer einen Altar in der hochgelegenen Kapelle hatte und daß 1366 nur die Pfründe, also die Einkünfte von der zerstörten Burgkapelle, auf die Stadtpfarrkirche übertragen wurden.

Wir müssen uns nun also mit der Frage befassen, welche Gründe vorlagen, in das Bauprogramm des Turmes die hochgelegene Kapelle in dieser großartigen Form aufzunehmen.

Wir wissen durch die neueste Forschung, daß hochgelegene Kapellen, und zwar nicht nur im Westen der Kirche, sondern auch an anderen Stellen, aus folgenden Veranlassungen gefordert wurden: 1. Die Sitte, dem Erzengel Michael Turmkapellen zu weihen, ist uralte. Der Erzengel Michael ist der Anführer der himmlischen Heerscharen im Kampfe gegen die Mächte der Finsternis. Dieser ewige Kampf findet nach den frühchristlichen und mittelalterlichen Vorstellungen im Westen statt, dort wo die Sonne sinkt und das Licht der Finsternis weicht. In dieser Bedeutung muß der Erzengel für die Germanen eine große Rolle gespielt haben. Wir stoßen hier auf eine Spur jener Umformungen in das Kriegerisch-Kämpferische, die die christliche Lehre bei der Aufnahme durch die Germanen erfuhr. Es bleibt immer zu bedenken, daß das Christentum im Mittelmeergebiete sich auf der Grundlage einer städtischen Kultur entwickelte und sich nur hier, so wie die Verhältnisse in der Zeit der absterbenden Antike lagen, entwickeln konnte. Es sind die Massen einer großstädtischen Bevölkerung in den Weltstädten und Handelsmittelpunkten um das Mittelmeer, die sich der neuen Lehre öffneten. Die Apostelbriefe wenden sich nicht an Bauern und Krieger, sondern an die Christengemeinden großer Städte, an die Römer, Epheser, Korinther, und Paulus

verkündet das Evangelium ebenfalls in den Großstädten, die in ihrer sozialen Struktur mancherlei Ähnlichkeit mit unseren heutigen Großstädten hatten. Im großstädtischen Proletariat sind die Müheligen und Beladenen, sind die Armen im Geiste zu finden, an die sich die christliche Lehre mit ihrem Erlösungsanspruch wandte.

In dem Augenblick aber, in dem die jungen germanischen Bauern- und Kriegerstämme für das Christentum gewonnen werden sollten, mußte, wenn ein Erfolg der Missionierung zustande kommen sollte, eine Umformung vorgenommen werden, und die großen Missionare, vor allem Bonifatius, waren klug genug, um dies einzusehen und ihre Missionspraxis danach einzurichten. Es ist bekannt, daß gerade Bonifatius seine Helfer anwies, an die religiösen Vorstellungen der zu bekehrenden Stämme anzuknüpfen, und das geschah ja auch sozusagen dann, wenn er mit dem negativen Moment dieser Kräfte arbeitete und Donareichen fällte, um die Machtlosigkeit der alten Götter vor aller Augen sichtbar zu beweisen.

Daß dabei eine Gestalt wie die des kampffreudigen Erzengels und seiner himmlischen Heerfolge dem kriegerischen Germanen den größten Eindruck gemacht haben muß, ist selbstverständlich. Die Bronzefigur des Erzengels an dem von Elias Holl erbauten Augsburger Zeughaus trägt die Widmungsinschrift *Ἀρχιστρατηγῶ*, also „Dem Erzfeldherrn“, und liefert neben vielen anderen Zeugnissen den Beweis, daß noch in der Barockzeit die Vorstellung von der führenden kriegerischen Bedeutung des Erzengels lebendig gewesen ist.

Die Feldzeichen der Heere Heinrichs I. und Ottos des Großen trugen das Bild des Erzengels, und in der Schlacht auf dem Lechfelde zogen die deutschen Heere mit dem Rufe „Sankt Michael hilf!“ in den Kampf.

So finden wir denn mit den Zeugnissen über die ersten Kirchenbauten im germanischem Raume schon im 6. Jahrhundert Michaelskirchen und Michaelskapellen, und zwar anscheinend zunächst bei den Langobarden und Franken. Pavia, die Hauptstadt des Langobardenreiches, hatte eine ganze Reihe von Kirchen, die dem Erzengel geweiht waren, und die erste Erwähnung einer Turmkapelle, die mir bekannt ist, geschieht für das Kloster Glanfeuil schon im 6. Jahrhundert. Die drei Erscheinungen des Erzengels sind immer an hochgelegene Stellen gebunden, an den Monte Gargano in Apulien, die Engelsburg in Rom und Mons Tumba, heute Mt. S. Michel in der Normandie. Seine Verehrungsstätten liegen stets auf Bergen oder sind in Türmen als hochgelegene Kapellen untergebracht. Über all diese Zusammenhänge habe ich ausführlich berichtet in der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft III, 3, und ich begnüge mich, hier nur in großen Zügen zu wiederholen, was wir aus dem problemreichen Fragenkomplex der Westbauten und Westwerke für die Beurteilung der Freiburger Erzengelkapelle benötigen.

Es sind dann die germanischen Benediktiner, die die Forderung nach einer Turmkapelle für den Erzengel in ihr Kirchenbauprogramm als festen Bestand aufnahmen, daß in allen ihren Kirchenbauten diese Erzengelkapelle in irgendeiner Form nie fehlt. Wir kennen eine überaus große Zahl dieser Lösungen im ganzen germanischen Kulturraum, die immer wieder beweisen, mit welcher Begeisterung und Freude die Verehrung gerade dieses Erzengels aufgenommen und im Bauwerk gestaltet wurde. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß in der Erzengelverehrung das wirksamste Motiv für die Westbauten unserer romanischen Kirchen seit Karl dem Großen zu suchen ist, von dem das turmfreudige Germanenvolk ergriffen wurde, für das der Turm wohl einfach ein Symbol der Kampf- und Wehrfreudigkeit war („Castellum“). Die Entwicklung dieser Westfronten läßt sich von Stufe zu Stufe verfolgen vom St. Gallener Plan mit

seinen beiden frei vor die Westfront der Kirche gestellten Wachttürmen mit den Altarstellen für die beiden Erzengel Michael und Gabriel bis zu den Westwerken der ottonischen, salischen und staufischen Zeit.

2. Diese Form der Engelsverehrung erfährt nun eine in ihren baulichen Gestaltungen fast unübersehbare Bereicherung, indem ganz im Geiste des frühen Mittelalters die himmlische Hierarchie mit ihren drei Gruppen, den Cherubim, den Seraphim und den Thronen, den Gewalten, Herrschaften und Mächten, den Fürstentümern, Erzengeln und Engeln, das ideenmäßige Vorbild auch für die kirchliche Hierarchie, also für die Gliederung der Kirche und des sie beschirmenden Reiches abgeben sollte. Die Anregung zum Kult der Engelschöre, wie ich in der angeführten Arbeit auseinandersetze, ist mit größter Wahrscheinlichkeit vermittelt durch Schriften des Dionysius Areopagita, die um die Mitte des 8. Jahrhunderts vom Orient nach Frankreich kommen, und wir wissen, daß vom oströmischen Kaiser Michael II. ein Exemplar der himmlischen und kirchlichen Hierarchie des Dionysius als Geschenk an Kaiser Ludwig den Frommen gelangte. Man muß also den Inhalt dieser Schrift außerordentlich hoch eingeschätzt haben, daß sie als kaiserliches Geschenk gelten konnte.

Nun handelt es sich also nicht mehr um den einfachen Kult des Erzengels, sondern um jenen der neun himmlischen Engelschöre. Damit sind aber Bauteile der Kirche notwendig, die weit über den Raumbedarf der Westturmkapellen für den Erzengel hinausgehen und die zu gewaltigen Westbauten und besonders zu den großen Westwerken der karolingischen und ottonischen Kirchen führen.

Von höchster Bedeutung für die Entwicklung der Westbauten aber war es, daß dem Kaiser als dem Schutzherrn der irdischen Kirche nun im Erzengel Michael als dem Heerführer der himmlischen Scharen und dem Schützer der himmlischen Hierarchie seine ideenmäßige Entsprechung innerhalb der himmlischen Hierarchie gegeben wurde. Damit wird jene enge Verflechtung zwischen der kaiserlichen und kirchlichen Macht auch in der Baugestaltung der Kirchenwestfronten sichtbar, die das Schicksal der großen Kaisergestalten so ergreifend und auch tragisch gestaltet. Die Westwerke sind stets hohe quadratische, von altartragenden Emporen umgebene Zentralräume, die man vor die Westfronten des Langhauses stellte und bei denen, falls es sich um kaiserliche Klöster handelt, nach dem Aachener Vorbild in der Emporenmitte der Sitz des Kaisers untergebracht ist. Alle diese Zentralräume öffneten sich durch Arkadentstellungen oder weite Bogen nach dem Mittelschiff. Die Heimat dieser Westwerke ist Westfalen mit Corvey und Werden a. d. R., Bauten, die von Eßmann, Fuchs und mir eingehend behandelt wurden. Sie verbreiten sich dann bis zum Niederrhein, so in Münster, Lüttich und Maastricht. Sie stellten also gleichsam eine zweite Kirche dar, die vor die eigentliche Basilika gestellt ist und in ihrer gewaltigen Baumasse das basilikale Langhaus fast unansehnlich machte und an geballtem und symbolhaftem Ausdruck überbot.

Es ist nun kein Zweifel, daß die kluniazensische Reform mit ihrem Sinne und Willen nach einer festen, von Rom zentral geleiteten Kirchenordnung zu diesem germanischen „Wild-Wuchs“ im Westteile der Kirche durchaus ablehnend sich verhielt. Man lehnte in diesen Kreisen die Konkurrenz ab, die die großen Westwerke und Westbauten dem eigentlichen Kirchenbau mit seinem liturgischen Schwerpunkt im Osten zweifellos bereiteten und man schritt mit äußerster Folgerichtigkeit zur Reduktion. (Lehmann-Brockhaus: Brandnachricht Kloster Deuß 1128. Westbau: *Turres enim circumstantes nobis odiosas flamma comprehendit totumque illud castellum quasi fecit unum caminum.*) Unter dem Einfluß von Cluny und der schwäbisch-deutschen Tochtergründung Hirsau verschwanden die Westwerke, sie wurden aufgegeben, stillgelegt oder

umgebaut, und all das geschah mit solcher Gründlichkeit, daß wir heute nur noch verschwommene Kunde vom Sinn des Westwerkes als eines Symbols für die Baugestaltung dieses frühmittelalterlichen germanischen Christentums besitzen.

Was aber auch Cluny bestehen ließ, ist die hochgelegene Erzengekapelle, nun zwischen den beiden Westtürmen, und zwar, sehr ähnlich wie in Freiburg, über der mittleren Eingangshalle. Auch hier treten landschaftlich unterschiedene und zahlreiche Lösungen auf, es mag hier genügen, darauf hinzuweisen, daß vom baugestalterischen Standpunkte aus gesehen durch die kluniazensisch-hirsauische Reformbewegung ein wichtiges baukünstlerisches Motiv gerettet wurde, nämlich der Haupteingang zur Kirche in der Mittelachse, wodurch die liturgische Längstendenz der Kirche zum Hochaltar gesichert ist. Damit knüpfte man wohl ganz bewußt an die frühchristliche, römische Tradition an, was nicht geschehen konnte, solange man den Westeingang der Kirche mit einem zentralen Westwerk verstellte.

So bleibt also am Schluß einer Entwicklung, die von etwa 800 bis 1200 reicht, wieder der Ausgangspunkt bestehen, die Erzengekapelle zwischen den beiden Westtürmen oder im Einzelturm, die erst mit der Ablehnung der Türme durch die Zisterzienser endgültig aus der Klosterkirche verschwindet. Wir können aber diesen Abschnitt über Westwerke nicht beschließen, ohne eines der großartigsten und zugleich das späteste zu erwähnen, nämlich das Westwerk der Servatiuskirche in Maastricht. Hier hat noch einmal ein deutscher Kaiser, Friedrich Barbarossa, und zwar zu einer Zeit, da der Westwerkgedanke seit fast 100 Jahren begraben lag, ein Westwerk großartigsten Ausmaßes errichtet. Dort erhebt sich über einer von zweigeschossigen Emporen umgebenen Westapside, die einem älteren Baubestand angehört, ein von zahlreichen Nebenräumen, darunter neun Altarnischen, umgebener und kuppelgewölbter Saal, den man als die monumentalste Form der Kaiserempore, die je erdacht wurde, bezeichnen kann. Der Saal öffnet sich in seiner ganzen Breite gegen das Mittelschiff, das allerdings nicht gewölbt, sondern wahrscheinlich mit einem offenen Dachwerke versehen war, so daß also, ganz ähnlich wie die Kapelle des Münsterturmes, dieser Saal des Kaisers einen ungehinderten und freien Überblick über das ganze Kircheninnere bis zum Hochaltar gestattete. Offensichtlich hat Barbarossa hier auf karolingisch-ottonische Vorstellungen vom Sinn der Westwerke zurückgegriffen. Das ist für uns ein Beweis, daß gerade in der stauferischen Zeit diese Symbole des alten Kaisertums wieder aufgegriffen wurden, was ausgezeichnet in die Linie der ganzen Politik des Kaisers paßt.

3. ergibt sich auf der Suche nach einer hauprogrammatischen Sinnbedeutung der hochgelegenen Kapellen ganz allgemein, daß sie nach dem überall aufgenommenen Vorbild der Aachener Pfalzkapelle den Sitz nicht nur des Kaisers, sondern des fürstlichen Kirchenherrn enthielten. Gerade in der Stauferzeit häufen sich die Schloß- und Burgkapellen, entweder Langräume mit einer Empore im Westen oder Zentralräume (Schwarzrheindorf, Nürnberg) mit zweigeschossiger Anordnung der Kirchenräume, die durch große Mittelöffnungen im Gewölbe miteinander in Verbindung standen. Stets aber ist der Sitz des Herrn auf dem Emporengeschoß.

Und 4. wissen wir, daß bei der engen und unlösbaren Verknüpfung des kirchlichen und religiösen Bereiches mit dem weltlichen und politischen, die für das frühe Mittelalter immer und überall gilt, diese Westräume nicht nur wie bei Kloster- und Bischofskirchen den pfarrkirchlichen Funktionen, sondern oft auch weltlichen Einrichtungen als Schauplatz dienten. Synoden und Sendgerichte wurden in diesen Räumen abgehalten, ja in Soest diente das mächtige Westwerk von St. Patrokli als städtische Rüst- und Waffenkammer, und gleichzeitig stand hier ein Altar des wehrhaften Erzengels.

Wenn wir hier eine Sinndeutung der Freiburger Turmkapelle versuchen, so darf eine Einrichtung nicht übergangen werden, und das ist die 1081 von Frankreich übernommene „*treuga dei*“, der Gottesfriede, der zuerst im Bistum Lüttich von Bischof Heinrich v. L. ausgesprochen und von Kaiser Heinrich IV. bestätigt wird. Sinn dieses Gottesfriedens ist bekanntlich, in der friedlosen Zeit der 50jährigen Bürgerkriege unter Heinrich IV. die erwerbenden Stände des Volkes, also den Bauern und den Kaufmann mit seinen Märkten, zu „*frieden*“, das heißt ihm Schutz vor den verheerenden Laiengewalten zu geben. Das Gericht über Verstöße gegen den Gottesfrieden, der in den langsam aufblühenden Städten auch den so notwendigen Marktfrieden einschloß, tagte in Kirchen und sicher dort, wo große Westbauten vorhanden waren (Lüttich), in diesen. Friedrich Barbarossa hat dann in seinen Landfriedensedikten diesen Gedanken, wenn auch der kirchlich-religiösen Formen entkleidet, wieder aufgenommen und erneuert. Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch diese Gerichte in den Westteilen und Westwerken der Kirchen abgehalten wurden, daß man hier also ganz allgemein genommen für bestimmte Zwecke Recht sprach. Daß gerade in der Stauferzeit auch profanes Recht in der Kirche gesprochen wurde, entspricht der hohen Stellung des *Justitia*-Begriffes in der Wertordnung jener Zeit, der fast gleichberechtigt neben jenem der *Ecclesia* stand. Hier fand die höchste staatspolitische Idee des stauferischen Kaisertums, jene des *Imperium pacis et justitiae*, wie sie gerade von Friedrich II. vertreten wurde und im Abendlande wirksam blieb (Dante), ihren gemäßen Ausdruck.

Nach diesen Erörterungen allgemein gültiger Art, die wir notwendig hatten, um jene bauprogrammatischen Forderungen kennenzulernen, die zur Bildung hochgelegener Turmkapellen führten, kehren wir nun zu unserem eigentlichen Thema, zum Freiburger Münsterturm mit seiner Michaelskapelle zurück.

Zunächst bleibt wohl noch eine Frage zu beantworten, die sich angesichts der Zeit, in der der Turm entstand, aufdrängt und die lautet: Wie kommt ein Bau von dieser Bedeutung und Qualität entgegen dem für große Kirchenbauten des 13. Jahrhunderts geltenden doppeltürmigen Schema zur Einzelturmfront?

Darauf ist zu antworten, daß der Einzelturm im Westen, gerade im alemannischen, ebenso aber auch im niedersächsisch-westfälischen Gebiet seit der karolingischen Zeit bodenständig ist. Das früheste Beispiel ist in unserer Nachbarschaft das Marien-Münster auf der Reichenau mit seinem gewaltigen Westturm (gew. 1048), der im Untergeschoß die Westapsis und darüber eine Michaelskapelle enthielt, die sich auch wieder mit drei Arkadenbogen nach dem offenen Dachwerke des Mittelschiffes öffnete. Allerdings ist das Motiv des Mitteleingangs zugunsten der liturgisch, und zwar für den Pfarrgottesdienst notwendigen Westapsis aufgegeben. Aber nicht nur an diesem großen und wichtigen Klosterbau, sondern an zahlreichen kleineren Pfarrkirchen des 10., 11. und 12. Jahrhunderts haben wir den Einzelwestturm oder Einzeltürme zwischen Schiff- und Choranfaß.

Wenn man dann im 13. Jahrhundert in Freiburg beim Einzelturm in der großartigsten Form blieb, so heißt das, daß diese Westturmform als die für diesen Typ einer Pfarrkirche dem Bauprogramm gemäße Lösung angesehen wurde. Eine Parallele bietet etwa der Turm der Michaelskirche von Schwäbisch-Hall aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, der für uns, wie wir gleich sehen werden, noch aus anderen Gründen besonders erwähnenswert ist. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Umgekehrt kann man mit großer Sicherheit sagen, daß Freiburg, wäre es damals schon Erzbischofssitz gewesen, eine Zweiturmfront nach dem Vorbild der großen Kathedrale erhalten hätte. Auch die stolzeste bürgerliche Pfarrkirche Süddeutsch-

lands, das Münster zu Ulm, ebenso zu Eßlingen, Weil der Stadt und viele andere mehr, sind Einturmkirchen. Man kann wohl, wenn auch Ausnahmen bestehen, feststellen, daß die Einturmfront als die der Pfarrkirche geziemende und gemäße Bildung der Westfront, soweit sie überhaupt an dieser Stelle mit einem Turm ausgestattet wurde, gegolten hat. Dementsprechend verfuhr man auch in Freiburg und griff zur Einzel-turmlösung — wahrlich nicht zum Schaden der baukünstlerischen Gestaltung.

Es bleibt nun aber noch zum Schluß die Kernfrage unseres Themas zu beantworten: Wie kommt es, daß in einer Zeit, in der die hochgelegenen Kapellen des Erzengels Michael längst aus der Mode und dem üblichen gekommen waren, hier noch einmal eine solche in dieser großartigsten Form auftritt? Freiburg ist, um dies vorwegzunehmen, das vorletzte Beispiel eines hochgelegenen Michaelschores im Westen, das letzte ist das „Michaelschörlein“ an der Frauenkirche auf dem Markte zu Nürnberg, etwa 100 Jahre nach Freiburg. Später ist keine Michaelskapelle mehr in dieser Form gebaut worden und der Kult des Erzengels in Turmkapellen völlig verschwunden. Die Freiburger müssen also schon einen Grund gehabt haben, um auf dieses alte Bauprogramm für einen Westturm zurückzugreifen.

Was zum Nachdenken über unseren Freiburger Turm besonders anregt, ist, neben der Tatsache der Turmkapelle selbst, ihre Größe und ihre Ausstattung mit der an allen drei freien Seiten herumlaufenden breiten Steinbank, die man offenbar aus Gründen der Benutzung für notwendig hielt. Daß wir erst seit 1366 urkundlich von einem Michaelsaltar wissen, wurde gesagt.

Man könnte nun einfach annehmen, daß irgendwelche historischen Erinnerungen, die, wie das monumentale Beispiel von Maastricht zeigt, der staufischen Zeit nicht fremd sind, in dieser stolzen Bürgerstadt dazu führten, auch ihrer Pfarrkirche die Erzengelkapelle im Turm zu geben und damit an eine vornehme Überlieferung anzuknüpfen. Hat doch auch die vorhin erwähnte St.-Michaels-Pfarrkirche zu Schwäbisch-Hall über der Portalvorhalle eine Michaelskapelle, allerdings in sehr viel bescheidenerem Umfang, die sich nach dem Mittelschiff der später durch eine große spätgotische Hallenanlage ersetzten ursprünglichen Kirche öffnete.

Es ist weiterhin für die geistige Haltung der staufischen Zeit bezeichnend, daß auch die älteste Hauptpfarrkirche von Nürnberg, St. Sebald, in der Zeit um 1230 noch einmal einen dem Stadtheiligen Sebald geweihten Westchor erhielt, der das ganze Bauprogramm einer Kirche der ottonischen Zeit wiederholt, also Westkrypta, darüber Westchor für den Stadtheiligen Sebald — der Ostchor war dem heiligen Petrus geweiht — und darüber eine große Erzengelkapelle, die sich in ihrer ganzen Breite nach dem Mittelschiff öffnet, nur daß, im Gegensatz zu Freiburg, die Öffnung wahrscheinlich in drei Arkadenbogen unterteilt war, deren Kämpferansätze noch zu erkennen sind. Auch in St. Sebald hat der Engelschor ganz außerordentlich große Abmessungen, die durch irgendwelche Programmforderungen bedingt gewesen sein müssen. Auch dort finden wir an den äußeren Umfassungswänden des im halben Achteck geschlossenen Chores zwar keine durchlaufende Steinbank, aber doch Signisken in ähnlicher Form wie an den Seitenschiffwänden des Freiburger Münsters unter Blendarkaden, die nicht nur architektonisches Motiv sind, sondern einem ausgesprochenen Zweck für die Benutzung der Michaelskapelle entsprochen haben müssen. Nürnberg hat aber durch Friedrich II. als Markt am Fuße der königlichen Burg seine wichtigsten städtischen Privilegien erhalten und seine patrizische Verfassung trotz gelegentlicher Zunftkämpfe bis zum Ausgang des Mittelalters beibehalten, so daß also ein Anknüpfen an die aristokratischen Erinnerungen der früheren Jahrhunderte durchaus verständlich wäre.

Suchen wir nun für die Freiburger Turmkapelle nach ihrer besonderen bauprogrammatischen Bestimmung, so ergeben sich folgende Möglichkeiten, die hier aufgezählt und erörtert werden sollen, ohne daß vorerst eine endgültige Entscheidung und Lösung möglich wäre:

1. Daß man mit der Errichtung der Turmkapelle von vornherein an eine Kultstätte für den Erzengel dachte, scheint mir nach dem allgemeinen Gebrauch und den Beispielen von Schwäbisch-Hall und St. Sebald, Nürnberg, nicht zu bezweifeln. Daß man erst 1366 die Pfründe von der zerstörten St.-Michaels-Kapelle auf der Burg in das Münster übertrug, spricht in keiner Weise dagegen, daß hier der Altar des Erzengels schon von Anfang an mindestens geplant war. Freiburg besaß im Mittelalter nach H. Flamm (Freiburger Münsterblätter III, 2) drei Kapellen des Erzengels, und zwar stand eine bis zur Zerstörung auf der Burg, eine zweite in der Neuburg, und die dritte ist die Kapelle des Münsterturmes, die um 1270 fertig eingewölbt und von den noch nicht geschlossenen Westjochen des Mittelschiffes durch eine Wand provisorisch abgetrennt war, also offenbar sofort benützt wurde. Die Übertragung der Pfründe von der Burgkapelle auf die Turmkapelle des Münsters setzt wohl schon das Bestehen eines Altares voraus.

2. Es scheint immerhin möglich, wenn auch vorerst nicht mit Sicherheit erweisbar, daß der Silberbergbau in irgendeiner Beziehung zur Michaelskapelle des Münsterturmes stand. Erwiesen sind diese Beziehungen für die Michaelskapelle auf der Burg, für deren besondere Ausstattung die Froner der halben Silbergrube zu Todtnau nach der von Flamm veröffentlichten Urkunde von 1295 in mehrjähriger Sammlung das notwendige Geld zusammenbrachten. Die Bergleute müssen also mindestens an der alten Michaelskapelle der Burg interessiert gewesen sein, und es ist vielleicht doch nicht ausgeschlossen, daß dieses Verhalten auch auf die Kapelle des Münsterturmes übertragen wurde, nachdem die Burgkapelle zerstört war. Daß der Bergbau Engel als schützende Geister für sich in Anspruch nahm, beweist das Siegel der Stadt Sulzburg, das auf einer Bergeshöhe einen auf einen Stern deutenden Engel zeigt, darunter am Fuße des Berges den Stolleneingang und davor einen Bergmann mit brennender Fackel. Daß es sich auf dem Sulzburger Siegel um den Erzengel selbst handelt, kann nicht festgestellt werden, da alle Attribute, die den Erzengel sonst bezeichnen, fehlen, es sei denn, daß ein Berg als Erscheinungsort gegeben ist. Dagegen haben zwei weitere Silberbergbaustädte, und zwar Schopshheim und Budweis in Böhmen, den Erzengel im Wappen. Die Möglichkeit ist also nicht von der Hand zu weisen, daß in der Silberbergbaustadt Freiburg dem Kult des Erzengels in der Turmkapelle der Pfarrkirche eine besondere Stätte bereitet war. Mindestens möchte ich diese Deutung bis zum Beweis des Gegenteils festhalten.

Es wurde schon davon gesprochen, daß die an drei geschlossenen Turmwänden ringsum laufende breite Steinbank nur den Zweck gehabt haben kann, einer größeren Versammlung Sitzgelegenheit zu bieten, und daß ferner in den Westbauten der Kirchen Recht gesprochen wurde, daß also Gerichtsverhandlungen hier stattfanden. Damit wäre also

3. ein weiterer im Bauprogramm festgelegter Zweck des Kapellenraumes als Gerichtsstätte wahrscheinlich. Mit Sicherheit wissen wir aus der bei Schreiber veröffentlichten Urkunde vom Jahre 1356, also aus der Zeit kurz nach der Fertigstellung des Turmes, daß „in dem Münster zuo Friburg uf dem kor“ das Grafengericht „umb eigen und umb erbe“ tagte. Wenn mit der Bezeichnung „auf dem Thor“ tatsächlich die Turmkapelle gemeint ist, dann wäre der bauprogrammatische Zweck dieses Turm-

teiles endgültig geklärt. Leider läßt sich aber auch dies nicht einwandfrei feststellen, denn die Bezeichnung „auf dem Chor“ kann für den Bauhistoriker von heute zu leicht mit dem Begriff des Westchores in Verbindung gebracht werden. Dem Westchor einer Kirche ist aber meines Wissens in keiner Urkunde die Rede, der Begriff ist moderner Herkunft aus bauwissenschaftlichem Bereich, und es ist nicht ohne weiteres zu behaupten, daß dem 14. Jahrhundert die Turmkapelle als Chor im eigentlichen Sinne gegolten hätte. Dafür, daß doch auch die Turmkapelle als Chor gegolten haben könnte, spricht andererseits wieder, daß man in der Frauenkirche zu Nürnberg die Bezeichnung „Michaelschörlein“ kennt. Es bleibt aber immer noch zu überlegen, ob unter der Voraussetzung, daß das Grafengericht um Eigen und Erbe wirklich in der Turmkapelle getagt hätte, nicht eher die Bezeichnung „auf dem Wendelstein“ oder „auf dem Turme“ gewählt worden wäre. Daß das Grafengericht, auf das auch die Grafenfiguren mit dem Schwerte der untersten Baldachinreihe am Turm hindeuten, im Haupt- und Ostchor getagt hätte, erscheint mir sehr zweifelhaft. Der Hauptchor war wohl immer dem Gottesdienste und dem Hauptaltar vorbehalten, und nur in den Westbauten und Westwerken sind Gerichtsverhandlungen nachgewiesen. Überlegt man sich also die Umstände, die für und gegen die Abhaltung des Grafengerichtes in der Turmkapelle sprechen, so ergibt sich auch hieraus kein klares und sicheres Bild. Aber immerhin scheint mir die Deutung auf das Grafengericht und seine in der Turmkapelle befindliche Gerichtsstätte unter allen Möglichkeiten immer noch die wahrscheinlichste. Dazu würden auch die Figuren der Grafen an den Turmstreben sehr gut passen.

Die Michaelskapelle im Freiburger Münster im Lichte der Quellen

Von Friedrich Hefele

In einem geistvollen Vortrag behandelte Professor Dr. Otto Gruber von der Technischen Hochschule in Aachen am 1. April 1943 in der Gesellschaft der Freunde der Städtischen Sammlungen zu Freiburg die Michaelskapelle im Hauptturm des Freiburger Münsters. Nach seinen Ausführungen¹ bedeutet diese Kapelle ein Zurückgreifen auf Bauvorstellungen über Westwerke und hochgelegene Kapellen, die einer viel früheren Zeit angehören und spätestens mit dem 13. Jahrhundert aufgegeben waren. Die Turmkapelle hatte einen eigenen Altar, der nach den alten Vorbildern wahrscheinlich von Anfang an dem Erzengel Michael geweiht war. Nach Zerstörung der Burg über Freiburg, in der sich eine Michaelskapelle befunden hatte, im Jahre 1366, wurde die Pfründe dieser Kapelle auf die Turmkapelle des Münsters übertragen. An ihren Wänden läuft eine Steinbank, die wie die Steinbänke der Turmvorhalle keine nur schmückende Zutat war, sondern einem bestimmten Zweck gedient hat. Da nach den Siegeln der Städte Sulzburg, Schopshheim und Budweis der hl. Michael als Schutzpatron der Bergleute zu gelten hat, ist es wahrscheinlich, daß in der Michaelskapelle des Münsterturms das Berggericht tagte².

Wenn ich zu diesen Thesen Stellung nehme, so kann es sich bei den heutigen, zum Teil noch kriegsbedingten Verhältnissen im Archivwesen³ noch nicht in allem um endgültige Ergebnisse handeln. Es wird sich aber doch zeigen, ob und inwieweit die Überlegungen des Bauhistorikers mit den Schlüssen, die der Archivar aus den Quellen zieht, in Einklang stehen.

- ¹ Ich hatte Einblick in das Vortragsmanuskript. — Dieser Aufsatz ist eine Überarbeitung meines Beitrags zu der Festschrift, die der Breisgauverein Schauinsland seinem Ehrenmitglied, Herrn Dr. h. c. Heinrich Brenzinger, im Jahre 1944 in Maschinenschrift überreicht hat. Einen Durchschlag dieser Festschrift besitzt die Universitätsbibliothek Freiburg.
- ² Letztere These hat Gruber zwar auf meine schriftlichen und mündlichen Einwendungen hin in seinem für die „Oberrheinische Kunst“ umgearbeiteten Manuskript nicht wiederholt, also wohl aufgegeben. Nachdem sie aber vor einer zahlreichen Zuhörerschaft vorgetragen worden ist und durch den Zeitungsbericht mit der Überschrift „Das Berggericht im Münster?“ in das ortsgeschichtliche Schrifttum Eingang gefunden hat, kann sie nicht übergangen werden.
- ³ Infolgedessen sind u. a. die Akten des Stadtarchivs über das „Beneficium St. Michaelis“ nicht greifbar. Für verschiedene Hinweise bin ich Herrn Dr. Jos. Claus †, Herrn Generalstaatsarchivar Dr. Jos. Kallbrunner †, Herrn Museumsdirektor Prof. Dr. W. Noack und Herrn Oberbaudirektor Prof. Dr. Jos. Schlippe zu Dank verpflichtet.

1. Sankt Michael

Bevor wir auf die mit diesen Thesen verknüpften Probleme eingehen, erscheint es angezeigt, daß wir uns die Gestalt S. Michaels auch hier in knappen Umriffen vor Augen führen⁴.

Michael ist im Alten Bund der Beschützer des auserwählten Volkes, im Neuen derjenige der Kirche und ihrer einzelnen Glieder. Er gilt als starker Held im Kampf gegen die Feinde Gottes, als Haupt der Engel, als der gewaltige Bekämpfer des Teufels und seiner Scharen, als Fahnenträger des himmlischen wie des irdischen Heeres in der Schlacht. Auf skandinavischen Runensteinen wird er zum Schutze der Toten angerufen. Wie Wotan die Verstorbenen im eigenen Palast empfängt, so führt Michael die Seelen ins Paradies, dessen Vorsteher er ist. Er ist der Patron der armen Seelen, weshalb ihm viele Friedhofkapellen geweiht sind.

Die Tatsache, daß Michaelskirchen und -kapellen häufig auf Bergen anzutreffen sind, wird verschieden erklärt. Nicht selten mag Michaels streitbare Erscheinung an die Stelle des auf Bergeshöhen verehrten kriegerischen Wotan getreten sein, so auf dem Godesberg (Wodansberg). Als Vorläufer kommen aber auch andere heidnische Kultstätten, wie in Frankreich solche Merkurs, in Betracht. Eine Verallgemeinerung ist nicht am Platze. Wird doch gerade die älteste Michaelskirche im Abendland, nämlich diejenige auf dem Monte Gargano in Italien, die vielen zum Vorbild wurde, auf eine Erscheinung des hl. Michael an jener Stelle zurückgeführt. In Baden sind der Michaelsberg zu Untergrombach und der Michaelsberg zu Riegel besonders bekannt. Ein Beispiel aus der Ostmark ist die uralte, auf der Stelle eines römischen Kastells und späteren Residenz der Rugierkönige erbaute S.-Michaels-Bergkirche zu Stein bei Krems a. D.⁵ Wo Berge fehlten, hat man für den Michaelskult vielfach dadurch, daß man die Michaelskapellen in Turmgeschossen und auf Emporen anbrachte, eine künstliche Höhenlage geschaffen. Doch werden die Michaelskapellen in den Westwerken der mittelalterlichen Kirchen auch auf die Vorstellung zurückgeführt, daß im Westen der Sitz der bösen Geister sei, denen Michael entgetreten solle⁶.

Auch in hochgelegenen Burgen und Wohntürmen war die Michaelsverehrung heimisch. Man sieht im Turm einfach ein zum Erzengel passendes Symbol der Kampf- und Wehrfreudigkeit. Beispiele hierfür sind die Michaelskapelle und der Michaelsturm auf der unteren Burg über Freiburg. Im Perlachturm neben dem Rathaus zu Augsburg befand sich bis zur Zerstörung durch Fliegerbomben eine (heute wieder ersetzte) Michaelsfigur, vom Volk „Duremichele“ (= Turmmichele) genannt, die am Michaelstag (29. September) mittags 12 Uhr zur Türe heraustrat und mit jedem der zwölf Schläge der Uhr dem Drachen zu ihren Füßen die Lanze in den Rachen stieß. „Das mutet an, als wenn es aus germanischen Urgründen stammte“, hat K. Färber feinsinnig bemerkt⁷.

⁴ Das Folgende hauptsächlich nach M. Buchberger: *Lexikon für Theologie und Kirche* 7, 162 ff.; ferner J. Sauer: *Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden*, *Neujahrsblätter der Bad. Hist. Kommission* N. F. 14, 116 f.; K. Künste: *Ikongraphie der Heiligen* 1 (1918) S. 246 ff.; Otto Gruber in der *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* III (1936), S. 155 f.

⁵ Vgl. A. Fuchs: *Die Michaelskirche und die Altenburg in Stein an der Donau*. *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich*. N. F. 15/16 (1917).

⁶ Sauer a. a. O. S. 116 f.

⁷ In der „Kölnischen Zeitung“ vom 15. 3. 1944 Nr. 74 S. 3.

Dem entspricht die Darstellung Michaels in der Kunst⁸. Wir sehen ihn, zunächst zusammen mit Gabriel, zur Seite Christi oder am Throne Gottes sowie als Wächterengel, in der ältesten Zeit mit Stab oder Lanze, vom 13. Jahrhundert an meist mit dem (Flammen-)Schwert, seit der karolingisch-ottonischen Zeit auch als Krieger in glänzender Rüstung, auf dem Drachen stehend, im Kampfe mit Luzifer und seinen Scharen, sei es beim Engelsturz oder beim Weltgericht, endlich als Seelenführer. Dagegen hat nach Künstle der später in den Gerichtsbildern der christlichen Kunst auftretende Seelenwäger mit der Waage ursprünglich mit S. Michael nichts zu tun⁹.

In Freiburg erscheint auf einer im Haus zum Wolf (Herrenstraße 45) aufgefundenen Bodensliese aus der Wende des 12. Jahrhunderts der hl. Michael mit großem Schild und langer Brünne bewehrt¹⁰. Hingegen sehen wir ihn im Maßwerk eines als Frühwerk des 14. Jahrhunderts geltenden Fensters des südlichen Seitenschiffs des Münsters unbeschützt und ungerüstet, nur mit Tunika und Mantel angetan, als himmlischen Streiter auf dem geflügelten Drachen stehend, dessen Rachen mit langer Lanze durchbohrend¹¹. Ebenso sehen wir den hl. Michael im Siegel des dritten Propstes von Allerheiligen zu Freiburg aus dem Jahre 1306. Mit langer Lanze in der Rechten in den Rachen des Drachen stoßend und einem Schild in der Linken stellt ihn die „wahrscheinlich nicht vor 1320“ geschaffene Plastik an der Südostecke des Münsterturms unterhalb der Stern galerie dar¹².

2. Die schriftlichen Quellen

Vernehmen wir nunmehr, was die schriftlichen Quellen über die Michaelsverehrung in Freiburg aussagen. Von den Urkunden her wollen wir den Problemen nähertreten.

Zuerst im Jahre 1277¹³ begegnet uns die Michaelskapelle in der Dorstadt Neuburg, die auf dem Stadtplan von Gregorius Sickinger vom Jahre 1589 deutlich zu sehen ist. Wann, von wem und aus welchen Beweggründen sie gerade dort errichtet wurde, ist unbekannt. Seit dem 14. Jahrhundert¹⁴ war sie im Besitz des Klosters Beuron; vorher wird sie zur Münsterpfarre gehört haben. Bei der Kapelle stand ein Haus, das von ihr den Namen „zu St. Michael“ erhielt¹⁵.

⁸ K. Künstle a. a. O.

⁹ Diese Meinung Künstles wurde in der Aussprache über meinen am 10. 12. 1947 im Breisgauverein Schauinsland gehaltenen Vortrag von J. Clauß mit Berufung auf frühere Darstellungen (z. B. an Notre Dame in Paris) bestritten (Vgl. die kritische Besprechung des Künstleschen Werkes durch J. Clauß im Freiburger Diözesan-Archiv N. F. 27 [1926] S. 379 ff.)

¹⁰ F. Geiges: Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters (= Schauinsland 56/60) (künftig zitiert: Münsterfensterwerk) S. 86.

¹¹ Ebenda S. 86 f. u. Abb. 239 u. 241.

¹² Ebenda S. 93 Abb. 262; Otto Schmitt: Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters, Frankfurt 1926, I. S. 28 u. Tafel 90, II. S. X.

¹³ F. Hefele: Freiburger Urkundenbuch I., 277 Nr. 309; H. Flamm in: Münsterblätter 3, 81.

¹⁴ Poinignon: Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg I, 233 Nr. 611; Mitteilungen f. Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern 15, 16 Nr. 1.

¹⁵ Ebenda; ferner Flamm: Häuserbuch der Dorstadt Neuburg, im Adreßbuch 1903 S. 21 f.

Eine weitere Michaelskapelle, die erstmals im Jahre 1295 urkundlich erscheint¹⁶, befand sich auf der Burg über der Stadt. Am 25. Januar 1295¹⁷ trennte Bischof Heinrich von Konstanz auf Bitten des Konstanzer Dompropstes und Freiburger Pfarr-Rektors Grafen Konrad von Freiburg und seines Bruders, des regierenden Grafen Egeno, die Michaelskapelle auf der Burg von der Freiburger Pfarrkirche, der sie bisher unterstellt war, und erhob sie zur selbständigen Kaplanei. Zum Unterschied von der Lambertskapelle, die nach einer Urkunde vom Jahre 1255 „super castro Friburg“ lag, befand sich die Michaelskapelle „infra muros castri de Friburg prope turrim dictum turris sancti Michaelis“. Man schloß daraus, daß jene sich in der oberen Burg befand, diese dagegen in der unteren Burg, am heutigen Kanonenplatz oder unterhalb davon am Westhang des Berges gegen das Greifeneggsschloßchen zu¹⁸. Die Einkünfte der Pfründe hatten bisher nur aus vier Pfund Pfennig und einem Saum Weißwein aus dem Münsterpfarrhof bestanden, was für einen eigenen Priester nicht genügte, so daß meistens nur zweimal in der Woche und oft nur von unbekanntem, nicht immer vertrauenswürdigem Priestern Gottesdienst gehalten wurde. Dadurch konnte den Bewohnern der Burg, besonders dann, wenn die Kapelle tatsächlich (siehe Anm. 18) in der Nähe des Burgtores lag, im Falle eines Krieges oder Aufstandes durch Verrat die Gefahr der Erstürmung drohen. Nun wurde das Einkommen mit dem Ertrag einer von den Fronern der Silbergrube zu Todtnau — nach Flamm's ansprechender Vermutung auf „sanften Druck von seiten des Grafen“ — durchgeführten Sammlung vermehrt, das Gesamteinkommen war nunmehr für einen eigenen Priester ausreichend. Das Präsentationsrecht verblieb den Grafen von Freiburg. Aus einer weiteren Urkunde vom 22. April 1316¹⁹ geht dann noch hervor, daß der bekannte Meister Wernher der Zimmermann²⁰ der „kapellun ze sante Michele ze Friburg uf

¹⁶ Lehmann (Freiburger Diözesan-Archiv, N. F. 13, 31) läßt sie vor dem Jahre 1277 gestiftet sein, wobei er, einem Irrtum von Krieger (Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden², Bd. 1 Sp. 627) folgend, obige, die Michaelskapelle in der Vorstadt Neuburg betreffende Urkunde auf die Burgkapelle bezog. Nach Fr. Zell und F. Engler (Freib. Diözesan-Archiv 22, 245) wäre diese Pfründe, einem „Urbarium corporis beneficiorum“ vom Jahre 1666 zufolge, im Jahre 1285 gestiftet worden. Dabei ist die Urkunde vom 25. Jan. 1295, die keineswegs als Stiftungsurkunde gelten kann, infolge eines Lesefehlers in das Jahr 1285 verlegt.

¹⁷ Münsterblätter 3, 78 f. und 69 Nr. 51.

¹⁸ H. Flamm: Zur Geschichte der St.-Michaels-Kaplanei im Münstersturm, Freiburger Münsterblätter 3, 80. Geiges spricht zwar im Münsterfensterwerk (S. 78 Anm. 6) von eindeutiger urkundlicher Nennung ihrer Lage, die weder „intra“ noch „supra muros“, sondern „infra muros“, also „unterhalb der Burgmauern“ laute. Allein infra dürfte auch hier, wie meist im Mittellatein für intra gebraucht sein (vgl. Hefele: Freiburger Urkundenbuch I, 49 Anm. 2 zu Nr. 63), womit aber nur gesagt ist, daß die Michaelskapelle innerhalb der Burgmauern lag. Sie befand sich aber nicht in einem Turm oder im Torbau über dem Tor wie bei manchen Burgen (vgl. O. Piper: Burgenkunde², München und Leipzig 1905, S. 487 f.), sondern „prope turrim dictum turris sancti Michaelis“, mithin neben oder nahe bei dem Michaelsturm, der wohl das Eingangstor war und seinen Namen von der anliegenden Kapelle hatte. Hingegen spricht die Bezeichnung „super castro Friburg“ dafür, daß die Lambertskapelle oberhalb = über der eigentlichen Burg lag. Daß sie aber doch noch zur Burg gehörte, bezeugt das Präsenzstatut vom Jahre 1400, in dem die Rede ist von der „capella sancti Lamperti castri Friburgensis“ (Flamm a. a. O.). Da die Lambertskapelle ihren Namen erst von der im Jahre 1190 erlangten Lambertsreliquie hat, dürfte die Michaelskapelle die ältere und so alt sein wie die Burg selbst.

¹⁹ Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 12, 39 f.; Münsterblätter 3, 80.

²⁰ Vgl. über ihn die Ausführungen von Geiges im Münsterfensterwerk S. 73 u. 84, Anm. 18 und 19.

der Burg“ statt 38 Mutt Roggen jährlicher Gülte, die er bisher von seinem Hof zu Denzlingen zinst, eine andere Gülte von seiner Mühle, der sogenannten Grafenmühle unter der Burg, zu entrichten versprach²¹. Die Pfründe hat also nochmals eine bedeutende Besserung erfahren.

Mit Urkunde vom 2. Juli 1364²², ausgestellt in Gottlieben, gab Bischof Heinrich III. von Konstanz auf Antrag der Stadt den Kaplänen und Pfründherren an der Pfarrkirche und an der S.-Nikolaus-Kapelle in der Vorstadt Neuburg neue Satzungen. Diese Urkunde ist für uns deshalb von großer Wichtigkeit, weil in ihr alle Pfründen mit ihren Altären aufgezählt sind, die damals im Münster bestanden. Einen Michaelsaltar mit Pfründe sucht man darin vergebens. Erstmals erscheint ein Michaelsaltar im Präsenzstatut vom 4. August 1400²³. Die Stelle lautet: „Item in quarta septimana sit primus Johannes Uringer capellanus prebende altaris sancti Michahelis, que olim fuit in castro Friburgensi“ (Item in der vierten Woche soll der erste sein Johannes Uringer, der Kaplan der Pfründe des S.-Michaels-Altars, die einst auf der Freiburger Burg gewesen ist.) Im selben Statut ist auch die Pfründe der ehemaligen Lambertskapelle auf der oberen Burg aufgeführt, ebenfalls mit dem Zusatz: „que olim fundata extitit in capella sancti Lamperti castri Friburgensis“. Sie hatte mithin das gleiche Schicksal wie die Michaelskapelle und war nun auf den Fronleichnamsaltar im Münster verlegt, mit dem noch mehrere Pfründen verbunden waren. Beide Pfründen müssen also zwischen 1364 und 1400 in das Münster verlegt worden sein. Veranlassung gab die Zerstörung der Burg durch die Freiburger im Jahre 1366 in ihrem Kampf mit dem Grafen. Ob dabei auch die beiden Burgkapellen zerstört wurden, ist nicht ausdrücklich überliefert. Doch wissen wir, daß die Lambertsreliquie, ein Stück der Hirnschale des hl. Lambert, bei oder gleich nach der Zerstörung der Burg in das Münster

²¹ Diese in der Oberau unter der Burg beim Hof der Grafen gelegene Mühle hatte Graf Egon mit Einwilligung seines Sohnes Konrad erst am 3. September 1311 um 83 Mark Silber an Wernher den Zimmermann, Bürger von Freiburg, verkauft, und zwar für „ledig eigen“, also frei von Belastung (Stadtarchiv: Kaufbriefe). Die Gülte an die Michaelskapelle auf der Burg, mit der die Mühle nun belastet wurde, ruhte bisher auf Meister Wernhers Hof zu Denzlingen, „der Jacobes des Münzmeisters was“, den (nach der Urkunde vom 22. April 1316) Meister Wernher anstatt der Kinder seines verstorbenen Sohnes Dominikus „Wolriche dem Mezzier von Gloter“, Bürger von Freiburg, verkauft hatte. Graf Konrad billigte nun den Wechsel und entledigte Ulrich den Metzger und seine Erben der Gülte. Der Verkauf des oben im Dorfe zu Denzlingen gelegenen Hofes an Ulrich den Metzger war einige Wochen vorher (am 26. März 1316) zu Freiburg unter der Gerichtslaupe der Stadt beurkundet worden. (Generallandesarchiv Karlsruhe: 21/78). Verkäuferin war nach dieser Urkunde Meister Wernhers Schwiegertochter Anna, Lütfried Aschiers Tochter, Witwe des vorhin genannten Dominikus, mit ihren Kindern Anna, Katharina und Agnes. Der Kaufpreis betrug 100 Mark Silber. Auf dem Hof ruhte eine Zinslast von 1 Pfund 18 Schilling 6 Pfennig, der ein Zinseinkommen von 2 ½ Pfund 3 Schilling 4 Pfennig gegenüberstand. Auffallend ist, daß von der Gülte an die Michaelskapelle in der Urkunde schon nicht mehr die Rede ist. Die Abmachung über sie war also schon vorher getroffen worden und wurde erst nachträglich (am 22. April 1316) eigens beurkundet. Es ist die nicht mehr zu lösende Frage, seit wann die Gülte auf dem Hofe zu Denzlingen ruhte, wer sie der Michaelskapelle vermachte, ob erst Dominikus, der Sohn Meister Wernhers, mit seiner aus reichem Geschlecht (vgl. F. Geiges in: Schauinsland 40, 65 ff.) stammenden Frau oder schon Meister Wernher selbst oder gar der Vorbesitzer Jakob der Münzmeister, und unter welchen Umständen sie erfolgte. Falls Meister Wernher oder Jakob, der Münzmeister, der Stifter war, darf man wohl auf persönliche Beziehungen zum Grafen von Freiburg schließen.

²² Münsterblätter I, 68 ff. u. 5, 77 ff., Nr. 193.

²³ Münsterblätter I, 74 ff.

kam, in dem die Reliquie schon bald darauf einen dem Heiligen geweihten Altar erhielt, der schon 1379 erwähnt wird²⁴. Die Übertragung der Pfründen der Burgkapellen in das Münster wird also schon bald nach der Zerstörung der Burg stattgefunden haben, wofür auch das einen ziemlich großen zeitlichen Abstand ausdrückende Wort „olim“ in dem Statut von 1400 spricht. Doch beruht die wiederholt geäußerte Behauptung, daß die Verlegung schon „im“ Jahre 1366 geschehen sei, auf einem Mißverständnis. Denn wenn Flamm²⁵ sagte, die Michaelskapelle der gräflichen Burg sei „nach deren Zerstörung im Jahre 1366 in das Münster transferiert“ worden, so bezieht sich die Jahresangabe nicht, wie angenommen wurde, auf die Transferierung der Kapelle, sondern auf die Zerstörung der Burg.

Hätte es im Münster schon vorher eine Michaelskaplanei gegeben, so würde sie wohl auch wie die anderen Pfründen einmal in Urkunden auftauchen. Sind doch fast für sämtliche der sehr zahlreichen Pfründen — von 1310 bis 1368 sind es nicht weniger als ungefähr 45 — die Stiftungsurkunden oder sonstige urkundliche Zeugnisse vorhanden²⁶. Wo dies nicht zutrifft, kann mit einer einzigen späten Ausnahme²⁷ die Stiftung entweder aus dem Namen der Pfründe oder sonstwie erschlossen werden. Zum wenigsten müßte die Michaelskaplanei in der erwähnten Aufzählung der Pfründen und Altäre vom Jahre 1364 erscheinen. Daß sie dort fehlt, ist ein Beweis, daß eine solche Pfründe mit Altar damals im Münster noch nicht bestanden hat. Der Schluß ist um so sicherer, als in dem späteren Pfründerverzeichnis vom Jahre 1400, wie wir gesehen haben, infolge der Übertragung der Michaelskaplanei der Burg diese erstmals als Münsterkaplanei genannt ist.

Dieses Problem hat Flamm in seiner schon zitierten Arbeit offenbar nicht im Auge gehabt oder noch nicht scharf gesehen und infolgedessen seine Untersuchung nicht darauf abgestellt. Wenn er einleitend sagt, Freiburg habe in „alter Zeit“ im ganzen vier Michaelskapellen besessen, nämlich die auf der unteren Burg, die Michaelskapelle im Obergeschoß des Münsterturms, ferner eine Michaelskapelle in der Vorstadt Neuburg und endlich „die aus späterer Zeit stammende Michaelskapelle auf dem alten Friedhof“, so läßt dies unsere Frage offen. Man kann es so auslegen, als hätten die drei erstgenannten Kapellen gleichzeitig bestanden. Und wenn Flamm später auf Grund des Präsenzstatuts vom Jahre 1400 die „Identität der Michaelspfründen der Burg und des Münsterturms“ als erwiesen ansieht, so ist auch diese Formulierung nicht eindeutig genug, da sie die Existenz einer früheren Michaelskaplanei im Münsterturm nicht völlig und ausdrücklich ausschließt.

Wir haben oben die anfänglichen Einkünfte der Michaelspfründe auf der Burg kennengelernt. Sie blieben sich in der Folgezeit ziemlich gleich. In dem vor 1533 verfaßten Liber beneficiorum^{27a} sind als Einkünfte aufgeführt: „Item 4 R 8 und ein som vini rector ecclesie Friburgi; item der Keßler in der Gruben 10 R

²⁴ J. Clauß, in: Schauinsland 67, 52.

²⁵ a. a. O. S. 78.

²⁶ Vgl. das Verzeichnis von Fr. Zell und F. Engler a. a. O.; ferner das Verzeichnis bei A. Lehmann a. a. O. S. 11 f.; P. P. Albert, Urkunden und Regesten zur Geschichte des Freiburger Münsters. Freiburger Münsterblätter Jg. 3 ff.

²⁷ Bei der erst 1490 erwähnten Prädikaturpfründe. Lehmann a. a. O. S. 31. Lehmanns Angabe (ebenda 5, 15) auch auf den Fronleichnamsaltar sei eine Pfründe gestiftet worden, deren Stiftungsjahr und Stifter unbekannt seien, ist irrig. Vielmehr wurde 1456 die Lambertuspfründe lediglich dem Organistenamt zugewiesen. Münsterbl. 10, 37, Nr. 799.

^{27a} Stadtarchiv: Handschriften Nr. 92, Bl. 39 v.

Johannis Baptiste et 10 fl nativitatis Christi; item 12 $\frac{1}{2}$ fl Peter Kefler vel sui heredes; item 7 $\frac{1}{2}$ fl et Lenz Kroßinger; item 23 mutt rocken und zehen mutt gersten zu Walthershoffen us einem hofe.“ Diese gesamtten Beträge stimmen, wie schon Flamm festgestellt hat²⁸, „fast genau“ überein mit einer aus den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts stammenden Aufzählung der Einkünfte der Michaelskapelle im Münster. Als deren Jahresbezüge werden dort „nach einem alten Präsenzbuch“ angegeben: „Item der kirchherr zu Freiburg gibt jährlich auf Martini 1 som wein und 4 fl et rappen. Item der Kefler in der Gruben gibt jährlich auf Johans baptiste 10 fl , mer auf Joannis evangeliste 10 fl . Item ab einem hof zu Waltershofen werdend jährlich geben 22 $\frac{1}{2}$ mutt rocken und 10 mutt gersten.“ Den Saum Wein aus dem Pfarrhof und die Roggengülte erwähnt auch noch ein Münsterurbar von 1666. Durch zwei Notizen aus dem Jahre 1486 erfahren wir außerdem von einer Abgabe von 1 fl 4 fl von der Kaplanei zu Weiler bei Stegen an die „caplanei, die zu Fryburg auf der purg lag und nun in das münster zu einem seelgerät gelegt ist“²⁹. Dabei ist es fraglich, ob diese Abgabe in der vorausgehenden Aufzählung enthalten ist oder neu hinzukommt. Nun ist es zwar nicht möglich, all diese Nachrichten über die früheren und späteren Einkünfte der Pfründe in völlige Übereinstimmung miteinander zu bringen. Im Laufe der Zeit sind natürlich auch mit den Einkünften dieser Pfründe verschiedene Veränderungen vor sich gegangen, wie denn auch die Roggengülte von der Grafenmühle unter der Burg wieder gewechselt haben muß, da in obigem Verzeichnis aus dem 16. Jahrhundert statt ihrer eine andere Gülte genannt ist. Aber wenn man auch nur ein Mindestmaß zugrunde legt, so lassen sich doch aus obiger Aufzählung nicht die Einkünfte für zwei selbständige Pfründen errechnen. Vielmehr ergibt sich zweifelsfrei, daß die Michaelskaplanei der Burgkapelle und die spätere Michaelskaplanei im Münster in dem Sinne identisch sind, daß vorher im Münster eine Michaelskaplanei mit Pfründe nicht bestanden hat. Hätte es außer der Michaelspfründe auf der Burg vor ihrer Übertragung noch eine andere Michaelspfründe im Münster gegeben, so müßten ihre Einkünfte in obiger Aufzählung entsprechend hervortreten.

Die Herkunft der Pfründe verrät auch der schon erwähnte Liber beneficiorum, in dem sie unter dem Titel „Comitum de Friburg“ aufgeführt ist, während ihre einzeln aufgezählten Inhaber als „Capellani sancti Michaelis“ bezeichnet sind. Als Kollator ist als Rechtsnachfolger der Grafen von Freiburg „Illustris dux Austriae pro tempore dominus Brisgaudie“ genannt. Dem entspricht auch die Bezeichnung der Pfründe im Registrum praebendarum vom Jahre 1566^{29a}: „Altare s[ancti] Michahelis — comitum de Friburg.“ Als Kollator erscheint hier folgerichtig: „Imperator nunc princeps terrae“, womit Kaiser Ferdinand I. gemeint war, der Freiburg im Jahre 1562 besucht hatte.

Bedenkt man ferner, daß der erste Freiburger Bürgermeister der Münster- und Spitalpfleger Gottfried von Schlettstadt war, der im Jahre 1310 die Reihe der Messerstiftungen eröffnete³⁰, so ist es nicht wahrscheinlich, daß schon vor ihm ein anderer eine Pfründe in die Turmempore gestiftet hat, zumal diese — weil durch die Unterbrechung im Turmbau³¹ nach Osten mit Brettern verschalt — noch nicht recht benüßbar war.

²⁸ Münsterblätter 3, 80.

²⁹ Ebenda.

^{29a} Stadtarchiv: Handschriften Nr. 94, S. 21.

³⁰ Münsterblätter 3, 71, Nr. 70.

³¹ Vgl. W. Noack in: Oberrheinische Heimat 28 (1941), 233 f.; Hefese in der Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, N. F. 56, 73 ff.

Es ist ja auch ganz natürlich, daß die Pfründestiftungen zuerst auf Altäre im unteren Kirchenraum erfolgten.

Aber wenn auch das Münster vor 1366 noch keine Michaelspfründe gehabt hat, so könnte doch schon, wie Gruber es annimmt, ein Michaels-Altar, ohne Pfründe, in der Turmempore bestanden haben. Diese Überlegung führt uns zu der Frage, welchem Zweck denn jener Raum anfangs gedient hat.

3. Die Kapelle selbst

Wir gehen hier von der Tatsache aus, daß es in den mittelalterlichen Kirchen schon in früher Zeit nicht selten Altäre gegeben hat, mit denen keine Pfründen verbunden waren. Was unser Münster betrifft, so haben wir leider aus der Zeit vor dem Chorbau nur Verzeichnisse der Pfründen mit den Altären, zu denen sie gehörten, aber kein Verzeichnis sämtlicher Altäre. Es ist also durchaus möglich, daß noch weitere Altäre einmal vorhanden waren.

Als Beweis für die frühe Existenz eines Altars in der Turmkapelle wird die bekannte Urkunde vom Jahre 1301 angesehen, in der von zwei Ewigen Lichtern die Rede ist, deren Besorgung vom Heiliggeistspital übernommen wird, deren eines, gestiftet „von Eberlin von Care dem suter seligen“, „undenan in dem nūwen turne“ war, „da die gloggen inne hangent“, während das andere, „von hern Erchenbolte seligen“ gestiftete, rechterhand vom „fronealtar“ (Fronleichnamsaltar) hing³². Für ein Ewiges Licht, so wurde angenommen, sei ein Altar die Voraussetzung³³. Doch dieser Schluß ist nicht gerechtfertigt. Auf dem nördlichen Münsterplatz, gegenüber dem Kornhaus, brannte einst in einer Pyramide mit der Aufschrift „In memoriam occisorum virorum“ ein Ewiges Licht, das von den Gesellen der Bäckerzunft unterhalten wurde und deshalb „Beckenlicht“ hieß³⁴. Es war dies eine jener architektonisch oft reich ausgestatteten Totenleuchten, wie sie noch vielerorts, z. B. bei der Klosterkirche von Klosterneuburg, erhalten sind. Ein Ewiges Licht gleicher Art brannte unweit davon in dem Gerner (Beinhaus) vor der Andreaskapelle³⁵. Aber auch im Münster selbst ist an mehreren Stellen, wo keine Altäre standen, ein Ewiges Licht nachzuweisen, das entweder bei Tag und Nacht oder nur bei Nacht als „Ewiges Nachtlicht“ brennen sollte. So „das licht bi dem wihewasserstein bi dem bichtestül“, so „das liecht, das do ist in dem gatter vor unserem herren“, so „das liecht vor sant Einhart an der süle“³⁶. Noch im Jahre 1767 stiftete der sogenannte Kreuzbruder Mathias Strecker von Hugstetten eine Ampel inmitten des Münsters an einem Kirchenstuhl, die vom Michaelstag bis Ostern von 1/26 Uhr morgens bis nach der Frühmesse brennen sollte³⁷. Somit ist das Ewige Licht in der Turmempore kein Beweis für das Vorhandensein eines Altars, das Licht kann auch ohne einen solchen bestanden haben.

³² Freiburger Münsterblätter 3, 71, Nr. 63.

³³ Auch Geiges hat noch in seinem Münsterfensterwerk (S. 80, Anm. 15) die Ansicht vertreten, das Vorhandensein des ewigen Lichtes habe nicht nur „die Möglichkeit eines Messedienstes zur selbstverständlichen Voraussetzung“, sondern lasse auch auf die Ausübung eines solchen schließen.

³⁴ D. P. Albert: Die Ewig-Licht-Stiftungen im Münster 1301 bis 1767, in: Freiburger Münsterblätter 4, 38 ff.

³⁵ Ebenda S. 39.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Ebenda S. 40.

Quellenkritik führt uns noch einen Schritt weiter. Gehen wir die Verzeichnisse der Ewig-Licht-Stiftungen im Münster von 1301 bis 1767 durch, so können wir feststellen, daß weitaus die meisten dieser Lichter vor bestimmten Altären brannten. Auch bei den übrigen ist ihr Standort eindeutig bezeichnet, sei es, daß es der Weihwasserstein beim Beichtstuhl, „das gatter vor unserem herren“ oder „sant Linhart an der süle“ oder aber ein bestimmtes „körlin“ war, wie „sant Nicolaus körlin“, „des von Amoltern körli“ oder „Sant Maria Magdalena chorlin“ oder aber der Hauptchor, der Chor schlechthin. Es heißt z. B.: „Item das liecht vor sant Margreten altar sol brennen tag und nacht . . .“ Eindeutig lokalisiert sind auch die Ewigen Lichter, die „vor dem Sacrament“ sich befanden, sowie die oben schon angeführten Totenleuchten auf dem Friedhof. Immer ist der Standort genau bezeichnet. Wie ist das nun bei der Urkunde vom 5. Oktober 1301, die uns von dem Ewigen Licht in der Turmkapelle berichtet? Sehen wir uns den Text genau an! In dieser Urkunde ist die Rede von zwei Lichtern, „dü hangent ze unser frouen münster ze Friburg“, das eine „neben fronealtar ze de rechten hant“ und das andere „undenan in dem nüwen turne, da die gloggen inne hangent“. Bei dem einen ist also der Altar, dem das Licht galt, genannt, bei dem andern dagegen kein Altar, sondern nur der Raum, in dem es hing. Und damit über den Raum keine Unklarheit bestehen konnte, ist er als derjenige unten im neuen Turm, in dem die Glocken hingen, bezeichnet. Wie ist nun diese Stelle zu deuten? Durch die Worte „da die gloggen inne hangent“ wird meines Erachtens lediglich der neue Turm als Glockenturm näher gekennzeichnet. Auf den Raum, in den das Licht gestiftet wurde, haben sie keinen Bezug. Würden diese Worte fehlen — und sie könnten ebenso gut fehlen — so bestünde über den Raum kein Zweifel. Sehr wichtig, ja wohl entscheidend ist das voranstehende Wörtlein „undenan“³⁸, das sich nicht auf die Glocken bezieht, sondern auf den Turm im ganzen. Nicht unter den Glocken, dem Uhrgeschoß oder der Michaelskapelle darunter, sondern „undenan in dem nüwen turne“, also unten im neuen Turm sollte das gestiftete Licht brennen. Mithin wird es für die Vorhalle gestiftet worden sein³⁹. Da sie vor dem Jahre 1301 — der Stifter war damals schon tot — ihrer späteren Ausstattung noch entbehrte, ist es nicht verwunderlich, daß sie in jener Urkunde nicht anders, nicht näher bezeichnet worden ist. Daß ein Freiburger auf den Gedanken kam, in die Vorhalle ein Licht zu stiften, kann bei ihrer architektonischen und religiösen Bedeutung nicht wundernehmen, vielmehr als etwas durchaus Natürliches und der Zeit Entsprechendes gelten. Ist diese Annahme zutreffend, so verliert die Urkunde vom Jahre 1301 jede Bedeutung für unser Problem. Sollte aber doch, was immerhin nicht ganz ausgeschlossen sei, das Geschoß über der Vorhalle gemeint sein und hätte dieser Raum damals schon als Michaelskapelle gegolten und schon einen Altar gehabt, so wäre die Urkunde dementsprechend formuliert worden. Das Ewige Licht wäre gewiß zu St. Michael oder dem Altar in Beziehung gesetzt worden. Darüber kann noch obigem kaum ein Zweifel bestehen. Wie die Vorhalle zur Stiftung eines Lichtes anregen konnte, so könnte etwa, obschon weniger wahrscheinlich, ein Bürger auch von dem frommen Wunsch beseelt gewesen sein, daß in dem kapellenartigen Obergeschoß mit dem Blick durch das Schiff auf den Hochaltar ein Ewiges Licht brennen sollte, auch wenn in diesem Raum noch kein Altar stand. Daß

³⁸ Dolle althochdeutsche Form für unden. Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch.

³⁹ Zu dieser Überzeugung bin ich erst durch eine Bemerkung von Oberbaurat F. Bosch nach meinem Vortrag (s. Anm. 9) gelangt, die mich zu einer nochmaligen textlichen Überprüfung veranlaßte. Zu der bisherigen Annahme vgl. Geiges a. a. O.; Fr. Hefele in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. 56, 72 f.

ein Ewiges Licht nicht immer einem Altar gegolten hat, hat sich ja oben schon gezeigt. Und wenn auch vor dem Jahre 1301 das Obergeschoß nach Osten verschalt war, da damals erst der Unterbau bis zum Gesims unter dem Uhrgeschoß stand, die Westjoche des Langhauses im Mittelschiffoberteil aber noch nicht erbaut waren, so konnte der Stifter immerhin annehmen, daß es nicht mehr lange dauern werde, bis der Blick auf den Hochaltar frei würde. Doch diese Deutung ist, wie gesagt, sehr unwahrscheinlich.

Lehmann nahm zwar an, die Michaelskapelle auf der Burg sei mit dem „Altare“ verbunden worden, „der im zweiten Geschoß des Turmes, auf der Michaelsempore“, aufgestellt war⁴⁰. Aber für das wirkliche Vorhandensein eines Altares kannte er auch keinen Beleg, es ist eine leere Behauptung. Auch Geiges hat vermutet⁴¹, daß die Turmempore schon vor Übertragung der Burgkaplanei dem hl. Michael „geweiht“ war. Aber damit ist nicht gesagt, daß von Anfang an ein Altar dort stand. Und wenn auch andernorts wie zu Lautenbach bei Gebweiler, zu Maursmünster oder in Reichenau-Oberzell in den unserem Raum analogen Turmkapellen Altäre waren, so muß es in Freiburg nicht ebenso gewesen sein⁴². Somit kann ich Grubers Meinung, daß die Übertragung der Pfründe von der Burgkapelle auf die „Turmkapelle“ des Münsters „doch wohl schon“ das Bestehen eines Altares voraussetze, nicht teilen. Ich möchte vielmehr glauben, daß erst mit der Pfründe auch der Altar übertragen oder ein neuer Altar erst errichtet wurde. Hätte wirklich schon vorher ein Altar dort gestanden, so würde er wohl auch in Benützung gewesen sein und zur Stiftung einer Pfründe auf ihm angeregt haben, worüber sich wie bei allen anderen Altären irgendwelche urkundliche Nachrichten erhalten hätten. Das riesige Schiff des Münsters samt den Seitenräumen bot ja auf lange Zeit genug Möglichkeiten für Altäre und Pfründestiftungen, und die Stifter haben davon reichlich Gebrauch gemacht. Man brauchte nicht das hochgelegene Obergeschoß des Turmes mit den engen Wendeltreppen als einzigen Zugängen für einen Altar oder eine Pfründe ausersuchen.

Zur wirklichen Einrichtung einer Kapelle mit Altar und Pfründe im Turmgeschoß kam es vielmehr, wie wir gesehen haben, erst durch die Zerstörung der Burg im Jahre 1366, die Veranlassung gab zur Übertragung der dortigen Michaelspfründe. Jetzt lebte das noch nicht erloschene Bewußtsein von der Verehrung des hl. Michael auf hochliegenden Punkten wieder auf, und so verlegte man die Burgkaplanei in die Turmempore des Münsters, die dafür zur Verfügung stand, ja geradezu vorherbestimmt war. Der hl. Michael ist ja auch, wie oben bemerkt, unter den Figuren am Münster-turm vertreten, an einer Stelle, wo er zwar als Turmheiliger gelten, aber kaum zu dem Raum der Michaelskapelle in Beziehung gebracht werden kann. Erst seit der Übertragung der Burgpfründe verband sich mit der Kapelle auch der Name des Heiligen⁴³. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts hieß sie im Volksmund „S. Michel“⁴⁴.

⁴⁰ a. a. O. S. 31 f.

⁴¹ Münsterfensterwerk S. 86 f.

⁴² Man müßte übrigens nachprüfen, ob es sich dabei in jedem Fall um eine wirkliche, urkundlich nachweisbare Michaelskapelle mit Pfründe bzw. Altar oder etwa nur um einen baugeschichtlich begründeten Analogieschluß im Sinne von O. Gruber handelt. Dasselbe gilt für die Michaelskapelle im romanischen Münster zu Konstanz über der Vorhalle des Hauptportals (C. Gröber, Das Konstanzer Münster², Konstanz 1937, S. 26).

⁴³ Schon F. Kempf bemerkte in seinem Münsterbuch von 1926, daß das S.-Michaels-Geschoß im Turm erst seit 1366, seit der Übertragung der Michaelspfründe der Burg in das Münster, Michaelskapelle genannt wurde.

⁴⁴ Chronikblätter 1785—1794: Adreßbuch 1897, Beilage S. 23: Freiburger Diözesan-Archiv 22, 287.

Den außergewöhnlichen Standort des Altars und seine spätere Errichtung verrät auch das Registrum subsidii charitativi im Bistum Konstanz vom Jahre 1493⁴⁵, in dem dieser Altar als letzter im Münster aufgeführt ist, auf den nur noch die Andreaskapelle auf dem Friedhof folgt.

Mit Ornamenten war die Kapelle schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Vergleich mit anderen Pfründen spärlich versehen. Nach dem Liber beneficiorum besaß sie: „Item ein plaw casuckel mit einem roten cruz et cum omnibus requisitis; item ein brun spdin casel gemußiert; item ein kelch gar vergült; item ein corporal und ein liechtstock und ein kensterlin in der sacristy, auch eins davor aller nechst stand.“ Der Randvermerk „vacant“ scheint sich auf die letztgenannten Stücke zu beziehen.

Übrigens waren die Verpflichtungen, die der Inhaber der Kaplanei zu erfüllen hatte, nicht so groß wie bei anderen Pfründen. Während die meisten Kapläne täglich zu zelebrieren hatten, brauchte der Kaplan der Michaelspfunde dies nur dreimal in der Woche sowie am Michaelsfest und am Gründonnerstag zu tun. Nach einer chronikalischen Nachricht⁴⁶ wurden außerdem besonders bei großen „Traueropfern“ am Michaelsaltar „auf'n S. Michel“ viele Messen gelesen. Dabei hat sich wie bei dem (zerstörten) Hochaltarbild des alten Friedhofs, das Michael als Beschützer der armen Seelen zeigte⁴⁷, der mit S. Michael verbundene Toten- und Friedhofsgedanke ausgewirkt. Als „beneficium simplex“ wurde die Michaelskaplanei mit anderen Pfründen unter Joseph II. im Jahre 1783 aufgehoben⁴⁸. Ihre Einkünfte, die nur noch 67 fl. 51¹/₂ kr. betrug, wurden dem Religionsfonds zugewiesen.

Als „capellani sancti Michaelis“ sind im Liber beneficiorum aufgeführt: „magister Nicolaus Locherer, dominus Antonius Kolbing, dominus Johannes Stecher, Christophorus Goggel obiit in bello anno 1535, Georgius Stürtzel, h[err] Hanns Wertwein, herr Martin Spinler alias Schwarzach nunc parrochus in Benfelden, m[agiste]r Matheus Klöblin, doctor Jonas Weiß, d[oc]tor Georg Henlin, d[oc]tor Jo. Andreas Zimmermann.

Nun erhebt sich aber noch eine weitere Frage. Entlang den drei geschlossenen Wänden der Kapelle läuft, etwa 30 cm über dem Boden, eine Steinbank, die nicht etwa später angebracht wurde, sondern, wie der Augenschein beweist, ursprünglich und aus dem Mauerstein herausgearbeitet ist. Man kann sie nicht anders denn als Sitzgelegenheit deuten; als bloß schmückende architektonische Zutat hätte sie dort, wie auch Gruber annimmt, keinen Sinn. Wie ist diese Steinbank zu erklären?

Bekanntlich stand im 13. und 14. Jahrhundert der Silberbergbau um Freiburg in hoher Blüte. O. Gruber glaubte nun in S. Michael den Patron der Bergleute und in der Michaelskapelle den Sitz des Berggerichts sehen zu können. Eine Bestätigung erblickte er für St. Michael als Patron der Bergleute in den Siegeln der Städte Sulzburg, Schopfsheim und Budweis, für das Berggericht in der Michaelskapelle in deren Steinbank. Was ist von diesen Thesen zu halten?

Wäre Michael wirklich der Patron der Bergleute und des Bergbaus gewesen, so müßte der Theologie und der Volkskunde etwas davon bekannt sein, wie dies z. B.

⁴⁵ Freiburger Diözesan-Archiv 24, 226.

⁴⁶ Chronikblätter a. a. O.

⁴⁷ J. Dotter in: Schauinsland 64, 28 f.

⁴⁸ Freiburger Diözesan-Archiv 22, 287; Münsterblätter 3, 82.

bei der hl. Anna und der hl. Barbara der Fall ist⁴⁹. Michael würde dann wohl auch einmal in den Glasgemälden des Freiburger Münsters, die sich auf den Bergbau beziehen, in Erscheinung treten. Aber dort sehen wir als Patronin des Bergbaus lediglich die hl. Anna⁵⁰. Die aus dem Schoße der Mutter Anna hervorgegangene Gottesmutter Maria gleicht in der mystisch-religiösen Weltanschauung des Mittelalters dem Mond, der sein Licht von der Sonne Christus empfängt; der Mond aber ist das Silber, die Sonne das Gold. In der Vollendung dieses Gleichnisses wird „die hl. Anna selbst zum Bergbau, aus dem das reine Erz, das wahre Silber und Gold des Lebens, die Hoffnung der Welt, hervorging“.

Wie verhält es sich mit den genannten Siegeln? Der Engel im Siegel und Wappen von Sulzburg ist nach der ganzen Art der Darstellung⁵¹ kein Michael — es fehlen ihm alle Attribute desselben —, sondern offenbar der als Patron der Bergknappen bekannte⁵² Erzengel Raphael, auf einem Berge sitzend und die Linke schützend über den vor ihm stehenden Bergmann ausstreckend. Raphael als der erste der Schutzengel beschützt hauptsächlich diejenigen Gewerbe, die großen Gefahren ausgesetzt sind⁵³. In Schoppsheim ist Michael zwar der Patron der Kirche und der Stadt. Auch der Engel in ihrem Siegel ist ohne Zweifel S. Michael mit Schwert und Waage. Aber von einem Bergbau zu Schoppsheim ist nichts bekannt, und das Recht, ein Siegel zu führen, erhielt die Stadt erst im Jahre 1526. So erklärt es sich, daß Michael hier mit der Seelenwaage dargestellt ist, von der wir oben gehört haben, daß sie bei uns erst in späteren Darstellungen des hl. Michael auftritt. Das seit dem 14. Jahrhundert nachweisbare Stadtwappen zu Budweis ist ein quergeteilter Schild mit einer aus Quadersteinen bestehenden Stadtmauer und drei Türmen auf derselben. Vor dem mittleren Turme steht ein Engel mit bloßem Schwert in der rechten und einem den böhmischen Löwen enthaltenden Schild in der linken Hand. Unter diesem Engel die Insignien des Bergbaues, Fäustel und Hammer, kreuzweise übereinandergelegt⁵⁴. Helmzier und Schildhalter sind für unsere Untersuchung ohne Belang. Ohne heute schon Endgültiges sagen zu können, möchte ich glauben, daß der Engel im Stadtwappen von Budweis zwar den hl. Michael darstellt, daß er aber als Turmheiliger und wegen seines Attributes nur als solcher zu gelten und mit den unter ihm angebrachten Insignien des Bergbaus nichts zu tun hat. Eine Michaelskapelle gibt es in Budweis nicht. Somit scheidet Michael als Patron der Bergleute aus und damit fällt auch die These vom Sitz des Berggerichts in der Michaelskapelle des Freiburger Münsters.

Statt des Berggerichts könnte aber ein anderes Gericht, nämlich das Grafengericht, dort getagt haben. Als nach dem Tode des Grafen Friedrich von Freiburg die Herrschaft an seine älteste Tochter Klara, Gemahlin des Pfalzgrafen Götz von Tübingen, fiel, erwies diese am 24. Dezember 1356⁵⁵, kurz bevor sie die Herrschaft antrat, der Bürgerschaft ihre besondere Gunst, indem sie auf gewisse Strafgefälle verzichtete. Die Urkunde handelt von dem Gericht: „Als ein herre oder ein frouw zuo

⁴⁹ Dgl. Buchberger a. a. O.: ferner Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

⁵⁰ Geiges: Münsterblätter 4, 41 ff. und Münsterfensterwerk S. 265.

⁵¹ Siegel der badischen Städte, hrsg. von der Bad. Hist. Kommission, Heft 3 (1909) S. 73.

⁵² Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 7, 497.

⁵³ D. H. Kerler: Die Patronate der heiligen. Ulm 1905, S. 29.

⁵⁴ Nach J. G. Sommer: Topographie Böhmens, 1841.

⁵⁵ H. Schreiber: Urkundenbuch der Stadt Freiburg, I. 2, 443, Nr. 227.

Friburg in dem münster zuo Friburg uf dem kor richtet umb eigen und umb erbe, und als man das gericht rüffet und kündet durch die stat zuo Friburg vorhin drie donrstag, und wel burger das höret und nüt an das gericht kommet, das der bessern sol der herschaft drü pfunt pfennig.“ Es ist die bisher noch nie aufgeworfene Frage, auf welchem Chor dieses Freiburger Grafengericht, das meines Wissens durch keine andere Urkunde bezeugt und noch ziemlich problematisch ist⁵⁶, stattgefunden hat, auf dem Hauptchor des Münsters oder etwa auf der Turmempore, wo die vorhandene Steinbank sehr dafür zu sprechen scheint. Während des Vortrags von Professor Gruber, dem diese Urkunde noch unbekannt war, fiel sie mir ein, und ich war zunächst vollkommen überzeugt, daß jenes Gericht seinen Sitz in der Turmkapelle mit ihrer Steinbank gehabt hat. Auch die — übrigens verschieden gedeuteten — sitzenden Figuren an den Pfeilern der Turmfront schienen dazu zu passen, obschon sie viel weiter unten angebracht sind. Insbesondere die in der Pose des Richters dargestellte Figur schien diese Auffassung zu bestätigen⁵⁷. Aber bei ruhiger, kritischer Überlegung tauchten dann doch Zweifel in mir auf, die sich mehr und mehr verstärkten.

Auch in diesem Fall ist es die *U r k u n d e n k r i t i k*, die den Ausschlag gibt. Der Chor schlechthin ist der Hauptchor und nicht ein anderer Chor⁵⁸. Er ist der Teil des Kirchengebäudes, in dem der Hochaltar und die Plätze für den Klerus sich befinden. In karolingisch-ottonischer Zeit wurde häufig dem Ostchor gegenüber ein Westchor errichtet, meist für einen zweiten Hauptaltar oder für das Grab einer angesehenen Persönlichkeit. Doppelchöre wurden aber nur bis zum 12. oder 13. Jahrhundert angelegt, in der Zeit der Gotik kaum mehr. Für unser Münster kommt ein solcher Doppelchor nicht in Frage. Wäre mit dem „kor“ obiger Urkunde die Empore im Hauptturm gemeint gewesen, so hätte der Verfasser der Urkunde kaum nur vom Chor gesprochen, sondern, wie sonst üblich, zum Unterschied vom Hauptchor den gemeinten Raum näher bezeichnet. In der oben schon zitierten Zusammenstellung der Ewiglichtstiftungen im Münster stehen an erster Stelle zwei Lichter „in dem kor“, an zweiter zwei Lichter „in sant Nicolaus körlin“, später folgen noch „des von Amoltern korli“ und „sant Maria Magdalena chorlin“⁵⁹, wogegen „Alexanderchörle“ und „Frauenchörle“ neuere Bezeichnungen sind. Der Inhaber der von Burkard Bucher am 30. März 1350 auf dem Liebfrauenaltar gestifteten Pfründe sollte „gebunden sin dem kore zuo Friburg in dem vorgenannten unser frouen münster tegelich zuo frouenmesse“⁶⁰. Damit war gewiß der Hauptchor gemeint. Auch der neue Hauptchor galt als der Chor schlechthin. Auf dem linken Pfeiler des nördlichen Choreingangs ist die Inschrift eingehauen: „Don gottes geburt MCCC und LIII jar an unser frouen abent

⁵⁶ Die betreffende Stelle in der Stadtverfassung vom Juli 1275 lautet: „Swenne der herre heizit gebieten den burgern gemeinlich für sich ze geriht, zwer daz hörít und nüt kumit, der ist dem herrin sehzig schillinge schuldig“. H. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg I, 1, Freiburg 1828, S. 83. Dieselbe Stelle kehrt in der Verfassungsurkunde vom 28. August 1293 wieder (ebd. S. 136). Dort geht außerdem folgende Stelle voraus: „Were ouch, das der herre dehein ansprache gewünne an deheinen burger umbe deheinre slachte sache, dü an disem brieft nüt geschriben stat, darumb sol er reht von in suochen, da er went, daz ez im vüge, ane (d. h. außer) alleine umbe ir lehen und umbe alles ir guot, das sü hant in gewer und in gewalt, da sol er reht von in nemen in der stat ze Friburg“ (ebd. S. 125).

⁵⁷ Zur bisherigen Deutung dieser Figuren vgl. Geiges, Münsterfensterwerk, S. 70.

⁵⁸ J. Sauer in: M. Buchberger a. a. O. 2, 885 f.

⁵⁹ Münsterblätter 4, 39.

⁶⁰ Ebenda 5, 26.

in der vaster leit man den ersten stein an diesen kor“⁶¹. Am 1. August 1358 stifteten der Ritter Jakob Ederli und seine Gemahlin Elisabeth von Wittenheim eine ewige Pfründe zu einem neuen Altare „in der nuwen körli eime“⁶² des angehangenen nuwen chors ze unser vrouen munster ze Friburg“⁶³. Und am 8. Januar 1359 verpflichtete sich Johannes von Gmünd als „werkmeister des nuwen chores“. Wir sehen, immer bezeichnet das Wort Chor den Hauptchor, Nebenchöre oder chorartige Kapellen werden Chörlein genannt. Nun ist allerdings die Form „uf dem kor“ in der Urkunde vom Jahr 1356 auffällig gegenüber „in dem kor“ im Verzeichnis der Ewiglichtstiftungen. Doch paßt die Präposition „uf“, zumal in der Aufeinanderfolge „in dem münster ... uf dem kor“, fraglos auch auf den — hier noch gemeinten — alten Hauptchor, dessen Boden ja etwa 2,30 Meter über dem Boden des Querhauses lag⁶⁴. Somit hat das Grafengericht nicht in der Turmempore, sondern im Hauptchor des Münsters getagt. Dieser Meinung war wohl auch Heinrich Schreiber, als er vom „Gericht der Herrschaft auf dem Münsterchor“ sprach⁶⁵. Daß im Münsterchor ein weltliches Gericht stattfand, braucht uns nicht im geringsten stören, wurden doch im Mittelalter Kirchen oft für rein weltliche Zwecke benützt⁶⁶. Die Grafenfiguren unten am Turm, wo jeder sie sehen konnte, versinnbildeten wohl den Anteil der Herrschaft am Bau im ganzen, diejenige in der Pose des Richters vielleicht das Grafengericht, aber ohne Beziehung auf den Ort, wo dieses Gericht stattfand.

Ins Gewicht fällt auch noch ein rechtsgeschichtliches Argument⁶⁷. Das Grafengericht bedingte eine Öffentlichkeit, wie sie auf der hochgelegenen Turmempore nicht gegeben war. Wurde doch die gesamte Bürgerschaft vor dieses Gericht geladen, und wer die Ladung hörte und nicht befolgte, büßte es mit 60 Schillingen.

So muß die Steinbank in der Kapelle einen andern Zweck gehabt haben. Es ist denkbar, daß lediglich eine Sitzgelegenheit zum Ausruhen für Leute, die den Turm bestiegen, bezweckt war⁶⁸, wie ja auch im Schiff des Freiburger und Straßburger Münsters an den Seitenwänden Steinbänke Gelegenheit zum Sitzen boten. Ebensogut ist es aber möglich, daß die Kapelle von Anfang an als *Andachtsraum* mit einer Sitzgelegenheit gedacht war. Wahrscheinlich hat dem Baumeister bei der Planung der Turmkapelle — in einer freilich sehr späten Rückerinnerung an die im Oberrheingebiet häufigen Michaelskapellen in Westwerken⁶⁹ — eine Michaelskapelle vor-

⁶¹ Ebenda 5, 31.

⁶² Gemeint ist der Kapellenkranz um den neuen Chor.

⁶³ Münsterblätter 5, 35.

⁶⁴ Münsterführer von Kempf u. Schuster²⁻⁴, Freiburg 1923, S. 3.

⁶⁵ H. Schreiber: Das Münster zu Freiburg², Karlsruhe und Freiburg 1829, Beilagen S. 9.

⁶⁶ Vgl. F. Hefele: Von alten Sitten und Bräuchen, in: Oberrheinische Heimat 1941 „Der Breisgau“, S. 360 f.

⁶⁷ Auf dieses Argument hat der Rechtshistoriker K. S. Bader aufmerksam gemacht.

⁶⁸ Diese Ansicht wurde nach meinem Vortrag (s. Anm. 9) von mehreren Zuhörern, so durch den Architekten F. Geiges, vertreten.

⁶⁹ Dem karolingischen Klosterplan von St. Gallen zufolge sollte auf der Höhe des einen Turmes ein Altar des Erzengels Michael, auf dem anderen ein Heiligtum des Erzengels Gabriel errichtet werden. R. Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, Zürich 1876, S. 106; O. Gruber, oben S. 34 f. Auch in der romantischen Bauzeit enthielten die Türme der Westseite gewöhnlich eine gegen die Kirche geöffnete Empore oder Kapelle. Ein „altare S. Michaelis inter casupanilia“ wird in der alten S.-Ursus-Kirche in Solothurn erwähnt. In Luzern wird seit dem 14. Jahrhundert einer Michaelskapelle zwischen den beiden Türmen der Stiftskirche und in Schaffhausen, ebenfalls in gotischer Zeit, eines S.-Michaels-Altars im Turm der Kirche S. Johann gedacht. Rahn a. a. O. S. 160.

geschwebt. Man mag sogar glauben, daß er dazu vom Bauherrn beauftragt war. Daß es dann zunächst nicht zur Einrichtung einer Kapelle kam, dafür sind verschiedene Gründe denkbar. Es ist, wie oben schon bemerkt, begreiflich, daß für Altarstiftungen bequemere Plätze im weiten Raum des Münsters ausersehen wurden und deshalb die Stiftung eines Michaelsaltars im Turmgeschoß unterblieb. Zunächst aber dürfte die Stiftung einer solchen Kapelle durch die Unterbrechung und weiterhin durch die Fortdauer im Turmbau bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts hintangestellt worden sein. Vielleicht hängt damit auch zusammen, daß das 1301 bezeugte Ewige Licht, mag es für das Turmgeschoß oder für die Vorhalle gestiftet gewesen sein, in den Verzeichnissen der Ewiglichtstiftungen im Münster⁷⁰ nicht mehr aufgeführt ist, also wohl in Abgang gekommen war. Es wäre nach oben Gesagtem aber auch möglich, daß jenes Licht durch die spätere Einrichtung des Raumes als Michaelskapelle zu bestehen aufgehört hätte.

Gruber beruft sich auf Schwäbisch-Hall und Nürnberg. Die Kirche zu Schwäbisch-Hall liegt beherrschend am Talhang auf einer Terrasse, die mit dem Marktplatz durch eine monumentale Freitreppe verbunden ist. Der Westturm ist noch romanisch. Über der Portalvorhalle ist eine Michaelskapelle von ziemlich bescheidenem Ausmaß. Man wird kaum fehlgehen, wenn man den Kirchenpatron auf die Höhenlage der Kirche zurückführt. Eine Parallele zu Freiburg ist also nicht gegeben. In Nürnberg ist der Westchor von S. Sebald gleichfalls noch romanisch. Er enthält die mit einer Krypta und einem oberen Thörlein, dem sogenannten Engelschörlein, versehene Löffelholzkapelle⁷¹ und heißt deswegen auch Löffelholzchor. Die Bezeichnung Engelschörlein hat wohl mit St. Michael nichts zu tun. Wäre er gemeint, würde es wohl Michaelschörlein heißen. Dagegen gibt es in der unter Karl IV. fertiggestellten Frauenkirche zu Nürnberg einen Michaelschor. Auch dieses Thörlein ist nur eine Empore über der Orgel wie das Engelschörlein über dem Westchor von S. Sebald. Daß in einer der beiden Kirchen je Gericht gehalten worden wäre, ist durch nichts belegt oder auch nur angedeutet. Weitere Ermittlungen über diese Parallelen waren noch nicht möglich, sie sind auch für unsere Untersuchung von untergeordneter Bedeutung.

Was ist nun, kurz gefaßt, das Ergebnis dieser Untersuchung?

Baugeschichtlich ist die Kapelle im Obergeschoß des Münsterturms noch eine Reminiszenz an die Michaelskapellen der Westwerke im Sinne der Forschungen von Professor O. Gruber. Es ist nicht ausgeschlossen, vielmehr sogar wahrscheinlich, daß dem Bauherrn und dem Baumeister eine solche Michaelskapelle vorgeschwebt hat. Dafür scheint auch die Steinbank an den Wänden der Kapelle zu sprechen, falls sie nicht als bloße Sitzgelegenheit für Besteiger des Turmes zu gelten hat. Aber zur Stiftung einer Altarpfründe für die Kapelle kam es dann nicht, wahrscheinlich deshalb, weil durch den fortwährenden Baubetrieb eine Benützung der Kapelle zu gottesdienstlichen Zwecken noch lange Zeit nicht möglich, im Schiff des Münsters und in den sonstigen Kapellen aber reichlich Gelegenheit für Stiftungen gegeben war. Das vor dem Jahre 1301 gestiftete Ewige Licht befand sich nicht in diesem Raum, wie man bisher glaubte, sondern in der Vorhalle des Münsters. Sicher hat in dem Raum vor dem Jahr 1366 kein Altar mit Pfründen bestanden. Der Fall trat erst ein, als nach der

⁷⁰ Albert a. a. O.

⁷¹ E. Reicke: Geschichte der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1896, S. 166.

Zerstörung der Burg die dortige Michaelspründe, wohl samt dem Altar, in das Münster, und zwar in diesen Raum übertragen wurde, der dafür wie geschaffen war.

Der Gedanke, Michael sei der Patron der Bergleute und diese Kapelle der Sitz des Berggerichts gewesen, scheidet völlig aus. Auch für das Grafengericht kommt die Kapelle nicht in Frage; dieses Gericht hat vielmehr auf dem Hauptchor des Münsters getagt⁷².

⁷² Gruber läßt diese Frage offen. In seinem Vortrag wurde sie nicht berührt, da er die Urkunde vom Jahr 1356 noch nicht kannte.

Eine unbekannte Ansicht von Sulzburg aus dem 16. Jahrhundert

Von E. A. Müller, Basel

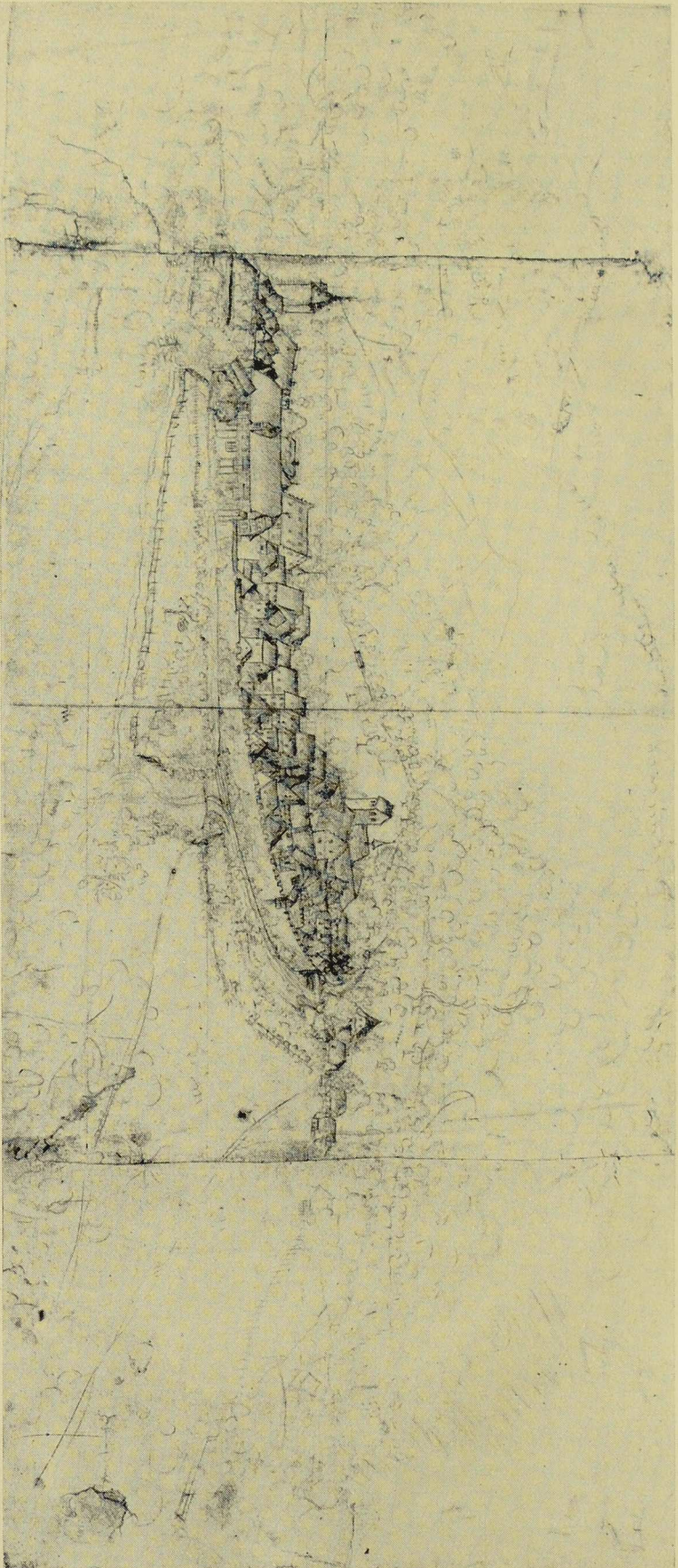
Das Wirken Hans Holbeins brachte Basel einen Höhepunkt künstlerischen Lebens, der später nie mehr erreicht werden konnte. Doch gab es auch nach dieser Zeit noch manche Künstler, die in Basel eine talentvolle Tätigkeit entfalteten. Der Durchbruch der Reformation in der RheinStadt hatte zur Folge, daß die Kunst sich völlig auf das weltliche Gebiet begab. Der Rat und reiche Bürger wußten manchen verlockenden Auftrag zu vergeben. Deshalb wurden stets wieder Künstler von auswärts angezogen.

Unter den Malern, die zwischen 1550 und 1650 in Basel tätig waren, ragt als der Beste Hans Bock der Ältere hervor. Um 1550 im Elsaß geboren, kam er von Straßburg nach Basel, wo er vorerst bei Hans Hug Kluber als Geselle arbeitete, sich aber dann selbständig machte und 1572 in die Zunft zum Himmel eintrat. Viele Persönlichkeiten des damaligen Basels ließen sich von ihm porträtieren; so ist besonders das Bild des berühmten Stadtarztes Felix Platter wohlbekannt. Auch seine Wandmalereien im Basler Rathaus und die trefflichen Pläne des Baselbiets, die heute im Liestaler Archiv verwahrt sind, hielten sein Andenken bis heute wach¹. Schon seine Zeitgenossen und näheren Nachfahren müssen ihn hoch geschätzt haben, denn ein Chronist des 17. Jahrhunderts, Hans Conrad Wieland, der sonst am liebsten von kriminellen Begebenheiten berichtete, trug als Ausnahme unterm 16. März 1624 den Tod des auch von ihm geschätzten Malers Hans Bock in seine „Baselischen Geschichten“ ein².

In der Basler Kunstsammlung finden sich neben einer Reihe von Gemälden auch Handzeichnungen Bocks. Unter den letzteren fällt besonders die Darstellung eines kleinen, mauerumgürteten Städtchens auf, das ähnlich wiedergegeben ist wie jene Orte, die der Künstler mit Vergnügen in seine Landkarten eintrug. Er liebte es, das Land bei seinen Vermessungen nicht nur kartographisch, sondern auch bildlich lebendig zu machen, neben die Orte, die er mit vielen Einzelheiten wiedergab, Szenen des Landlebens und der Jagd hinzusetzen. Die Zeichnung des Städtchens sieht denn auf den ersten Blick auch ganz danach aus, als hätte sie Bock als Vorlage für einen seiner Pläne aufgenommen. Die Baulichkeiten sind bis in alle Einzelheiten festgehalten, während die landschaftliche Umgebung nur leicht angedeutet ist. Man erkennt dabei, daß der hübsche Ort mitten in einem von Obstbäumen besetzten, von Waldbergen umgebenen Talgrunde liegt.

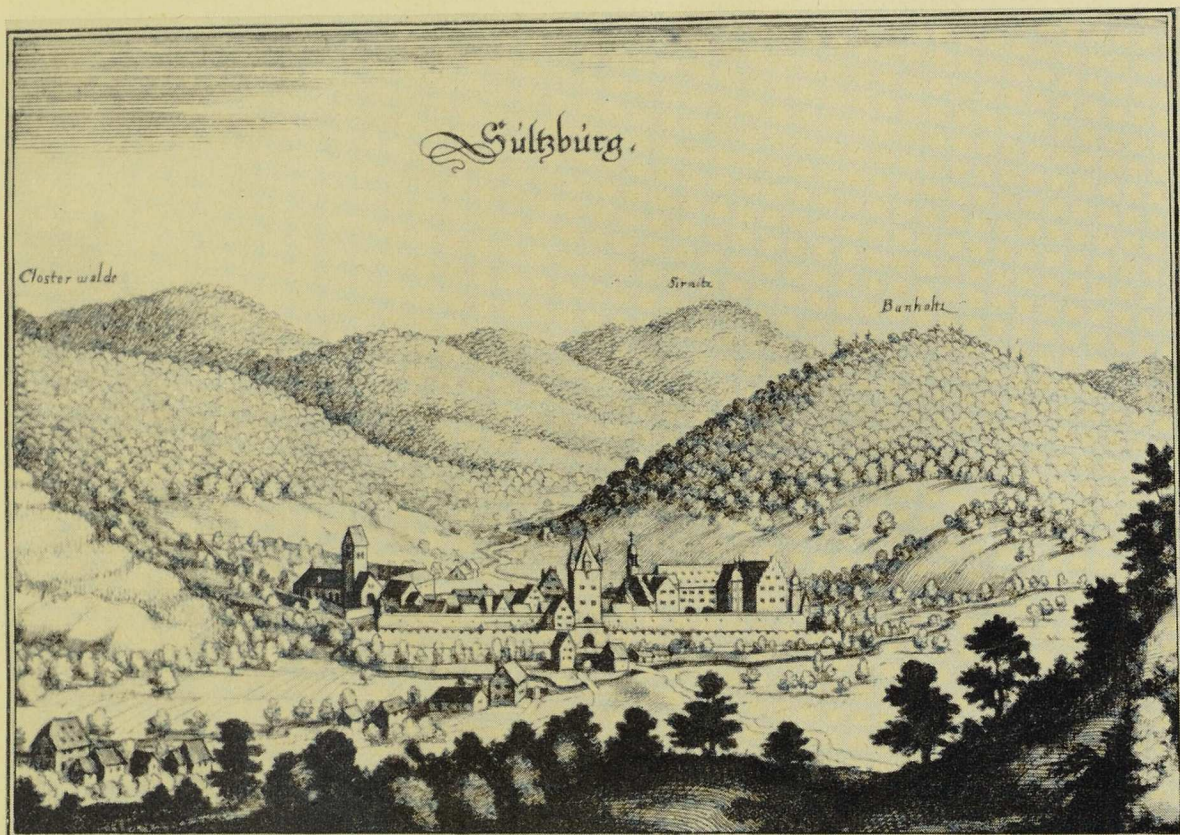
¹ Schweizerisches Künstler-Lexikon. Frauenfeld 1905 ff., Band I, S. 152/154.

² Die Chronik von Hans Conrad Wieland (1633—1693), Ratsherr, Notar und Gerichtsamtman zu Basel und Obervogt zu Waldenburg, befindet sich in der Basler Universitätsbibliothek. Eine saubere Abschrift des beginnenden 18. Jahrhunderts im Besitz des Verfassers.



Hans Bock d. Ä. (Um 1550—1624). Das Städtchen Sulzburg von Südwesen.
Handzeichnung in der öffentlichen Karthsammlung zu Basel.

Aber ein Vergleich des Bildes mit den Plänen Bocks ergab, daß das Städtchen nicht in das baslerische Gebiet gehört. Es wurde daher begreiflicherweise vermutet, daß es im Elsaß zu suchen sei, wo der Künstler beheimatet war. Freunde aus Thann und Masmünster sprachen mir von einem alten Bilde des Klosterstädtchens Masmünster in den südlichen Vogesen und meinten diese Zeichnung damit³. Sie baten mich, es im Basler Kupferstichkabinett ausfindig zu machen; dort wurde mir denn auch die Zeichnung von Hans Bock vorgelegt. Ein ernsthafter Vergleich mit der Wirklichkeit ergab jedoch bald, daß es sich nicht um Alt-Masmünster handeln konnte. Auch sonst wollte keiner der elsässischen Stadtgrundrisse auf das heimelige Nest passen, das der Basler Künstler mit aller Sorgfalt wiedergab.



Matthäus Merian. Das Städtchen Sulzburg von Westen. Um 1630.
Stich aus der „Topographia Sueviae“, erschienen in Frankfurt 1643. Nach S. 180.

Einige Wochen später nahm ich Landkarten vom Markgräflerland zur Hand, weil die Basler jetzt wieder Wanderungen im benachbarten Schwarzwald unternehmen dürfen. Dabei fiel mein Blick zufällig auf den Grundriß des Städtchens Sulzburg. Sogleich stieg ein Verdacht in mir auf: ich holte das Bild Bocks dazu, und wahrhaftig — das Rätsel war gelöst. Alles paßte vorzüglich zusammen: am oberen Ende des

³ In dem Werke von P. Pirmin Tresch OSB, „Masmünster, seine Abtei, seine Gotteshäuser“ (Masmünster 1938), findet sich nach S. 10 eine Abbildung, die der Zeichnung Hans Bocks entspricht und die mit „Masmünster in der Mitte des 16. Jahrhunderts“ bezeichnet wird. Diese Reproduktion stammt von einer Kopie, die ein Zeichner namens A. Strauß schon im Dezember 1894 vom Original im Basler Museum angefertigt hatte. Seither galt also das Bild Bocks als eine Darstellung von Masmünster!

Ortes stand die Klosterkirche, am untern Ende im Zuge der langgestreckten Stadtmauer ein Schloßgebäude. Die Stellung des untern Tors stimmte gleichfalls mit der auf Bocks Zeichnung überein. Und selbst die nur schwach angedeutete Landschaft Bocks ließ sich mit Hilfe der vorliegenden Landkarte aufs beste erklären⁴.

Den letzten Zweifel legte ein Blick in Matthäus Merians „Topographia Sueviae“ von 1643 hinweg. Hier fand sich eine Darstellung Sulzburgs von Westen her, und darunter ein Grundriß des Markgrafenstädtchens⁵. Bocks Landsmann Merian erklärte damit alle im Orte befindlichen wichtigen Bauten, die sich auch auf der einige Jahrzehnte älteren Handzeichnung wiederfinden. Dazu gab er die Lage Sulzburgs innerhalb seiner Mauern und Flußläufe und dazu die nähere Umgebung wieder. All dies stimmte aufs trefflichste mit Bocks Skizze überein, die das Städtchen von der Südflanke her wiedergibt, und zwar weit genauer, als es Merian von Westen her dargestellt hat.

Um sein Bild aufzunehmen, hatte Hans Bock seine Schritte an die Halde des „Bubenbergs“ gelenkt, die südwestlich von Sulzburg ansteigt. Von hier aus sah er die zinnenbewehrte Stadtmauer vor sich, die das Städtchen auf der langen Südwest- und Südostseite hinter einem doppelten Graben abschloß. Ein langgestrecktes Gebäude stand hier auf der Mauer auf, das beidseitig mit einem Krüppelwalmgiebel endigte und dessen obere Teile aus Fachwerk bestanden. Vom Obergeschoß setzte eine Holzlaube quer über den Graben und endigte hinter der Krone eines Baumes, so daß wir nur vermuten können, daß der Gang dem gleichen Zwecke diente wie jene sogenannten „Dansker“ bei den alten Ordensburgen im deutschen Osten, die ihren heimlichen Zweck prunkhaft vertuschten.

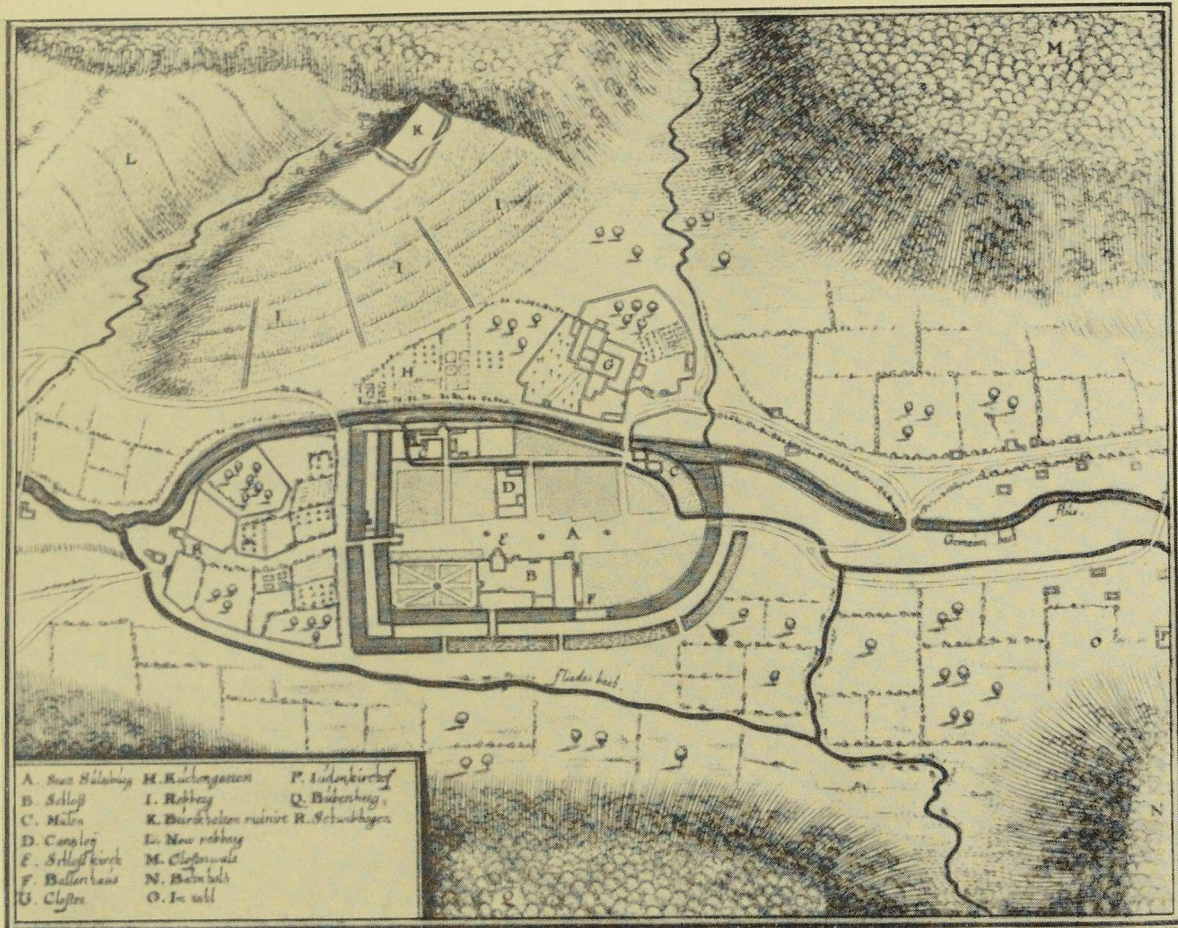
Dieser stattliche Bau stellt unzweifelhaft das alte Schloß der Markgrafen dar, das mit seinem großen, gegen Westen anschließenden Garten den ganzen südwestlichen Teil des Städtchens für sich in Anspruch nahm. Als Markgraf Christoph von Baden im Jahre 1515 seinen Besitz unter die drei Söhne verteilte, waren die Herrschaften Rötteln, Sausenburg und Badenweiler an Ernst gefallen, der seine Residenz nach Sulzburg verlegte, hier im Westteil der Stadt eine Anzahl Häuser ankaufte und auf deren Platz ein stattliches Schloß mit ausgedehntem Garten zu bauen begann. Doch als Markgraf Ernst 1535 bei der Verteilung des Erbes seines Bruders Philipp auch die untere Markgrafschaft erhielt, verlegte er den Sitz der Regierung nach Pforzheim. Das Sulzburger Schloß wurde bald darauf zum Witwensitz seiner dritten Gemahlin, Anna Bombast von Hohenheim, bestimmt, die hier denn auch im Jahre 1574 verstarb⁶.

Kurz vor dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde Sulzburg erneut Residenz, nachdem Georg Friedrich Markgraf geworden war. Dieser erweiterte Schloß und Garten; die 1391 gestiftete Stadtkirche wurde in das Schloßareal einbezogen und zur Schloßkapelle umgewandelt. Eine schweizerische Gesandtschaft, die 1612 im Schloß von Sulzburg zu Gast war, berichtete erfreut von „einem schönen Pallast, von Zimmetgärten, Springbrunnen, einem lustigen großen Hof und anderen zierlichen Gebäuden dem

⁴ Meßtischblatt Stausen (neue Nummer 8112).

⁵ Abgebildet in „Oberheinische Heimat“, Jahresband 1941, Der Breisgau, 2. A., S. 196 u. 197. Merians Zeichnungen müssen natürlich längst vor der Herausgabe der „Topographia Sueviae“ im Jahre 1643 gezeichnet worden sein.

⁶ Rudolf Schick, Sulzburg, ein Abriß seiner Geschichte. In „Badische Heimat“, Jahreshft 1923, S. 137/146.



Grundriß von Sulzburg aus Merians „Topographia Sueviae“ von 1643.

Herrn Margrafen zugehörig⁷. In diesen Jahren erlebte Sulzburg eine Blüte, wie sie vorher und nachher dem Städtchen nicht zuteil wurde.

Merians Grundriß von Sulzburg hielt den Bauzustand dieser glücklichen Zeit fest. Auch seine Ansicht mag in jenen Jahren entstanden sein. Wenn wir nun aber diese Darstellungen mit der Zeichnung vergleichen, die Bock anfertigte, so erkennen wir manchen Unterschied, besonders in den Einzelheiten des markgräflichen Schlosses. Dies rührt wohl daher, daß Bock einen früheren Bauzustand festhielt, während Merian schon die Erweiterungsbauten Georg Friedrichs von 1599 vor sich sah. Besonders überraschen die lebhaften Staffelgiebel und die Haubentürme auf Merians Stich, während das Schloß auf Bocks Darstellung noch völlig schlicht und mittelalterlich anmutet.

Wenige Jahre, nachdem Merian das friedliche Städtchen gezeichnet hatte, brach die schlimme Zeit des Dreißigjährigen Krieges über die südlichen Teile der Markgrafschaft herein. Von 1633 an folgten sich Einquartierungen, Plünderungen und Ver-

⁷ Auf S. 154 der Kunstdenkmäler des „Großherzogtums Baden“, Band V, Kreis Lörrach (Tübingen 1901), findet sich ein Aufriß und ein Grundriß der alten Schloßanlage von Sulzburg. Leider ist bei den auf S. 155 erwähnten „Original-Zeichnungen“ in der Plansammlung der Großherzoglichen Baudirektion in Karlsruhe kein Datum genannt. Die Abbildungen wurden jedenfalls umgezeichnet und sind durch die Darstellungen Merians beeinflusst. Eine Wiedergabe der Originale wäre für unsere Zwecke wertvoller gewesen.

wüstungen, Seuchen und Hungersnot auch in Sulzburg. Bewohnerschaft und Bauten wurden schwer mitgenommen. Noch stand das Schloß; erst als im Winter 1677/78 französische Truppen in Sulzburg ihr Quartier aufschlugen, ging die alte Residenz in Flammen auf und erstand nicht wieder. Nur der rechte Flügel, den Merian in seinem Grundriß quer zur Stadtmauer stellte und der den Festsaal des ehemaligen Schlosses enthielt, blieb erhalten. An seiner Ecke gegen die Hauptstraße schaut aus einer Nische die Gestalt eines wilden Mannes, der sich noch immer als Schildhalter für die Wappen des Markgrafen und seiner Gemahlin betätigt. Vielleicht hielt er einmal ganz in der Nähe über einem Schloßportal Wache. Die Schloßkapelle hat 1838 der neuen Stadtkirche im Stil Weinbrenners weichen müssen; das große Grabmal der Markgräfin Anna von 1574 wurde in den Neubau übertragen⁸.

Bock wie Merian zeichneten am untern Ende des Städtchens einen hochragenden *T o r t u r m*, der 1745 niedriger gemacht und mit einem gebrochenen Dachstuhl überdeckt wurde. Von ihm aus zog die breite Hauptstraße als Marktplatz durch die Mitte des Ortes, auf der einen Seite größtenteils von Schloßbauten begrenzt. In deren Nähe zeichnete Bock ein Gebäude mit stattlichen Treppengiebeln, in dem wir heute noch die „Apotheke“ erkennen. Daneben strebt auf einem weniger hohen First ein spitzer Dachreiter in die Höhe, dessen Zugehörigkeit nicht zu erkennen ist. Im obern Stadtteil findet sich zwischen Hauptgasse und Befestigung ein Fachwerkbau, der mit einem kleinen Seitenflügel nach der südlichen Stadtmauer vorstößt.

Hinter der Stadt und außerhalb ihres Mauerberings findet sich auf Bocks Zeichnung die *a l t e K i r c h e* von Sulzburg; ihr waren südlich die alten Klosterbauten angeschlossen. Das Nonnenkloster Sankt Cyriakus, das ums Jahr 1000 von einem Edlen Pyrtilo gegründet und von Kaiser Konrad II. dem Bischof von Basel unterstellt wurde, kam schon vor der Reformation in Zerfall und wurde 1556 durch den Markgrafen Karl II. endgültig aufgehoben⁹. Deshalb waren die Gebäude, die in der Hauptsache einen Hof — vermutlich mit einem Kreuzgang — umstanden, schon ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet. Daß sie damals schon die durch Georg Friedrich gegründete Lateinschule beherbergten, ist kaum anzunehmen. Der alte Baubestand blieb über die Zeit Merians hinaus erhalten; erst im Jahre 1769 brannten die ehemaligen Klostergebäude infolge Fahrlässigkeit einer Bewohnerin ab, mitsamt dem Gemeindearchiv, das vielleicht wertvolle Bilder und Dokumente über den alten Bauzustand besessen hatte.

Einzig die Kirche hat sich bis heute erhalten, wenn auch außer Gebrauch gesetzt. Nur hin und wieder finden bei Beerdigungen noch Gottesdienste in ihrem wertvollen Innern statt. Ihrer historischen und künstlerischen Bedeutung gemäß verdiente sie eine bessere Würdigung. Auf dem Bilde Bocks wie dem von Merian stellt sich der wuchtige Kirchturm mit seinem charakteristisch querlaufenden Satteldach vor das Längsschiff, das einzig erhalten geblieben ist. Auf der Südseite zeigen sich noch deutlich Spuren von Arkaden gegen ein Seitenschiff. Doch ist weder auf dem Bilde Bocks noch auf dem von Merian eines zu erkennen; dagegen zeichnete Merian in seinem Grundriß ein offenbar damals noch erhaltenes nördliches Seitenschiff ein, obgleich es auf seinem

⁸ Kunstdenkmäler Baden, Kreis Lörrach, S. 153 und Tafel XXI.

⁹ Rudolf Schick, Sulzburg, S. 138/139.

Eine Reihe von weiteren wertvollen Angaben verdanke ich Herrn Pfarrer K. Deßcker in Sulzburg, der sich die Mühe genommen hat, mir auch das Städtchen in seinem heutigen Zustande vertraut zu machen.

Bilde nicht zu sehen ist. Auf dem Firste des Kirchenschiffes zeichnete Bock ein spitzes Türmchen ein, das bei Merian fehlt.

Auf Bocks Darstellung steigt ein Weg hinter der Kirche gegen den Wald an. Es ist derselbe, der noch heute am Friedhof vorbei nach dem „Schloßberg“ führt. Tatsächlich entdecken wir auf dem Bilde eine Andeutung von Mauern, die den Hügel krönen. Auch Merians Grundriß gibt hier eine alte Feste an, die er als „Burkhalten, ruinirt“ bezeichnet. Die ehemalige Burg der Herren von Lisenberg, der alten Besitzer Sulzburgs, muß also schon im 16. Jahrhundert bis auf wenige Reste verschwunden gewesen sein. Dahinter steigt der „Klosterwald“ zu ansehnlicher Höhe an, von Bock in leichten Linien angedeutet. Links im Hintergrund eines Sattels schaut ein Gehöft hervor. Es ist der „Kastelhof“; weiter links erhebt sich auch der „Kastelberg“, der — wie sein Name besagt — einstmals den Ausgang des Sulzburger Tales mit seinen Befestigungen überwachte.

Damit haben wir in großen Zügen die aufgefundene Darstellung Sulzburgs aus dem Ende des 16. Jahrhunderts mit den Stichen Merians und mit dem heutigen Bestand verglichen. Manches vermag sie uns deutlicher aufzuzeigen, als wir es bisher kannten. Ein Einheimischer und besonderer Kenner des freundlichen Städtchens wird natürlich noch manche Einzelheit entdecken, die ihm für die Vergangenheit des Ortes wertvoll ist, und dem Basler Maler Hans Bock dankbar sein, der aus unbekanntem Gründen einen Besuch in Sulzburg unternommen und ihm mit der Zeichnung des Städtchens seine Liebe bekundet hat.

Die Rechtsaufzeichnung des Elzacher Stadtschultheißen Johann Georg Heberle von 1667

Von Karl S. Bader

I. Einleitung

Durch den großen Brand vom 27. September 1583¹, der das mittelalterliche Städtchen Elzach bis auf den Kirchplatzbezirk und auf drei Bürgerhäuser vernichtete, ging der größte Teil der in den Archivtruhen verwahrten Urkunden, Akten und Bücher verloren. Kaum war Elzach wieder notdürftig aufgebaut, brachen über Breisgau und Schwarzwald die verheerenden Wirren des Dreißigjährigen Krieges herein. In dessen Mitte, 1631, wurde Elzach zum zweitenmal innerhalb eines halben Jahrhunderts fast völlig zerstört. Auch die umliegenden Täler und Ortschaften wurden durch Plünderungen von Freund und Feind schwer mitgenommen². Den schwersten Schaden aber erlitt nah und fern das an der großen Durchzugsstraße gelegene Städtlein, das durch dieses Unglück geradezu einem Bettlerort gleichgemacht wurde³. Auf Jahre hinaus war praktisch alles bürgerliche Leben erloschen. Zu der menschlichen und wirtschaftlichen Not der Bürger kam aber die Rechtsnot des städtischen Gemeinwesens, das im neuen Brandunglück nunmehr alle Bestände seines Archivs mit geradezu seltener Ausnahmslosigkeit verloren hatte⁴. Zwar konnten in der Folgezeit einige Privilegien durch Heranziehung der österreichischen Ausstellerarchive erneuert werden; sie retteten Elzach zunächst wenigstens die städtische Eigenschaft und die wichtigsten Rechte seiner wirtschaftlichen Existenz, das Marktrecht und die Zoll- und Umgeltgerechtigkeiten⁵. Die Verwilderung der rechtlichen Zustände in der endenden Kriegs- und folgenden Nachkriegszeit, von der die Ratsprotokolle (ab 1638) ein aufschlußreiches Bild geben, gefährdete aber nicht nur das soziale Leben der Bürger unter-

¹ Dgl. Fr. G n s l e r, Der Brand von Elzach im Jahre 1583, Waldkircher Volkszeitung 1933, Nr. 100 und 102 vom 2./4. Mai 1933; K. S. B a d e r, Ein Plan der Stadt Elzach aus der Zeit des großen Brandes von 1583, Schau-ins-Land, Jahrl. 62, 1935, S. 80 ff.

² Gen.L.A., Akten Ensisheim, Abt. 81, 1631 ff., auf die mich Herr H. Rambach, Waldkirch, freundlicherweise hinwies.

³ Gen.L.A., a. a. O., Nr. 186/11: „Das Elzacher Städtle hat vor, als selbiges unverbrand gewesen, bei 60 Bürger gehabt, anjeko aber, so noch am Leben, 24, darunter über 6—7, so sich zu ernähren haben, übrigenteils gestorben und im Bettel umziehen, wie männiglich bekannt.“

⁴ Das Privileg des Erzherzogs Ferdinand Karl vom 2. Januar 1660 (Stadtarchiv Elzach, Urk.) sagt darüber: „... wasgestalten sye in nechstverwichenen Kriegswesen nit allein durch underschidliche Ausblinderungen totaliter ruiniert, sondern auch endlich die Statt in Aschen gelegt worden, damit alle ihre brieffliche Documenta und Privilegia ... in Feuer aufgangen.“

⁵ Außer dem soeben genannten Privileg dasjenige desselben Erzherzogs vom 3. Januar 1659 (ebenda).

einander, sondern auch die Rechtsstellung der Stadt gegenüber ihren Herrschaften und bäuerlichen Nachbarn.

Dieser Not versuchte ein tüchtiger Bürger, der 1657 zum Stadtschultheißen erwählte Johann Georg Heberle⁶, zu seinem Teil zu steuern, indem er den zwar bescheidenen, für uns aber wichtigen Versuch machte, die Gerechtfame der Stadt nach seinen Erfragungen und Erfahrungen zu umreißen. Die im folgenden wiedergegebene Rechtsaufzeichnung schrieb er in die ersten, gewohnheitsgemäß für wichtige Protokolle (Kaufurkunden, Heiratsabreden, Bürgerbriefe usw.) vorbehaltenen Seiten des zu Beginn seiner Amtszeit angelegten neuen Bandes der Ratsprotokolle; die Fassung läßt an einigen Stellen vermuten, daß beabsichtigt war, die Aufzeichnung mit beigelegten Urkunden auch gesondert auszufertigen⁷.

Was Form und Inhalt der Rechtsaufzeichnung betrifft, handelt es sich um das Anliegen eines zwar rechtserfahrenen, aber nicht rechtsgelehrten Stadtbürgers, den die Sorge um seine Heimatstadt zur Feder greifen läßt. Das Ergebnis ist keine Rechtskodifikation im modernen Sinne, auch nicht eine „Reformation“ des Stadtrechts, wie sie in den größeren Städten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts gebräuchlich geworden war. Notiert werden nur die Gegenstände, um die das Städtchen Elzach seines Rechtsbestandes wegen besorgt sein mußte: jene Dinge des Alltags, die sich aus der schwierigen Lage der Stadt, inmitten einer auf Ausweitung ihrer Rechte bedachten Herrschaft und einer die arm gewordenen Städtler mit mitleidiger Verachtung bedrängenden bäuerlichen Nachbarschaft, ergaben. „In allen anderen Sachen“. so sagt der Verfasser summarisch, „warinnen die Stadt berächtigt und in ruwigem Poseß“ soll sie eben darauf achten, daß sie nicht beeinträchtigt werde. Wo aber von außen her Gefahr drohte, wollte er Klarheit schaffen. Vielleicht ging sein ursprünglicher Plan weiter; der etwas abrupte Schluß der Aufzeichnung legt diese Vermutung nahe⁸.

Die Quellen, deren sich Heberle bediente, nennt er, soweit sie schriftlichen Niederschlag gefunden hatten, selbst. Sie sind, der Situation der Stadt durchaus entsprechend, gering genug: die — größtenteils ja vernichteten — Privilegien, von denen der Stadt nur noch die beiden hier schon erwähnten erzherzoglichen Bestätigungsbriefe zur Verfügung standen, deren Ergänzung nach fremden Quellen bei der damals üblichen Abschließung der Registraturen und Archive faktisch unmöglich war; ferner die nach 1631 entstandene Stadtrechnung, der erste Band der Ratsprotokolle — sonst nichts! Wichtiger als diese urkundlichen Bestände war für Heberle aber, auch wenn er davon nicht spricht, was er in den zehn Jahren seines Stadtschultheißenamtes selbst erkundet hatte und was er von den Ältesten der Stadt in Erfahrung bringen konnte. Danach stellt sich Heberles Rechtsaufzeichnung nach Stil und Inhalt als eine Art städtischen *W e i s t u m s* dar. Die Verwandtschaft mit dieser Art von Rechtsquellen ergibt sich nicht zuletzt aus der Tatsache, daß nicht so sehr die entscheidenden Fragen städtischer Verfassung, als marktrechtliche Dinge im Vordergrund stehen — Dinge,

⁶ Die Wahl erfolgte in der Ratssitzung vom 6. Februar 1657 (Stadtarchiv Elzach, Ratsprotokoll II, Fol. 26).

⁷ Man könnte denken, daß es sich bei der Niederschrift im Ratsprotokoll auch nur um eine Abschrift zuvor gefertigter Aufzeichnungen handelt. Jedenfalls ist aber von solchen nichts auf uns gekommen.

⁸ Um die Eigenart des Schreibers zu wahren und die Schlichtheit seiner Darstellung zu zeigen, wurde bei der Wiedergabe des Textes bewußt von den allgemeinen Grundsätzen der Edition neuzeitlicher Quellen abgewichen. Nur allzu freigebige Konsonantenhäufungen wurden beseitigt.

die dem ländlich-bäuerlichen Charakter der damaligen Zwergstadt im oberen Elztal ja auch durchaus entsprechen⁹.

Damit ist das Wesentliche über die Rechtsaufzeichnung unseres Stadtschultheißen, die aus sich selbst heraus verständlich ist und für den Ortskundigen keiner weiteren Kommentierung bedarf, schon gesagt. Sie stellt nicht „das“ Elzacher Stadtrecht dar, das weit mehr Fragen rechtsgeschichtlicher Natur aufwirft, als sie Heberle sich vorlegte. Dieses Stadtrecht in seiner Gänze darzustellen, sei einer besonderen Arbeit vorbehalten, die im Rahmen meiner oberrheinischen Stadtrechtsstudien erscheinen soll. Bei der Rekonstruktion dieses nicht zuletzt wegen seiner Abhängigkeit vom älteren Freiburger Stadtrecht beachtlichen Rechtszustandes wird uns jedoch die Aufzeichnung Heberles eine willkommene Stütze sein. Heute verbleibt, dem Leser einige Hinweise auf die *P e r s ö n l i c h k e i t* des Mannes zu geben, dessen natürliches Verpflichtungsgefühl ihn zu seiner Niederschrift veranlaßte.

Über Herkunft, Jugend und Ausbildung Johann Georg Heberles würde jenes Dunkel liegen, das Persönlichkeiten bürgerlich-bäuerlicher Herkunft umgibt, wenn die gewöhnlichen Quellen versagen — gäbe nicht das Ratsprotokoll der Stadt über Erwarten hinaus gute Auskunft. Die Kirchenbücher der katholischen Pfarrei Elzach¹⁰ beginnen ungewöhnlich spät (1697)¹¹, jedenfalls erst rund zwei Jahrzehnte nach Heberles Tod. Wir sind daher auf zufällige Erwähnungen und auf Rückschlüsse aus späteren Quellen angewiesen. Daß Heberle aus Elzach stammte und dort Büraerrecht besaß, erfahren wir aus einem Prozeß, den sein Pfleger, Stoffel Lüdhusen, im Januar 1645 beim städtischen Rat anstregte, um seinem noch minderjährigen Mündel das väterliche Erbe zu verschaffen; auf Grund eines Rechtsgutachtens des Dr. jur. utr. Jakob Ehmhart, das der Rat einholte, erlangte er schon am 6. Februar 1646 ein ob-siegendes Urteil¹². Schon am darauffolgenden Tage wurde er als Neubürger aufgenommen¹³. Am 8. Oktober 1646 ließ er sich vom Rat in sein „Gietlein“ einweisen¹⁴. Zwei Jahre später hat er laut Ratsbesatzung bereits das Amt eines Stubenmeisters inne¹⁵; er war demnach zünftig, ohne daß wir wissen, welchem Handwerk er angehörte¹⁶.

⁹ Ein „Formweistum“ im Sinne der jüngeren Weistumsforschung — vgl. etwa Paul G e h - r i n g, Um die Weistümer, ZRG. 60, germ. Abt. (1940), S. 261 ff. — liegt natürlich nicht vor. Es sollte hier nur darauf hingewiesen werden, daß 1667 in Elzach eine Situation bestand, die ähnliche Formen der Rechtsbildung und Rechtsfestlegung erforderte wie das Verhältnis zwischen Herrschaft und Bauer im Mittelalter.

¹⁰ Zur Pfarrgeschichte vgl. B a d e r, Zur älteren Gesch. d. Stadt Elzach, Zs. Freib. Geschichtsverein Bd. 45 (1934) S. 118; ders., Ein Plan der Stadt Elzach, a. a. O. S. 82.

¹¹ H. F r a n z, Kirchenbücher in Baden (1938) S. 73.

¹² Heberles Vater Simon war „vor vielen Jahren allhie weggekommen, in Krieg gezogen und wie verlautet um das Leben gekommen“. Das Erbgütlein nahm der Sohn einer Schwester des Vaters in Anspruch. Die zu entscheidenden Rechtsfragen übergeht das Protokoll, das nur das Endurteil wiedergibt (Ratsprotokoll Gem.A. Elzach Bd. I).

¹³ Ratsbesatzung 1646, a. a. O. H. G. Heberle muß demnach bei Beginn des Prozesses kurz vor seiner Volljährigkeit gestanden haben. Das Mündigkeitsalter der Elzacher Stadtbürger steht für diese Zeit nicht genau fest; wahrscheinlich betrug es 24 Jahre. Wenn Heberle demnach um 1622 geboren ist, wurde er schon mit rund 35 Jahren Schultheiß.

¹⁴ Ratsprotokoll I (1646).

¹⁵ Das. 1648, Januar 20. Der Stubenmeister war dem Rat für die Einhaltung der Ordnung auf den Zunftstuben und der Zunftsaßungen verantwortlich.

¹⁶ Als bei der Wahl Heberles zum Schultheißen Stimmen laut wurden, daß nur ein Bürgermeister oder Mitglied des engeren Rates („der vom Rat“) Schultheiß werden könne, betonten die Zehner, daß „jeder aus der Gemeindt“ gewählt werden könne; Ratsprotokoll II (1657).

Im März 1648 richtete er an den Rat das Begehren, seine Hoffstatt auf drei Stockwerke hoch aufzurichten zu dürfen und seinen Nachbar Hans Müller zu veranlassen, daß dieser seine halbe Hoffstatt gleich ihm aufbaue¹⁷. Es ist anzunehmen, daß sein auf einem Erbbaulehen errichtetes Haus teilweise durch Brand zerstört war. Die Stadt, die auf ansehnliche Bürgerhäuser Wert legte, kam seinem Verlangen nach. Rasch stieg er im kleinen städtischen Gemeinwesen auf; 1650 ist er Brotwäger, Stubenmeister und Schatzungseinzieher, außerdem Zehner, das heißt Vertreter der Zünfte im Rat. Gleiche Stellungen nimmt er laut Ratsbesetzungen jeweils wieder in den folgenden Jahren (bis 1654) ein¹⁸. 1655 finden wir ihn als Mitpfleger der Gutleuthaus-Stiftung¹⁹, in einer Stellung also, die ihn zwar zum gehobenen städtischen Bediensteten — die Stadt besaß die Kollatur der Gutleuthauspfünde — machte, ihm aber nicht Ratsherrenstellung verlieh. Von hier aus erlangte er dann 1657 unmittelbar den Zutritt zum Schultheißenamt, als der Vorgänger, Hans Georg S o n n e r, im Laufe des Jahres 1656 — offenbar durch Tod — ausschied²⁰. Bei der Wahl im Februar 1657 erhielt er dieselbe Zahl von Stimmen wie zwei andere Bewerber; den Ausschlag gab der Obervogt, Herr von Roggenbach, der mit seinem votum decisivum sich für den auch vom Oberbeamten der Herrschaft Kastel- und Schwarzenberg, Baron Escher, ob seiner „sonderbaren und vor andern habenden qualiteten“ empfohlenen Heberle (auch Haeberle, Haeberlin) entschied. Als bald wurde ihm der Gerichtsstab als Zeichen seiner neuen Würde übergeben und das „Glüb“ abgenommen. Ein bequemer Schultheiß wurde Heberle, auch für die von ihm eingenommene vorderösterreichische Herrschaft, nicht. Wir hören in seiner Amtszeit von zahlreichen Differenzen nicht nur mit den Amtsbürgermeistern und dem Rat, sondern auch mit den landesherrlichen Beamten und den Amtleuten der benachbarten fürstenerg-habischen Kondominats Herrschaft im Prechtal²¹. Bei der Bürgerschaft aber genoß er hohes Ansehen und Beliebtheit. Einer seiner Schützlinge, der nachmalige Mag. u. cand. theol. Johann C a m m e r e r, Kanonikus und Kustos zu St. Margarethen in Waldkirch, stiftete sogar zu Ehren seiner „Patrone“, unter ihnen an erster Stelle Heberle, im Jahre 1702 einen besonderen Jahrtag²². Heberle vertrat die Stadt auch mehrfach in auswärtigen Angelegenheiten, so auf dem Freiburger Landtag²³. Das Ratsprotokoll vom 3. August 1676 erwähnt ihn zum letztenmal; am 27. November desselben Jahres dagegen wird das Schultheißen-

¹⁷ Das. I (1648, März 2).

¹⁸ Ratsbesetzungen im Protokollband I.

¹⁹ Ratsprotokoll II, fol. 103 (1655, Mai 31).

²⁰ Sonner war, seit 1639 im Amte, schon 1653 amtsmüde, wurde aber als Amtsverwalter auf ein weiteres Jahr von der Herrschaft befohlen und als Schultheiß vom Rat 1654 neu gewählt; Ratsprotokoll I, fol. 108. Daß er aus seinem Amte hinweg verstarb, ergibt sich nicht nur aus dem Brauch, die Stadtschultheißen lebenslang zu belassen, sondern auch aus dem von ihm 1655, wohl in Vorahnung des nahen Endes, zur Pfarrkirche St. Nikolai in Elzach gestifteten Jahrtag (Pfarrarchiv Elzach, Anniversarbuch 1718, Monat August).

²¹ Gen. L. A. Karlsruhe, Abt. 229/24 637 u. 24 405 (1669—73); Ratsprotokoll III, fol. 38 ff. (1673).

²² Pfarrarchiv Elzach, Anniversarbuch pag. 22 (1702).

²³ Die Stellung des Stadtschultheißen in der seit dem späten Mittelalter fast stets verpfändeten Stadt und Herrschaft Elzach war zwiespältig. Er war einerseits ein Organ der städtischen Selbstverwaltung und Vorsitz der Stadtgerichts, andererseits zugleich Beauftragter der vorderösterreichischen Regierung, besonders wenn — wie häufig — die Stelle des herrschaftlichen Amtsverwalters mit derjenigen des Schultheißen personell verbunden war. Die zahlreichen Gegensätze, in die nahezu alle Inhaber des hochangesehenen Amtes verwickelt wurden, ergaben sich daraus fast wesensnotwendig von selbst.

amt als vakant bezeichnet²⁴. Daß Heberle bis zu seinem Tode im Amte blieb, ergibt sich sodann aus dem Eintrag vom 14. Dezember 1676, wonach die verwittibte Frau Schultheißin samt ihrem Sohn um einen Pfleger für die hinterlassenen Töchter bittet²⁵. Der Tod Heberles muß also zwischen August und November 1676 eingetreten sein²⁶. Nachfolger wurde sein alter Gegner, der Amtsverwalter Johann Georg Beck²⁷.

II. Text

„Demnach in dem laidigen Kriegswäsen die hiesige Stadt Elzach durch den Obristen Gilting in anno 1631 verbrändt und gleichsamb in die Aschen gelegt worden, woben alle schriftliche dokumenta sampt den privilegia in Rauch aufgangen: und obwohlen zwar die privilegia der aller durchleuchtigsten Fürsten und Herrn H. Ferdinand Carl, solches aus erzfürstl. Gnaden, allergnädigst confirmiert, ist auch hochnöthig, daß die übrigen Recht und Gerechtigkeiten, was der Stadt zugehört und worin selbige in possess, der ganzen Bürgerschaft zur Nachricht beschriben werden: dahero hab ich Johann Georg Heberle, jeziger Schultheiß, ein und anders, soviel mir bewußt, wie nachfolgend geschehen, verassen wollen:

Belangend erstlich das *U m b g e l d*, welches in den privilegiis zwar begriffen, die Orth, wieweit es sich erstreckt, aber nit genambset, ist zu wissen, das nit allein in der Stadt, sondern Biederbach, Frischnau, Yach, Katzenmos, Spitzenbach und Oberwinden, wo unter den Steben, so wohl Edelmennisch, als Biederbach und Oberwinden ein unterthan die Wirtschaft solt dreiben, daß selbig uf jederzeit erfordern der Stadt das klein Umbgelt, namlich von jedem Saum 7 Maaß, was der Wein costet, getreulich abrichten sollen, und wird gedachten Wirten von jeder Maß ein Kreuzer, wegen des großen Umbgeltes, abgezogen, und so ein oder anderer ein Hochzeit in seinem Haus haben wollte, ist der Stadt von selbigem Wein, so getrunken, eben so wohl das Umbgelt abzuerichten schuldig, wie dann vor diesem auch beschehen, und in etwelchen alten bei der Stadt vorhandenen Rechnungen zu sehen ist.

Die *S o l l s* Gerechtigkeit ist auch in den privilegiis vermeldt und wird nachfolgend observiert, namlichen an den Jahrmärkten ist von den feilhabenden Personen das Standtgelt 4 *§*, und von dem erlösten Gulden 2½ *§*, und wird von dem Kaiser, aber Verkäufer die 2½ *§* belangend eingezogen. Der Pruck-Zoll wird laut der Zolltafel eingefordert. Item so von ein oder anderem Burger das ganze Jahr hindurch etwas verkauft, es sei Roß, Viech, Wein sampt all andern, so ein gulden bedreffen duet, ist der Käufer, wann es ein frembder, den Pfundzoll von jedem Gulden 2½ *§* abzurichten schuldig, der Burger aber dessen befreyt. Zue wissen, daß sich des Pfundzolles mit den Rißlerspergern etwas Streites erhoben, welche vermeindt, so sye etwas verkaufen, die Käufer des Zolles, weilen sye usser der Stadt,

²⁴ Ratsprotokoll III, fol. 173.175.

²⁵ Das. fol. 175/b. Er mag 54—55 Jahre alt geworden sein.

²⁶ Der Liber anniversariorum der Pfarrei von 1718 verzeichnet den Jahrtag des Schultheißen Johannes Georgius Häberlin, der „vor die Begräbnus in die Kirchen und ein ewiges Jahrzeit zu halten dem Gottshaus S. Nicolai gestiftet 100 fl.“, im Januar.

²⁷ Ratsprotokoll III, fol. 206/b (1679, Oktober 8). Mitglieder der Familie Heberle begegnen noch in den Jahren 1697 ff., verschwinden aber dann aus den Kirchenbüchern. In den Matrikeln der Universität Freiburg i. Br. begegnen: Joannes Georgius Heberlin Elzachensis maior synt (1663, März 5) und Franciscus Xaverius Janatius Heberlin Elzachensis gram (1668), beide wohl Söhne unseres Schultheißen; vgl. Matrikel Universität Freiburg i. Br. 1656 ff., ed. F. Schaub (1944) S. 52 Nr. 47 u. 94, Nr. 32. Sie scheinen keine höhere Fakultät besucht zu haben, in Elzach aber nicht ansässig geworden zu sein.

befreyt, welche aber durch einen Prozeß, so die Stadt mit ihnen gehabt, wie in bey-
liegender Abschrift²⁸ von Herrn Baron Aescher mit nro. 3 zu ersehen seindt, abgewiesen
worden.

Der Stadt F i s c h w a s s e r sind nachfolgender gestalt zu observieren, und haben
ihren Anfang namblichen die Elz an des H. Pfarrherren Wasser zu Oberwinden unter-
halb des Hans Sillmann Wuor, wo der alt Reichenbach darin geloffen, läuft jetzt noch
ein klein Wässerlin aldort, geht von da heraus bis an die Matten, das Klösterlin
genandt, welche Matten dem Schultheis Heberle anjeko zugehört; dieses Wasser hat
laut alter Rechnungen vor diesem ein Stadtschreiber eingehabt zwar umb einen Zins.
Von dem Klösterlin geht das Schultheisen Wasser an und streckt sich heraus bis unter-
halb der Capellenbruck, muß auch laut Stadtrechnung ein Zins darvon geben werden.
Von gedachter Bruck geht das Allmendwasser an und durch das Prechtal bis zu der
Druckmüllin, allwo ein Stein, so aber jekz von dem großen Wasser verderbt, gestanden,
soll aber negster gelegenheit wider gesetzt werden. In welchem Wasser alle burger
wochentlich 2 mal mit Sätzbehren zu fischen Macht haben. Es sollen aber in diesem
Allmendtwater keine Walken, Rinsen, Wardlaufen und Angel gebraucht, auch darin
nit abgeschlagen werden, und so zu Herbstzeit die Lax darin komen solten, solle der
erst, der Fahlfisch genandt, einem ehrsamem Rat geben werden. Weiter hat die Stadt
2 Stück Wasser in dem Yacher Wasser gelegen, das erste stoß an die Elz, geht hinauf
bis an das Küpenhaimisch, ungefahr zue End des Mathis Webers Matten, das ander
fangt an dem Kalmenwasen ahn und geht neben der Langmatt hinauf, soweit als der
Zehenden sich erstreckt, welche beede Stück Wasser die Herren Bürgermeister, jedoch
auch um ein Zins, eingehabt haben. Mehr ist ein Stück Wasser, der Reichenbach genant,
geht von der Elz durch die Ladhoser, Prechtal und Reichenbacher Güeter hinein, bis
an die Gassen oder großen Felsen, wie man gegen Georg Drencklins Haus hinüber
gehet, wird den Burgern um einen Zins überlassen. Mehr ein Stück Wasser, der
Frischenbach genannt, liegt in dem Prechtal, geht von der Elz bis an die Gassen, so
der Goldtmatten zuführt, welches auch den Burgern umb einen Zins jederzeit über-
lassen worden, wie dann Georg Merklin solches neben dem Reichenbach anjeko besteht.
Weiterhin sind etliche kleine Wässerlin in den Prechtalischen Güetern fließend, die
Säubern, Schragenbächlin und das Wässerlin, so aus denen Goldtmatten lauft, wann
Fisch, sie sein glein oder groß, darein ziehen, seind solche der Burgerschaft zu fangen
erlaubt und ist die Stadt deswegen berechtiget. Es sollen selbige Wässerlin, ne zu Zeiten,
gefischt, damit die Possession erhalten werde. Der Mühlenbach uffm Ladhof ist auch
ein Allmendwasser und der Burgerschaft darin zu fischen erlaubt. Es hat zwar Jakob
Sterr, der iekige Wirt und Müller zwar vermeint, die Bürger daraus abzutreiben,
darüber mein wenige Person in Namen der Stadt sich bei beiderseits Obrigkeit, so
damalen uf dem Ladhof vorhanden, beklagt, daß der Stadt hierin zueviel beschehe, ist
von dem Doctor Sagen aus einem alten Buoch nachfolgendten Worts gelesen worden.
Namblichen es habe die Stadt, wie die Mühl aldorten hab sollen erbauen werden, dar-
wider protestirt und das Wasser nit zerteilen lassen wollen, jedoch endlich dergestalten
bereden lassen, aber nit anders alles allein und einzig zu Umtrieb der Reder, das
Fischen aber iekz und in das künfftig, ja in Ewigkeit vorbehalten, auch ihme Wirt
befohlen, sich fürter dessen zue bemießigen, welcher hernach von der Stadt wegen des
Gewalts abgestraft worden, wie in Rechnung zue sehen.

Der Stadt W u n u n d W a i d, auch wie weit sich solche erstreckt, ist nachfolgend
begriffen. Namblich und erstens den Bolzberg betreffent ist solcher ordentlich aus-

²⁸ Anlage fehlt.

gelachtet, wie weit und an was für Feld und Güter er anstoßt, und gesteht die Stadt niemand kein Fürzgel darin außer ein Stuck, so droben zwischen den Mühlenbergern und Steinmüllers Bauren gelegen. Es haben etlich Jahr hero die Faller und Weyersperger sich verlauten lassen, ob hetten sie in dem Zug ob dem Marckgummenweg die Fahrung, und bei unterschiedlichen Zeigungen, so uf ihren Höfen gehalten worden, solches gemelt, aber von der Stadt iederzeit widersprochen worden mit Bemeldten, daß in dem Kriegswesen offtermalen etwas, aber zu keinem Gerechtigkeit sei zugelassen worden, und haben sie Weyersperger um die Weid willen solche die Stadt und arme Burgerchaft mit vermögen zu beschlagen angehalten, welches durch den Dogt Jakob Steinhardt in dem Reichenbach zu erweisen, daß Theiß Schmider sel. zu Herrn Sommer sel. dem Schultheißen gegangen und ihn wegen seines Sohnes Jakob Schmider, welcher solches auch erzwingen wollen, um Verzeihung gebeten mit vermelden, sie kein Recht zu den Elzacher der Weid halber in dem Bolzberg haben, sondern was beschehen sei und noch beschehe, aus guoter Nachbarschaft und auf Anhalten und Bitten zuegelassen worden. Als kan die Stadt diesen Fürzell fürter besser beobachten und die Verbrächer, wie vor diesem auch beschehen, abstrafen und in den alten, bey der Stadt vorhandenen Rechnungen sich dessen zu erfahren. Der Baumerispach ist gegen dem Dogt Jakob Reinhardt, Jakob Duffner und Canstinger auch ausgelochet und seind etliche Stuck, daß Jakob Reinhardt die Fahrung zue uns, aber die Stadt uf viel mehreren Veldt die Fahrung haben. Und weilen er Dogt etlich mal zwar absonderlich zu Herbstzeit den Bezirk überschreit, ist nit daraus abzunehmen, daß er solchens befreit, sondern als ein guoter Nachpahr von der Stadt, aber zu keiner Gerächtigkeit, zuegelassen worden, und kann ihm Dogt solches zwar jerlichen vorgehalten werden. Nit weniger soll gegen den Ladhoseren ab dem Breinberg solches auch fleißig beobachtet werden und nit gestatten, daß die Stadt hindertriben werde. Es ist die Stadt auch berächtiget, wochentlich einen Tag uf der Äckh mit ganzer Herd hinaus bis zu Bacherers buochen zue fahren, daher die Hürten solches zue observieren vleißig ermant werden sollen. Die Bußt ist so wohl gegen den Ladhosern, Rißlerspergern und Yachern ausgemarcket und haben die Ladhöfer in dem usseren Zug ob den Ladhöfern Fohrenwald, waran sie auch Feld haben, gleich wie die Stadt die Fahrung, und weilen sie etlichemahl in dem Zug ob der Stadt Fohrenwaldt sich auch sehen lassen, aber keiner selbige aldort abgetrieben, und so es überdretten wird, abgestraft werden, dann sie all dorten kein Recht haben. Nit weniger soll mit den Rißlerspergern, welche an gedachter Bußt gegen der Stadt, und die Stadt außer ihre Güter wider nit gebührendt verfahren, damit ein und anderteil bei dem alten Recht erhalten werde. In dem Kalmer hat die Stadt ein Stuck Wald und etwas wild Feld oben daran, ist usgelochet, und sollen die Rißlersperger die Fahrung allein darin haben, aus Ursachen daß sie ihr Veld, so ob dem Friemeßgrund gelegen und der Stadt verkaufet, des Fahrens halber verzigen. Es soll aber der Wald durch den Panwarten fleißig besucht und, so das Holz durch das Vieh verderbt, der Stadt angezaigt, damit die Verbrecher abgestraft werden. Sonsten hat die Stadt noch ein Allment bei der Leymengruben und uf dem Rißlersperg, und zwischen den Äckern ein Gassen bis an die Elz. Die Fahrung in denen zamen Gütern gegen den Ladhöfern sollen sie nit weiter herein als in dem Strich, wo ihre Äckern liegen und soweit dieselbigen heruntergehen, aber erst, was der Burger Acker bedressent, nach Galli Tag fahren. Uf dem untern Brühl und Reigelspach, viel weniger in dem Grund zwischen den Fohrenwaldten spe kein Gerechtigkeit haben, und so von ihnen Ladhöfern, wenn solches überschritten, gleich darumb abgestraft werden. Ferner unterstehn gedachte Ladhöfer mit den s. v. Geißen in die Cornet und Schuolmeisters Medtlin zu fahren und sollen auch abgedriben werden. Die Rißlersperger, so

zu Herbst und Frühlings Zeit ein Fürzell uf denen Galgenmatten, so der Stadt und Capellen zugehören, suochen, sollen zur Probation, wieweit sie und die Stadt zu ihren zu fahren Macht haben, angehalten werden; und dann beederseits bei selbigem verbleiben. Uf der Brandmatten, so Georg Krokenmayer inhat, hat die Stadt sowohl Frühlings- als Herbstzeit mit ganzer Hert dorthin zu fahren den Fürzell, und hingegen er einige Recht uf unsern Veldern nit zu suochen.

Die Waldung sowohl uf Dreyberger Herrschaft als Yach und hierumben bedressent seind nachfolgend beschaffen. Erstlich hat die Stadt ein großes, viel Tuchard haltendes Stuck Wald uf dem Rochardsberg gelegen, stoßt vornen an Hanns Hettigen, Jakob Eckhen und Quirin Kayser, zicht sich uf der Wasser Sengen hinaus bis an Wahlen Brunn, von dar geht es den Lochen herundter an den Weg oder Landsträß heraus gegen dem Rochardsberg an vorigen Quirin Kayser, die Lochen stehen alle unterhalb den Wegen. Von dem Wahlenbrunn seindt zue Lochen große Stein, woraus Kreuz gehauen. Der Wald hat Dannen, Buochen, Ahorn und Aspinholz, gibt auch etlich Stücklin darin, so ganz blutt und ohne Holz seind, darvon geben die Rochardsberger Wapdtzins, so in der Rechnung zu sehen. Item ist noch ein Stuck Wald, so die Stadt vor kurzen Jahren an sich von Theis Sterren erkaufet, ist ordentlich ausgelochet, stoßt einseit an die Bickhet, anderseits an Öckh Jakob, unden an Georg Fischer, oben an Vogt Clausmann, hert alles, was Wald hat, gegen dem Discher der Stadt, oberhalb hat es etlich Bluten, darvon gibt Vogt Clausmann jehrlich ein gwisser laut der Stadt Rechnung. Von der Weid über diesen Wald ist Wendel Ernst Träger, wann er stirbt, muß die Stadt ein Fahl dem Küppenheimischen Juncker, namblichen 2 β bezahlen. Ferner 2 Stuck Buochwald ob den Hellmatten, frei, ledig und hat niemand kein Ansprach, stoßen hinten an Jacob Wüßner, sonsten rings herum an der Stadt Velder. Der Ladhofen Dohrenwald, worinn Jakob Sterr, Mathis Holzner und Hanns Drencklin wider 1 Stücklin ordentlich ausgelochet haben, ist usser bedeuten Stücklin auch der Stadt. Der ander Forrenwald, hat die Kirch oberhalb ein Stuck, das überige der Stadt auch zugehört. Mehr ein Aichwaldt, das Stadtwäldlin genannt, stoßt an Schultheis Heberlin, oben am Spittalfeld. Mehr das Allmendwäldlin ist auch der Stadt einzig. Item der Wald, der Kalmer genannt, wie auch schon darvon vornen gemeldet, ist der Stadt aigentumlich, sonsten seind etlich kleine Fohrenschächlin in den Reittfeldern, so zu Dichelholz vorbehalten. Die zamen Güter, so der Stadt gehören, werden gleich der Gottshäuser Güter den Bürgern um billichen Zins verlühen, ebenmäßig die Rittfelder der Bürgerschaft gegen Abstattung des Landrechts, namlichen vom str. 18 \S zue Ritten überlassen. Ferner ist bei der Stadt dasjenige zu beobachten, daß wie pro anno 1658 nit allein die Gemain Biderbach mit der Stadt wegen des Bolzbergs, sondern damalen die 3 adelichen Vogtneyen wegen der Contribution vor Herrn Jr. Adolph von Roggenbach, damaligen Obervogten, sich beklagt, wie nachfolgend zu sehen, und ist nit allain ihr Clag und von der Stadt darüber gegeben Antwort herein verfaßt, sondern auch was von ihm Herren Roggenbach für ein Bescheid ergangen von seiner selbst aignen Hand hiebengelegt²⁹. Daher die Stadt sich in allen Ansechtungen dessentwegen gebrauchen kann und sich us der schon lang und ruwig Possession nit driben lassen. Extractus aus dem Amtprotokoll d. 22. Marty anno 1658. Es erscheint Vogt und Ausschüß der Gemeindt in Biderbach und lassen fürbringen, wie daß vor vielen Jahren Bürgermeister und Rat der Stadt Elzach der Bolzberg genant, worauf von Jahren ein Hof gestanden, an sich gebracht, und weilen solcher auch unter ihren Stab gehörig gewesen und mit ihnen gesteuert, als hoffen sie, daß besagte Bürgermeister und Rat

²⁹ Anlage fehlt.

solches noch ferner als zu laisten schuldig seien; begerten deswegen, daß sie zu Abstattung desselben von Amts wegen angehalten werden sollen. Bürgermeister und Rat der Stadt Elzach lassen hierauf antworten und sagen, daß sie zwar den Bolzberg als ein wilde Waid vor langen unwürdenklichen Jahren keußlichen an sich gebracht, erhoffen aber nit, das ihnen die Biderbacher darvon das geringste an Steuer oder andern abzufordern befügt seien, in Erwegung sie weder in Schriften oder Rechnungen finden, noch bei ihr elstisten Bürger und Inwohnern (die sie alle uf Begehren eidlichen examinieren zu lassen erbietig) erkundigen können, das sie den Biderbachern von dem Bolzberg jemalen das geringste an Steuer gegeben haben, getrauten es auch mit schriftlichen documentis genugsamb zu erweisen, wofern ihnen solche nit auch bei unglücklicher Abbrennung der ganzen Stadt Elzach zu Aschen weren gemacht worden; bedienten sich also ihrer uraltigen ruwigen Possession. Dogt und Gemeindt im Biderbach erbieteten sich solche Schuldigkeit der Stadt zu erweisen und producieren underschidliche Kundschaft nach Inhalt eines Extracts aus des schwedischen Amtmanns H. Schendts disfalls geführten Protokoll, so der Gegen-Partei abgelesen und communiciert worden, und seind die einverlibte Zeugen diese nachfolgende: Andres Rinckwald der Dogt, Georg Duffner, Andreas Ruoff, Barthlin Drencklin, Adam Eblin, alle dem Stab Biderbach zuegetan. Item Jacob Tränckle Hüpschmännischer Dogten. Bürgermeister und Rat lassen hingegen widerumben fürbringen und verwerfen des Dogtes und anderer, dem Stab Biderbach zuegetanen Zeugnissen, in Bedrachtung sie in eigener Sach nicht Kläger und zumalen auch Zeugen sein könnten und daß sie doch ohne das zu ihrem Intent dies Orts nichts beweisen teten. Indeme ihre Ausjagen allein dahin gestellt, daß Dogt und Einzieher der Steuer und Schätzung den Amtsverwalter bei Lüfferung derselben, widerweilen etwas davon abgezogen und inbehalten haben, welches aber hieher und auf den Bolzberg ganz nichts beweisen thue, sintemalen solcher Abzug für des Dogtes oder Einziehers Mühewaltung und Lohn, wie annoch heutigen Tages beschieht, denen jeweilen gewesten Ambtesverwaltern beschehen ist, und keineswegs um des Bolzbergs willen. Wie dann solches die Amtsrechnungen genugsamb zu erkennen geben werden. Gleicherweis sei auch Jakob Tränklins, des Hüpschmännischen Untertanens, samt Adams Ebleins Zeugnus beschaffen, welche auch allein wie die vorige auf einen Abzug oder Inbehaltung deuten, damit aber auch wegen des Bolzberges nichts beweisen. Auch da man der in Adam Eblins Ausjag angezogener Zeit, als er mit dem Biderbachischen Dogt die Steuer helfen einziehen, erwegen thue, solches auf das 1630. und etlich darvor verfllossene Jahr fallen werde, aus selbiger Zeit aber Amtsrechnung klärllich zu finden, aus was Ursachen solcher Abzug den Verwaltern beschehen. So seye auch in Amtsrechnungen und in specie de anno 1624 und 1630 zu sehen, daß ein Hof im Biderbach wegen der damaligen Regen geständs (!) von der Steuer seyn befreit gewesen, dessen Contingent auch dem Amtsverwalter durch den Dogt und Einzieher abgezogen worden, aber des Bolzbergs ganz nichts gedacht worden. Dahero sich die gezeugen wol etwa möchten geirret haben und der Meinung gewesen sein, ob were solches des Bolzberges halben beschehen, weilen durch so vielfeltige schwere Krieges Drangsalen, Angsthaftigkeiten und Verfolgungen der Menschen Gedechtnus neben dem Alter um vil hat können geschwächt werden, daß man sich nit aller Sachen mehr eigentlichen erinnern können und also fehlen tue. Die Biderbacher hingegen legen noch ein andere, nemblichen Hanns Reinpold, eines Kuppenheimischen Untertanens, verschlossene Kundschaft ein, welche den Parteien vorgelesen worden. Burgermeister und Rat lassen darüber antworten, daß diese schriftliche Kundschaft dergestalten bewandt, daß sie daraus nit sehen können, wie damit wider sie des Bolzberges halben etwas probiert und erwisen sei; sezens darmit dem

Amt zu billicher Erkenntnus anheimb mit tröstlicher Hoffnung, daß sie bei ihrem uralten rüehwigen Possession werden gehandhabt werden. Die Biderbacher thun gleichförmig anheimbsetzen und verhoffen ebenmäßig, daß sie in Anforderung nach Nothdurft genugsamb dargetan haben, derentwegen auch bei ihren Rechten manuteniert zu werden.

Beschaid in Sachen der Gemain in Biderbach als Kläger eins contra und wider die Stadt Elzach beclagten anderen teils, die streittige Beschwerden des Hofz Bolzbergs bedressent, ist erkannt worden. Dieweilen die Biderbacher ihr geführte Clag nit genugsamb erweisen, hingegen aber die Stadt sich bei ihren uralten ruewigen Possession behilft, auch mit den Ältisten, sowohl ihres Rats als auch der Bürgerschaft, mit Aidschwur zu bekrestigen sich erbietig macht, das kein von geringstem von besagtem Bolzberg sene abgefördert worden, das sie Biderbacher von ihrem Begehren hiemit abgewiesen sein, und die besagte Stadt Elzach fürterhin disfalls ohnturbirt verbleiben lassen oder aber ihr Beginnen mit bessern fundamentis und Beweisungen probiren und dartun sollen.

Die 3 adenliche Dogteyen, als Küppenheim, Hüpschmann und Brombach clagen, sie werden in Ansehung der Contribution überlegt, were vor disem breuchig gewesen, daß Biderbacher den halben teil in den Anlagen, die Stadt Elzach endermelte Dogteien den andern halben Teil und an diesem letzteren die Stadt gegen den gedeuten Dogteien auch den halben teil bezahlt hab, begehren das widerum dahin gerichtet werde. Contra die Stadt Elzach bringt vor, sie were vor disem nit höher als 7 Höfe geschätzt worden, wollen an allen Beschwerden gern gegen den Dogteyen leiden, was recht und billich, aber daß sie soviel, als die 3 Dogteien, bezahlen sollen, hoffen, es werde ihnen nit zugemutet werden, seien alle erarmte Bürger, seien in diesem Kriegswesen übel verderbt worden, setzen dem Amt zu billicher Erkenntnus anheim mit tröstlicher Hoffnung sie zu halten, daß sie wider die Gepühr nit getrieben werden. Die 3 adenliche Dogteyen duns gleichförmig anheimbsetzen, hoffen derentwegen bei ihren Rechten manuteniert zu werden.

Beschaid. In Sachen deren dreien adelichen Küppenheim, Hüpschmann und Brombachischen Dogteyen als Kläger eines, contra und wider die Stadt Elzach Beklagte andernteils, den streitigen Umbteiler deren Kriegsanlagen bedressent, in deme die drei gemelte Dogteien uf ein alts Herkomen und Gerechtigkeit, nämlich das sie an einer gemainen Umlag nit der Stadt Elzach und der Dogtey im Biderbach allein den vierten Teil zu bezahlen schuldig, als welchen von löbl. D.Ö. Regierung zu Ensisheimb vor diesem also were verordnet worden, sich stark beziehen; hingegen aber die Stadt Elzach klärlich an den Tag gestellt, daß ihre Bürgerschaft gegen den gemelten Dogteien im Vermögen nit gleich zusehen. Als ist darüber von Ambtes wegen in das Mittel gegangen und bei iezmaligen, sich annoch befindender ungleicher Beschaffenheit hiemit erkannt worden, daß an der jezundlaufender Contributionsanlag deren 24 fl. der Dogtey in Biderbach 12 fl., die 3 adelichen Dogteyen 6 fl. zu bezahlen und die Stadt Elzach 5 fl., jedoch mit ausdrücklichem Vorbehalt zu entrichten schuldig sein sollen, daß dieser jeztgemachte Austeiler in kein beständiges Wesen oder continuierender Gerechtigkeit gezogen, sonder neweilen nach Beschaffenheit eine jeden Orts Uf- oder Abnahme widerum verendert und in ein billiche proportion gerichtet und also kein Teil vor dem andern mehr beschweret oder an seinen vermeint habenden Rechten verletzt und abgetriben werden solle. So beschehen den 22. Marty in Beysein Johann Adolph v. Roggenbach, damaligem Obervogt.

Die zwo Tapplaneyen allhier belangent ist neben löbl. Stift Waldkirch die Stadt Mitcollator und so Herr Probst zue Waldkirch ein Caplon praesentirt, hat die

Stadt den andern zu praesentiren und soll wohl observirt werden. Nit weniger ist es mit dem ius inventandi, daß wan ein Caplon allhier Todes verfahren solte, hat die Stadt neben löbl. Stifft nit allain zue inventiren, sondern das Vermögen helfen zu verteilen. Es hat bey H. Clementis seligen dem gewesten und nach dem Krieg ersten Caplans Ableiben zwar etwas Streits geben wollen, in dem Herr Cammerer, so damalen Pfarrherr im Simonswalt, im Namen des Ruralscapitels das jus inventandi gesuocht und dessentwegen allhero geritten, ist aber abgewissen und durch hiesigen Pfarrherrn Sebastian Reuttin in Namen löbl. Stifft neben Herren Bürgermaister Melchior Fidler inventirt und nach Verfließung 4. Wochen das Vermögen durch Herrn Alban Meyer Propsten neben Joann Georg Häberlin den Schulthaisen verteilt, den Freindten gegeben und die Schulden verwisen worden. Dahero die Stadt wohl zusehen und nit davon abtreiben solle lassen: nit allain weillen die Stadt Mit-Collator, sondern weilen beede Capplönheusser auf der Stadt Grund und Boden stehen. Es solle auch die Feurschawer, wann soliche herumbgehen, in gedachte Capplönheusser geschickt und, wie selbige mit dem Feuerwerk umbgehen, gleich andteren Burgern besichtigt werden.

Den hiesigen Pfarrherrn betreffent solle solcher Schulthaiß, Burgermaister Jahres 4 mal an den hohen Festtagen zue Gast haben; dahero hat er von der Statt Wun und Weid mit seinem Roß, Küh und Schweinen, jedoch daß er den gebihrenden Hirtenlohn bezahlen solle. Mehr hat der Pfarrherr von gedachter Stadt ein Brunnen, aber auch gegen gewohnten Zinß. Es hat Herr Calmerer seel. in anno 1664, so allhie Pfarrherr gewessen, auch sein Vorfahren Herr Mayer die oben gedachte Mahlzeiten nit geben wollen, ist ihme von der Stadt nit allein der Brunnen, sondern Wun und Waid aufgekindt worden; welches in begebenden Fällen noch zue beobachten. Es solle aber er Pfarrherr, wann die Stadt ein Mahlzeit, auch darzue beruoffen werden. Aus dem hiesigen Zehenden, so die Burger jehrlichen kaufen, ist man dem Pfarrherrn 50 Wellen Haber und Kornstraw sampt 50 Bosen Hampf zue geben schuldig, dargegen solle er der Burgerschaft am Schurtag 2 Viertel Wein lüffern, aber zue selbiger Mahlzeit ohne Urthen beruoffen werden.

Des A m b t s v e r w a l t e r s Bestallung hat die Stadt eine Abschrift hieben, und so ein Amtsverwalter die Burger darwider treiben wolte, hat man sich bey einer hochlobl. V.Ö. Regierung zue beklagen. Die Rißlersperger seind dem Amtsverwalter ab der Neuw Matten 1 Wagen oder Fuoder Hey wie auch ein Fuoder Ehmet, aber nit mehr einzuführen schuldig, und so selbige weiter ahngehalten sollen werden, khan er uf sein Bestallung darbey zue gebleiben gewisen werden. Sonsten ist die Burgerschaft ihme weiter zue frohnen nit schuldig. Die gdigster Herrschaft allhier vorhandtne B a h n m ü h l belangent seindt die Underthanen im Biderbach darzue frohnen schuldig, die Burger aber darinn zue mahlen verbunden. So aber er Miller der Burgerschaft gar saumselig und übel mahlen solte, hat man sich bey dem Amt oder gndster Herrschaft ahnzumelden und umb Remedur zue bitten.

Mit dem allhiesig vorhandtnen T h u r n u n d G e f ä n g k n u s hat es nachvolgendte Beschaffenheit, daß wann der Amtsverwalter einen Underthanen oder jemandt andtern verdienftermaßen einsetzen wolle lassen, daß er durch jemandt den Schulthaisen umb den Stab anreden solle.

Mit den M a l e f i z p e r s o n e n hat es nachvolgendte beschaffenheit, das wann einem Amtsverwalter vorkhäm, das in dem Thal Biderbach, von Oberwindten oder hiesiger Stadt Malefizische Personen vorhanden, daß er mit Zuzug des allhiesigen Schultheißen solche in hiesigem Gefäncknus einlegen lassen möge, dieselbige examinieren, und so etwas verdächtiges ahn Tag gebracht oder ermeldte Persohnen ahn

einem Diebstahl oder andern Dathen ergriffen, mit Zuezug eines Rechtsgelehrten, dieselbigen der Schärpfe nach mit der Tortur ahnhalten. Und so sye Sach von großer Importanz bekennen, durch ermeldten Rechtsgelehrten ein Consilium, was sie für ein Straf verwirckt, stellen lassen, und wann das Leben ihnen abgesprochen, sollen dieselbigen vor allhieziges unparthenisch Malefizgericht gestellt, allwo die Herren Beampten allhie und Waldtkirch die Klag über gedachte Verbrächer führen. Und hat die Stadt mit Zuezug ihres Advokaten das Gericht zue führen und die Urthel zue fellen. Die Straffen gehören der gdgsten Herrschaft, die Unkosten aber, was in ein und andrem ausgetan, miessen der Stadt wider ersäzt werden, und so ein hingerichte Persohn nichts in Vermögen, muoß die Statt die Unkosten ahn ihr selber haben; deßwegen die Stadt Zoll und Umbgelt in ausländischen Orthen hat.

Einen Scharfrichter ist die Stadt ahnzunehmen berächtigt und solle neben der Stadt die Gemain Biderbach, Oberwinden und 3 adeliche Vogtenen ihme das Jahrgelt laut Stadtrechnung bezahlen. Was er Scharfrichter in ein und andter Begebenheit oder Fählen für Lohn hat, ist in seiner bey der Stadt vorhandenen Bestallung zue sehen.

In allen anderen Sachen, warinnen die Stadt berächtigt und in ruwigem Poseß, soll vleißig observiert und sich darvon nit abdreiben lassen. Und so die Stadt in ein und anderm angefochten, auf ihre Privilegien und der Stadt alte und neuwe Rechnung auch dem Protokholl sich referieren.

Mit allhiezigem ehrsamem Rath, und wie solcher erwählt, ist nachvolgent zue sehen, namblichen daß wann ein Schulthais vonnöthen, hat ein ehrsamber Rat 3 taugliche Menner vorzueschlagen, worauß die höher Obrigkeit einen zue erwählen und den Stab ahnzuebefehlen Macht hat; und so aus erwählten Mennern der Oberkeit kainer gefallen, Khan aus den gemainen Burgern einer genommen werden. Die Herren Burgermeister belangent kennen solche durch einen ehrsamben Rath erwählt, und welcher die maisten Stimmen bekombt, zue dem Ambt erhoben werden. Ein gleiche Mainung es mit den Ratsfreunden hat.

Die bey der Stadt vorhandtne 3 Pfluggschafften unser lieben Frawen Cappellen, Sti. Wendelini Cappell und das Guothleithaus, ist die Stadt Collator, und sollen die Rechnungen durch einen ehrsamben Rath abgehört werden.

Jacob Rheinhardt der Vogt et Consorta des Stabes Biderbach haben sich d. 12. May 1664 bey allhiezigem Stadtgericht des Sollens und Wegmachens halben, wie ruckherumb zue sehen³⁰, ahngemeldet und ist auf einkommenden Bericht mit ihnen Biderbachern nachfolgend Verglich auf 10 Jahr lang ausgericht worden. Namblichen daß weilen die Stadt nit ab sein kinnen, daß sie nit den Weg im Biderbach gleich andern Orthen zue machen schuldig, hingegen sie Biderbacher der Stadt von allen Ein- und Außfuhr und tragenden Sachen den gewöhnlichen Pruckzoll, laut der Zolldafel bezahlen miessen, als hat gedachte Statt besagten Biderbachern den Zoll, was sie außer den Jahrmarkten (an welchen sie die vorkommen Zoll schuldig) allhero, nach Tryberg, Haßlach, Waldkirch, Simonswaldt und andern umbliegenden Orthen fail tragen, sofer sie solches auf ihren Höfen, es sey Frucht oder ander Sachen, selbst erziget, auch dasjenige, was sie auf gedachten Märkten widerumb einkaufen, wan sie solches in ihrer Haushaltung nötig, des Pruckzolls halber auch befreit seyn. Item wann ein oder andter Unterthan, so ein Heüptlin Düh, so under 2 Jahren, oder ein jung s. v. Füllin in sein Haushaltung an aim oder anderm Orth erkhauffen und allhier durch-

³⁰ Derweis auf die im gleichen Band der Ratsprotokolle befindliche Niederschrift.

treiben solte, des Pruckzollles halben entlassen sein. Nit weniger wann zu einem Baw Dillen oder Holz durchgeföhrt werde. Was aber auf Mehrschafz oder von großem durchföhrendem Düh, Roß und Schweinen, auch Dillen, so ins Land, dargegen Rüeben, Früchten und anderes hereingeföhrt werden, sollen bemeldte Biderbacher den gewöhnlich Trib- und Pruggzoll ohn Widerred zue geben schuldig sein, sollen auch zuegleich, obermelte 10 Jahr lang, die Straß in dem Thal sampt Steg und Weg dergestalt verbessern, daß menniglich ohn Clag und die Stadt darbey zufrieden sey. Sofer sie aber solchem nit nachkomen solten, und die durchraisenden Leuth der Stadt zuer Klag khommen würdte, hat die Stadt ihnen hierinn austrücklich vorbehalten, diesen Vergleich widerumb auffzuheben, sofer aber sie, ostersagte Biderbacher, ein und anderm vleißig nachkommen werden, werde die Stadt ermelte 10 Jahr sie nit weiter, als was hierinnen gesezt, treiben. Dessen allem zue mehrerem Uhrkunt ist ihnen Biderbachern ein Abschrift von dem Protokoll undter der Stadt Insigel mitgeteilt wordten. Den 28.ijten Novembris anno 1667³¹.

³¹ Die Datierung bezieht sich offenbar auf den Abschluß der gesamten Niederschrift, nicht auf die Übersendung des zuletzt genannten Protokolls, da sie von dem Vorangehenden durch neuen Zeilenbeginn getrennt ist. Da die Aufzeichnung in einem Zuge geschrieben ist, dürfte die Datierung des Ganzen auf 1667 keinen Bedenken unterliegen.

Das Freiburger Spital und Klinikum

Von Engelbert Krebs

† 29. November 1950.

(Unveränderter Abdruck der vor 1944 geschriebenen Arbeit)

Breit dehnen sich im Westen der Stadt heute die Höfe, Gärten und Bauten der Universitätskliniken an der Hugstetter Straße und Albertstraße aus. Sie üben eine große Anziehungskraft auf Kranke und Studierende aus, sie lassen sich nicht mehr wegdenken aus dem Stadtbild und dem Leben der Bürgerschaft. Bis sie so groß geworden sind, haben sie eine lange Geschichte durchlebt, die nicht nur den Geistesgeschichtler, sondern auch den Orts- und Baugeschichtler zu fesseln vermag.

Hier sollen die einzelnen Häuser und deren Baustellen beschrieben werden, in denen und an denen das Freiburger Krankenspital seine Anstalten hatte, bevor die neuesten Bauten geschaffen wurden, die noch der letzten Vollendung ihres Planes harren.

Im Jahre 1198 bestätigte Papst Innozenz III. den etwa zwei Jahrzehnte früher von Guido von Montpellier gegründeten Orden der Hospitaliter vom Heiligen Geist und erbaute ihm am Tiber, nahe bei der Engelsbrücke, ein großes Krankenhaus¹. In einem Berliner Akademievortrag vom 14. Juni 1877 nannte Rudolf Dirschow diesen Bau „von Anfang an das herrlichste und größte Spital der Christenheit“². Im Jahre 1208 weihte der Papst es als Vorbild der über die ganze Erde sich verbreitenden Heiliggeistspitäler. Gregor IX., der große Verwandte des größeren Innozenz, bestätigte am 15. März 1229 das römische Hospitale Sancti Spiritus als Hauptsitz des Hospitaliterordens³. Bald entstanden auch in deutschen Städten Heiliggeistspitäler, so auch in unserer Stadt.

1.

Heiliggeistspital am Münsterplatz Armenspital vor dem Gerbertor in der Neuburg und Gutleuthaus an der Basler Landstraße 1250—1677

Eine Urkunde vom Jahre 1251 Mai 28, gegeben zu Freiburg i. Br. im 8. Jahre des Pontifikates Papst Innozenz IV. (Sinibald Frieschi aus Genua) durch den päpstlichen Legaten Kardinal Hugo von Sancta Sabina, fordert die Christgläubigen in

¹ Hurter, Geschichte Papst Innozenz des Dritten, Bd. IV (2. Aufl. 1842), S. 233 f.

² Monatsblätter der Berl. Ak. d. Wiss. 1877, S. 339—369.

³ Jos. Felten, Papst Gregor IX., Frb. 1886, S. 122.

Alemannien auf, dem Meister und den Brüdern des Leprosenhauses zu Freiburg, welche kostspielige Bauten in Angriff nehmen müssen, nach Möglichkeit Unterstützungen zu gewähren, und gewährt allen, die nach reumütiger Beicht am ersten Freitag eines Monats genantem Zweck Almosen spenden, einen Ablass von 40 Tagen. Hugo war der erste Kardinal des damals noch jungen Predigerordens und berühmt als Theolog unter dem Namen Hugo a Sancta Caro, bis ihn Papst Innozenz 1244 zum Kardinal erhob. Diese Urkunde⁴ ist die erste, die uns von einem Krankenhaus zu Freiburg Nachricht gibt. Aber es handelt sich um ein vor der Stadt, außerhalb der Mauern gelegenes Aus-sä-zigen-heim, nicht um ein Haus für kranke Insassen der Stadt. Gemeint ist das sogenannte „Gutleut-Haus“ an der Basler Landstraße, beim späteren Wirtshaus zur Sonne (oder zum „Brückle“), dessen Kirche kein Geringerer als der Bischof Albert der Große im Sommer 1268 einweihte: „... gewichet die kirchen der armen lütten vor der Stadt Friburg by dem closter Adelhusen in der pfarre sant Perpetua. Hÿbei mag man merken dieses heiligen mannes liebi zu Gott und zu heil sines nechsten . . . also daß er nicht allein die schönen conventkilchen . . . sondern och so schlechten kilchen und capellen weihte und och etwan . . . die hl. sacrament selber den sichen zutrug . . . als des lütepriesters mietling und helfer, ond er doch ein hoher doktor und gewaltiger bischoff waz. Hievon nemen ein exempel der besserung alle prelatten⁵.“

Dieses Siechen- und Aus-sä-zigen-heim kam mit dem Spital zu Freiburg erst 1787 unter ein Dach und scheidet bis dahin aus unserer Darstellung aus. Dagegen kehren wir zurück zum Heiliggeistspital, das nach römischem Vorbild wohl um 1225, also ein Vierteljahrhundert vor dem Gutleuthaus gebaut wurde. Leider besitzen wir darüber keine Urkunde. Dagegen trägt die Stiftungsurkunde des Konstanzer Heilig-Geist-Spitals das Datum 1225, und Poinسیون vermutet, daß das Freiburger Haus zur selben Zeit entstand. „Daß eine gewisse Verbindung mit dem Heiliggeistspital in Rom und dem hiesigen stattgefunden haben müsse, davon gibt Zeugnis die Papstbulle vom 2. April 1296 Regest n. 27“, schreibt Poinسیون in der Einleitung zu seinem Werk: Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg i. B. I., 1255—1400 (Freiburg 1890), S. V. Doch hat nach Wilhelm Liese Poinسیون das Regest nicht richtig ausgezogen: „nicht die Brüder von Sassia“ (dem römischen Gewann-Namen, in dem das Spital zu Rom lag), „sondern die Freiburger magister et fratres beschwerten sich beim Papst“ (über säumige Schuldner im Bistum Konstanz). „Das zeugt für ihre Selbständigkeit. Wenn dabei vom Papst der Ausdruck gebraucht wird, daß das Freiburger Spital vollrechtlich dem Spital in Rom unterstehe (pleno jure ad hospitale nostrum in Sassia spectans), so kann das nur ein Aufsichtsrecht bedeuten⁶.“ Jedenfalls hing der große Spitalbau am Münsterplatz, der den heutigen Häuserblock des Kaufhauses zum Geist, Hotel Geist, Haus Kapferer, Museumssaal und Café Museum bis Haus Wiedtemann bedeckte, vollrechtlich vom Heiliggeistspital in Rom ab. Dieser Bau und seine Kirche, in der seit 1295 das ewige Licht durch eine Stiftung des Heinrich Salatti vom 23. November brannte⁷,

⁴ Abdruck bei Friedrich Hefele, Freiburger Urkundenbuch I, (1940), S. 101 f., Nr. 120.

⁵ Johannes Meyer Cronica, Freiburger Diözesanarchiv XIII, S. 298.

⁶ Wilhelm Liese, Geschichte der Caritas, II., Freiburg 1922, S. 19 f. Die Deutung Lieses scheint nach dem mitgeteilten lateinischen Wortlaut doch zu eng. Es liegt doch mehr als „nur ein Aufsichtsrecht“ vor. Vielmehr scheint darin eine Tributpflicht nach Rom eingeschlossen, wie Liese es sofort nachher aus dem Compendio delle privilegi, Viterbo 1584, selbst als Pflicht „a ller Spitäler“ zum Hl. Geist feststellt.

⁷ Poinسیون, Urkunden I, n. 25.

erhielt im Jahre 1318, dem Michelstag, 29. September, neue Satzungen, die der Bürgermeister Ritter Heinrich von Munsingen, der Schultheiß Ritter Sneweli Bernlape und der gesamte Rat der Stadt aufstellten⁸. Danach unterstand das „Gotteshaus des Spitals des Heiligen Geistes“ einem Meister, vier Pflegern und mehreren Kaplänen, deren es im Jahre 1323 fünf waren, die eine eigene Spitalpfarrei bildeten⁹.

„Der rechte oder mehrere Spital“, wie Haus und Kirche am Münsterplatz in deutschsprachigen Urkunden meist genannt sind¹⁰, diente seit dem 14. Jahrhundert vorwiegend der Verpflegung oder Verpfändung eingebürgelter Stadtbewohner. Daß aber im ersten Jahrhundert seines Bestehens auch „Arme, die von überall her zusammenströmten“, „Kranke“, die sich selbst nicht helfen konnten, dort aufgenommen und bis zur Wiederherstellung oder zur Vollendung des „Weges alles Fleisches“ verpflegt wurden, daß weiterhin „Reisende und Pilger“, Kleriker und Laien jeden Standes und „jeder Würde“ dort „Nachtherberge“ erbaten und fanden, geht aus einer zu Orvieto im Mai 1290 ausgestellten Ablassverleihung hervor, die jenen reumütig Beichtenden, die „den Pflegern des Heiliggeistspitals zu Freiburg i. B.“ für diese guten Werke ihre hilfreichen Hände liehen oder in lektwilliger Verfügaung „ein Stück ihres Hab und Gutes vermachten“, „40 Tage Ablass der ihnen auferlegten Buße gewährte“¹¹. Poinsignon bezieht diese Urkunde, deren Regest er als n. 9 seiner Urkunden wiedergibt, auf das „Armenspital“ (Register Bd. I, S. 332). Hefele weist sie dem Heiliggeistspital zu und vermißt ihre Auswertung „für die Umschreibung der Aufgaben des Spitals“ bei Julius Kuhn (Aus der Geschichte des Heiliggeistspitals zu Freiburg i. Br., Freiburger Dissertation 1914, Hildesheim 1914). Daß Hefele Grund hat, das zu betonen, geht auch aus seinen Urkunden I, n. 143 u. 157 hervor, worin 1255 Graf Konrad von Freiburg und sein Sohn, der Münsterpfarrer Konrad, aus väterlicher Liebe zu den armen Kranken des Heiliggeistspitals die Bestellung eines eigenen Spitalpriesters, die Anlegung eines eigenen Friedhofs und den Gebrauch einer Glocke gestatten, was Bischof Eberhard von Konstanz 1257 für das *hospitale pauperum* bestätigt. Wann kam die Trennung des „rechten Spitals“ und des „Armenspitals“ vor dem Ledergerbertor in der Neuburg? Im Jahre 1347 bestand sie schon. Das Testament des Ritters Johannes Sneweli vom 9. Oktober 1347, das ziemlich alle kirchlichen Stiftungen mit Zustiftungen bedenkt und die Kartause am Johannesberg begründete und reich begabte, unterscheidet mehrmals „den Spital“ und den „armen Spital“¹². Wann aber ist der Zeitpunkt, da ein eigenes Armenspital erbaut wurde? Die Frage ist deshalb schwer zu klären, weil auch das Heiliggeistspital in den Urkunden der ersten Zeit als Armenspital („*hospitale pauperum*“) bezeichnet wurde, was zu Verwechslungen und dazu geführt hat, daß die Gründung des eigentlichen Armenspitals zu früh angesetzt wurde¹³. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß die Gründung im Zusammenhang steht mit der Erbauung einer Kapelle auf dem neuen Kirchhof in der Vorstadt Neuburg nächst dem Gerbertor, wozu der Freiburger Pfarr-Rektor Graf Gebhard von Freiburg, Dompropst zu Straßburg, auch Domschatzmeister zu Konstanz

⁸ Ebenda n. 139.

⁹ Ebenda n. 170.

¹⁰ Ebenda S. VIII.

¹¹ Abdruck bei Hefele, Freiburger Urkundenbuch II (1942), n. 92, S. 104.

¹² Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. Br., I, 1828, S. 365—375.

¹³ Siehe das Register bei Poinsignon, Urkunden I, 332.

und Archidiakon des Breisgaus, mit Einwilligung seines Bruders, des Grafen Konrad, als Patronats Herrn, mit Urkunde vom 23. April 1317¹⁴ dem „Armenspital“ die Erlaubnis erteilte. Auf das Armenspital in der Neuburg bezieht sich wohl auch die Urkunde vom 6. August 1323¹⁵, durch die Bischof Rudolf von Konstanz aus dem Geschlecht der Grafen von Montfort seinen Seelsorgerklerus ermahnt, den Boten des Heiliggeistspitals zu Freiburg, die für den Neubau des Spitals zum Unterhalt der Armen, zur Errichtung einer neuen Kapelle und eines Friedhofes Almosen sammeln, jede Unterstützung zu gewähren.

So dürfen wir annehmen, daß der eigene Spitalbau für die Armen in die Jahre 1317—1323 oder 1325 fällt. Daß er innerhalb der Vorstadt Neuburg bei dem Ledergerbertor errichtet wurde, geht auch aus dem von Gregorius Sickinger gefertigten Stadtplan vom Jahre 1589 hervor, wo seine Lage, Bau, Kirche und Friedhof deutlich abgebildet und mit n. 12 bezeichnet ist. Deutlich zeigt der Sickinger'sche Plan, daß dieses Spital etwa die Baustelle der heutigen Frauenklinik an der Albert- und Merianstraße bedeckte.

2.

Das Armenspital in der Wiehre

Im Jahre 1677 kam Freiburg an die Krone Frankreich. Damit war das Schicksal des Armenspitals in der Neuburg besiegelt. Dauban, Ludwigs XIV. Festungsbau-meister, ließ die Vorstädte Wiehre, Adelhausen, Lehener Vorstadt und Neuburg niederlegen und baute einen engen Festungsgürtel um die Altstadt. Der Rat nahm die In-sassen des Armenspitals zurück in das Heiliggeistspital. Nachdem 1698 Freiburg an Vorderösterreich zurückgegeben war, dachte man das Armenspital in der W i e h r e neu zu bauen. In einer von Flamm herausgegebenen Familienchronik¹⁶ findet sich die Notiz: „Den 12. August 1709 haben ihre Hochwürden Münsterpfarrer Helbling den ersten Stein zu der Kirche in der W i e r i n und auch im A r m e n s p i t a l gelegt.“ Als im Frühjahr 1710 die Arbeiten fortgeführt werden sollten — so erzählt J. C. Wohleb in seiner Studie „Die alte Pfarrkirche von Wiehre-Adelhausen“¹⁷ —, stand dem Weiterbau ein Hindernis entgegen, mit dem niemand gerechnet hatte: der Einspruch des Festungskommandanten. Feldmarschall-Leutnant Freiherr v. Harrsch sah in der Anlage zweier größerer Gebäude, der Kirche und des Spitals, so nahe beieinander, eine Gefahr für die Festung. Da das Spital mit der Breitseite parallel mit dem Festungswerk jenseits der Dreisam verlief — etwa 60 Schritte hinter der im Bau begriffenen Wiehre-Kirche, die ihre Schmalseite der Stadt zukehrte —, so schien der Spitalbau am meisten gefährdet. Doch gestattete nach langen Verhandlungen der Kommandant den Weiterbau mit der Auflage, daß in das Mauerwerk sofort Minenkammern eingebaut und „der Spithal“ keinen dritten Stock bekomme, und das Dach „so niedrig als immer möglich“ gemacht werden müsse. Auf die vom Landesgouvernement in Innsbruck schließlich eingetroffene Erlaubnis hin konnte Ende Juni 1710 der Bau wieder gefördert werden, so daß Ende August der Rohbau fertigstand. Wo stand dieser Rohbau? Das Gutachten des Ingenieur-Obersten de la Venerie sagt: „Kirche und

¹⁴ P o i n s i g n o n, Urkunden n. 121 zu 1318; P. P. A l b e r t, Urkunden und Regesten zur Geschichte des Freiburger Münsters n. 87 (Freiburger Münsterblätter 3,75).

¹⁵ P o i n s i g n o n, Urkunden n. 173.

¹⁶ Beiträge zur Geschichte der Stadt Freiburg, 81. Fortsetzung, 1911, S. 30.

¹⁷ Schauinsland 61 (1934). S. 43 f.

Spital liegen vor Bastion II zwischen Schwabentor und Breisachertor, fast gleichweit von beiden entfernt, rund 323 Klafter (600 Meter) vor der vorspringenden Ecke des gedeckten Weges. Zwischen Werk und Gebäuden befindet sich der (Dreisam-) Fluß und die Kiesbödeniederung links (östlich) vom Dorf.“ Ich möchte deshalb nicht mit Wohleb den Platz bei der heutigen Franziskanerkirche, sondern eher weiter östlich suchen. — Im Jahre 1712 wurde dieser Bau bezogen¹⁸. Schon 1713, genau ein Jahr später, schreibt Harrsch in sein Tagebuch: „22. September 1713: Da die Belagerung bevorsteht, habe die Mühlen, Häuser, Gartenhäuslein und Gärten allsobalden befohlen anzuzünden und wegzuhauen, wie auch die Kirche in der Wiehre-Dorstadt — laut längst erteilter Order von Hof — zu sprengen. In dem dort hinten befindlichen Spital aber haben die eingegrabenen Bomben den Effekt nicht genugsam getan.“ So mußten die Kranken aus dem 1712 bezogenen Haus schon 1713 wieder ausziehen.

3.

Das Armenspital und Klinikum in der Gerberau

1730—1777

Jetzt verlegte der Magistrat die Kranken des „minderen Spitals“ zunächst wieder ins Heiliggeistspital, sah sich aber nach einem neuen eigenen Heim für die nicht eingebürgerten Kranken um. Im Jahre 1709 hatte der Ratsherr Johann Baptist Brunner sein Haus in der Gerberau Nr. 34 samt einer Scheuer in der Wolfshöhle der Stadt gestiftet „zur ewigen Einkehr und Nachtherberge der Armen, Verlassenen und Vertriebenen“¹⁹.

Im Jahre 1730 veräußerte die Stadt die Scheuer in der Wolfshöhle und richtete aus dem Erlös das Brunnersche Haus notdürftig zur Aufnahme von Kranken her. So hatte das Armenspital wieder eine eigene Heimstätte. 1743 schloß das Spital mit der Schreinermeistergesellschaft einen Vertrag über Verpflegung ihrer kranken Gesellen. 1756 vermachte Frau Witwe Hermann, geborene Buckensen, dem Armenspital 116 Gulden, 1758 macht die Maurermeistergesellschaft einen Vertrag über Verpflegung ihrer kranken Gesellen²⁰, 1768 wird in diesem Krankenspital das „Nosocomium für die Universität“ eingerichtet²¹.

Hier muß ein Irrtum berichtigt werden, dem Heinrich Schreiber unterlegen ist. Er schreibt in seinem Buch „Freiburg und seine Umgebungen“ (1838), nicht lange nach 1318 komme in Vergabungen neben dem reichen Spital auch „ein armes Spital bei dem Gerbertor vor“. Zwei Seiten weiter sagt er dann: „Solange das Gebäude noch in der Gerberau stand, konnte von einer gehörigen Einrichtung einer klinischen Anstalt keine Rede sein“²².“ Offenbar war also Schreiber der Ansicht, das armselige Spital in der Gerberau Nr. 34, das übrigens auch eine Hauskapelle für Abhaltung der gestifteten Gottesdienste enthielt, wofür ein eigener Spitalpfarrer angestellt war, sei die dauernde Fortsetzung des im 14. Jahrhundert vor dem Gerbertor gelegenen Spitals. Und offenbar hielt er das Gerbertörlein vor dem Schwabentor für identisch mit dem in den mittelalterlichen Urkunden genannten Gerbertor. Poin-

¹⁸ H. Sautier, Die Philanthropen von Freiburg (1798), S. 245.

¹⁹ Sautier, S. 245.

²⁰ Ebenda S. 246.

²¹ Poinsignon, Urk. I, S. IX.

²² Schreiber, S. 392 vgl. S. 390.

signons „Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt“ lehrt uns aber hier genau unterscheiden²³. Das Gerbertörlein war der östliche Ausgang der Gerberau nach dem heutigen Schwabentorplatz, dort, wo heute neben dem Kanal die steile Abfahrt in die Gerberau hinabführt. Es ist auf dem Sickingerschen Stadtplan, der Poinsignons Buch beiliegt, ein kleiner Mauerdurchlaß, kein Tor, sondern ein Törlein. Das Gerbertor aber war beim Reuerinnenwinkel in der nördlichen Vorstadt Neuburg. Hier war das mittelalterliche Armenspital nächst dem Gerbertor. Aber das Krankenhaus des 18. Jahrhunderts lag „vor dem Gerbertörlein“ und war das „Haus zum Pflug“, heute Gerberau Nr. 34²⁴.

In dieses Haus lenkte die fromme Tochter und reiche Erbin des Bürgermeisters Egg, die um der Armen willen unvermählt blieb, oftmals ihre Schritte, und ergriffen von dem Elend, das sie dort sah, entschloß sie sich im Jahre 1767, dieses „arme Spital“ zum „Universal-Erben aller ihrer Habschaften“ einzusetzen. „Dabei bin ich“, schreibt sie, „der größten Hoffnung, daß durch einen wohlwollenden Stadtmagistrat, aus den reichlichen Mitteln des armen Spitals, zur Herstellung eines gesunden Gebäudes, zur Ausrüstung deren Zimmer mit nötigen Betten und zur Aufnahme deren zur Abwartung der Kranken ehrenbarlichen und tauglichen Personen, ein ergiebiger Beitrag geschehe . . .“ „Gleichwie aber an der sorgsamem Aufsicht alles gelegen, so ersuche die jetzigen sowohl als zukünftigen sammentlichen Hochwollenden Professoren der Medizinischen Fakultät allhier, wie nicht minder einen jeweiligen dahiesigen Herrn Bürgermeister, die Besorgung meiner Stiftung zu übernehmen, welche ich denn auch als Executores sowohl meines Testaments als der Foundation selbst den dergestalt benenne, daß durch dieser Herren Einverständigung und erspriesslichen Rat alles aus meinen hinterlassenden Mitteln dem armen Spital angeschafft und vervollständigt werde, was selbe selbst erleuchtend und baß einsehend erachten werden“²⁵. Katharina Egg schreibt im Testament des weiteren: „Ich will obgedachte Herren . . . inständigst erbitten, daß sie aus Liebe zu Gott den armen Spital öfters besuchen und dieses heilsame Geschäft bestens besorgen mögen.“

Bevor also die Professoren der Universität von sich aus 1768 an die Stadt herantreten zur Schaffung eines Nosocomiums oder Clinicums, an dem der Lehrer der

²³ Bd. I (1891), Gerbertörlein S. 9, 92, 101 und Gerbertor S. 14, 37, 39, 93.

²⁴ Hermann Flamm. Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg, Bd. II, Häuserstand 1400—1806, Freiburg 1903, S. 86. Das vom Stadtschreiber Dominik Gäß 1775 kalligraphisch geschriebene Herrschaftsrechtsbuch verzeichnet in diesem Jahr das Haus zum Pflug als das „Armenspital“. Da bis zum Jahr 1565 zurück alle Herrschaftsrechtsbücher verloren sind, so wird bei Flamm ersichtlich, wann das Armenspital in n. 34 eingezogen ist. Poinsignon, der hier nicht auf Sautiers Notiz geachtet hat, weiß darum nichts über das richtige Datum des Einzugs 1730 und behauptet, nach der Zerstörung des Armenspitals in der Wiehre seien die armen Kranken im hl. Geistspital mit den bürgerlichen Kranken vereint geblieben bis zur Gründung des Nosocomiums in der Gerberau 1768. (Poinsignon, Urkunden I, S. IX). — Jos. Bader, Geschichte der Stadt Freiburg II (1883), verlegt, S. 306 — ohne Quellenangabe — die Gründung einer klinischen Anstalt für die Universität schon in das Jahr 1750. Wie die Vorbemerkung des Verlags sagt, hinderte der am 7. Februar 1883 erfolgte Tod Baders diesen daran, seine Quellenbelege in einem eigenen Band zu veröffentlichen. — Julius Kuhn, Aus der Geschichte des hl. Geistspitals zu Freiburg i. Br., Dissertation 1914, schreibt S. 21 irrigerweise: „Ein Krankenspital, welches räumlich vom hl. Geistspital getrennt gewesen wäre, gab es nicht.“

²⁵ Aus der amtlichen Abschrift des Egg'schen Testaments in der Medizinischen Universitätsklinik.

Heilkunde die Schüler zum leidenden Kranken selbst heranzuführen und am Krankenbette unterrichten könne, bevor die kaiserliche Regierung in Wien den klinischen Unterricht an den medizinischen Fakultäten vorschrieb, hat Katharina Egg die Verbindung des städtischen Krankenhauses mit dem Universitäts-Clinicum durch ihr wohlüberdachtes Testament bewirkt. Sie hat auch die alte Trennung zwischen bürgerlichem und Armen-Spital grundsätzlich und für immer aufgehoben durch die weitere Bestimmung, daß auf Grund ihrer Foundation aufzunehmen sind: „Alle arme Kranke beiderlei Geschlechts, sowohl von der Bürgerschaft als übrigen hiesigen Inwohnern und derselben Diensthöfen, wie nicht minder . . . arme Fremde hieraus verpflegt werden“ sollen. Sie hofft auf Stiftungen, wodurch das Einkommen der Stiftung wachse.

Diese Hoffnung hat sich im großen Ausmaß erfüllt. Schon vom 3. September 1773 datiert das 1797 durch seinen Tod rechtskräftig gewordene Testament Wenzingers, das die größte Zustimmung brachte. Es ist alte Freiburger mündliche Überlieferung, die mein Vater mir in meiner Jugend oft erzählt hat, daß der Stadtbaumeister, Maler und Bildhauer Christian Wenzinger um Katharinas Hand angehalten und sie ihm zur Antwort gegeben habe: sie könne nicht seine eheliche Hausfrau werden, sie habe schon für zu viele Kinder zu sorgen. Denn sie habe alle „Armen und Kranken der Stadt zu ihren Kindern angenommen“. Er möge ihr helfen, diese zu versorgen. Wenzinger blieb tatsächlich auch unverehelicht. Wie Sautier erzählt, „vereinbarte er“ schon 1764 mit der Jungfer Egg gemeinschaftlich den großen Entschluß der Spitalstiftung, und mit seinem Tod (1797) floß sein Vermögen in Höhe von 70 000 Gulden in die Eggsche Spitalstiftung²⁶. So waren in drei Jahrzehnten 110 000 Gulden von dem edlen Stifterpaar dem Spitalfonds zugeflossen.

Wenn heute zahllose Medizinstudierende und viele Lehrer der Medizinischen Fakultät durch die Straßen der Stadt gehen, so mögen sie manchmal an dem einfachen Haus in der Gerberau n. 34 haltmachen und sich sagen, daß in diesem Hause die Wurzel des weitverzweigten Baumes der vielen Freiburger Universitätskliniken gepflanzt worden ist — anno 1767 — durch Jungfrau Katharina Egg.

4.

Das Spital und Clinicum in der Herrenstraße

1777—1829

Die Bitte im Eggschen Testament, es möge bald ein geräumiges Gebäude erstellt und das Armenspital dort hinein verlegt werden, wurde von Stadt und Universität ernst genommen. Der Stadtrat und „Baudirektor“ Christian Wenzinger war eifrig bemüht, ein geeignetes Haus zu finden, und im Jahre 1775 erwarb die Stadt die alte „Sapienz“, das von Professor und Weihbischof Johannes Kerer im Jahre 1497 gestiftete Studenten-Kollegium mit Kapelle, deren spätgotische schmale Eingangstür und im selben Stil ausgeführte Ostfensterwand heute noch in der Herrenstraße 2a dem Beschauer auffallen²⁷. Die Studentenwohnungen wurden in die

²⁶ Sautier, S. 248 und 250.

²⁷ Über die alte Sapienz vgl. Ludwig Klaiber, Miniaturen aus dem Statutenbuch des Collegium Sapientiae in Freiburg i. Br. 1497, Festgabe für Jos. Rest, Freiburg 1934 und Fr. X. Werk, Nachrichten über das Collegium Sapientiae, Freiburg, Universitäts-Programm 1839. Die steinerne Porträt-Gedächtnistafel Kerers befand sich bis 1775 in der Sapienzkapelle und wurde dann in die westliche Chorwand der Universitätskirche eingemauert (Klaiber S. 9).

alte Burse neben die neue Universität in der Bertholdstraße verlegt. Wenzinger begann 1775 den inneren Umbau des Gebäudes in der Pfaffengasse für den neuen Zweck²⁸ und erbaute nach Norden einen geräumigen Anbau bis zur Ecke der Außmannstraße. Wer heute vor den beiden Häusern Herrenstraße 2a und Außmannstraße 18 die Herrenstraßen-Stirnwand betrachtet, erkennt unschwer, daß das heute sichtbare dritte Stockwerk beider Häuser später (erst im 19. Jahrhundert) aufgesetzt ist. Der Wenzingersche Gesamtbau wies über dem Erdgeschoß nur noch ein Stockwerk auf. Darüber erhob sich das Dach. Auch war der Eckhausbau nach der Nordrichtung um zwei Fenster kürzer, wie sich heute noch im Innern an der starken Hauswand erkennen läßt, deren Durchbrechung mit tiefen Türen im heutigen zweiten Stock noch deutlich erkennbar ist. Im ganzen also zweistöckig (nach Freiburger Ausdrucksweise) und durch Wenzinger bis zur heutigen Straßenecke verlängert und in die Außmannstraße hinein fortgeführt mit klassizistischer Haustüre in der Außmannstraße, mit breiter Treppe im Innern, so wurde aus den beiden Häusern ein geräumiger Spitalbau, in dem 1777 das Armenspital²⁹ und 1787 auch das sogenannte Gutleuthaus an der Basler Landstraße zusammengelegt wurden³⁰. Die Anzahl der Krankbetten betrug 30. Dafür war das Spital wirklich geräumig und schön. In der von Wenzinger umgebauten und erweiterten Sapienz schienen nun die Kranken gut untergebracht und gepflegt. Da kamen die neuen Franzosenzeiten über Freiburg und die rechtsrheinischen Lande, und alsbald füllten sich die Krankenzimmer mit Kriegsopfern. Die ehemalige Höchstzahl von 30 Kranken wurde weit überschritten. Damals rief die Stadt erstmals als Pflegerinnen barmherzige Schwestern vom ehemaligen Straßburger Mutterhaus in die Klinik. Durch die Revolution aus dem Elsaß vertrieben, hatten einige von ihnen 1792 in der rechtsrheinischen Bischofsresidenz zu Ettenheim Krankenpflege und Kinderunterricht unter den dortigen Emigranten übernommen. 1798 rief der Stadtrat durch den Spitalpfarrer Johann Nepomuk Leontius Müller drei elsässische Schwestern zur Übernahme der Pflege in das überfüllte Spital an der Außmannstraße. Diese blieben auch, als von 1804 an die elsässischen Städte die vertriebenen Schwestern wieder in ihre Spitäler zurückerbat, und insbesondere wurde die in abenteuerlichen Kriegschicksalen bewährte Oberin Marianne Farnbiehler eine bemerkenswerte Gestalt in der Freiburger Klinik. Sie arbeitete von 1804 als Schwester und von 1808 bis 1816 als Oberin in der Freiburger Klinik, kehrte dann ins Elsaß zurück und starb 1852 als Oberin in Schlettstadt im hohen Alter von 85 Jahren, von denen sie 65 Jahre im Krankendienst verbracht hatte³¹.

Daß die Straßburger Schwestern 1816 mit den letzten französischen Lazarettinsassen über den Rhein zogen, hatte seinen Grund nicht nur in der Not im Elsaß, wo das neueröffnete Mutterhaus nicht genug Schwestern aufbringen konnte, um den Anforderungen zu genügen, sondern wohl auch darin, daß durch Badens Frontwechsel nach der Leipziger Schlacht das Bewußtsein der politischen Trennung zwischen rechts- und linksrheinischen Alemannen in den Vordergrund trat. Nach Waterloo war der Feind besiegt, und kühl ließ die Freiburger Behörde mit den letzten verwundeten und besiegten Feinden auch die ihm jetzt zugerechneten welschen Schwestern ziehen. Nur eine blieb zurück und pflegte in weltlicher Tracht noch eine Zeitlang weiter, bis sie

²⁸ Sautier, S. 84.

²⁹ Sautier, S. 248.

³⁰ Schreiber, Freiburg und Umgebung (1838) S. 301.

³¹ M. Dogeleis, Erlebnisse der elsässischen Barmherzigen Schwester Maria Anna Farnbiehler während der großen Revolution, Colmar 1922. — Clemens Scherer, Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern von Straßburg, Saaralben 1930, S. 101—110.

selbst auf dem Wiehre-Friedhof zu Grab getragen wurde, dann waren die Barmherzigen Schwestern in Freiburg vergessen.

Am 27. Dezember 1846 zogen erstmals wieder sechs Schwestern aus dem Straßburger Mutterhaus in die Freiburger Klinik ein, wo sie bald nebenan ein eigenes Mutterhaus gründeten, dessen Töchter heute noch in den meisten Universitätskliniken pflegen.

5.

**Das Heiliggeistspital im neuen Heim an der Merian- und Gauchstraße
von 1800 an**

Inzwischen war auch die Zeit gekommen, da das alte Heim des Heiliggeistspitals am Münsterplatz verlassen wurde, weil das ausgedehnte Gebäude durch Zu- und Umbauten und Verwahrlosung unwohnlich geworden war. Die Stadt verkaufte an Private den ganzen Häuserblock, auf dem sich in der Mitte der Münsterplatzfront das Gasthaus zum Geist, daneben nordwärts das Herzogsche und südwärts das Kapferersche Kaufhaus, dann an der Münsterstraße und Kaiserstraße das Konzert- und Gesellschaftshaus der Museums-gesellschaft und dann mehrere Geschäftshäuser an dieser Straße erhoben. Das Heiliggeistspital aber zog in das ehemalige Klarißsenkloster, das nördlich an das Rathaus sich anschließt. Dort ist es bis heute geblieben, hat sich aber 1883 das städtische Pfründnerhaus am Rotteckplatz westlich vorgebaut und 1894 die Kartause am Johannisberg als ländlichen Filialbesitz hinzuerworben.

6.

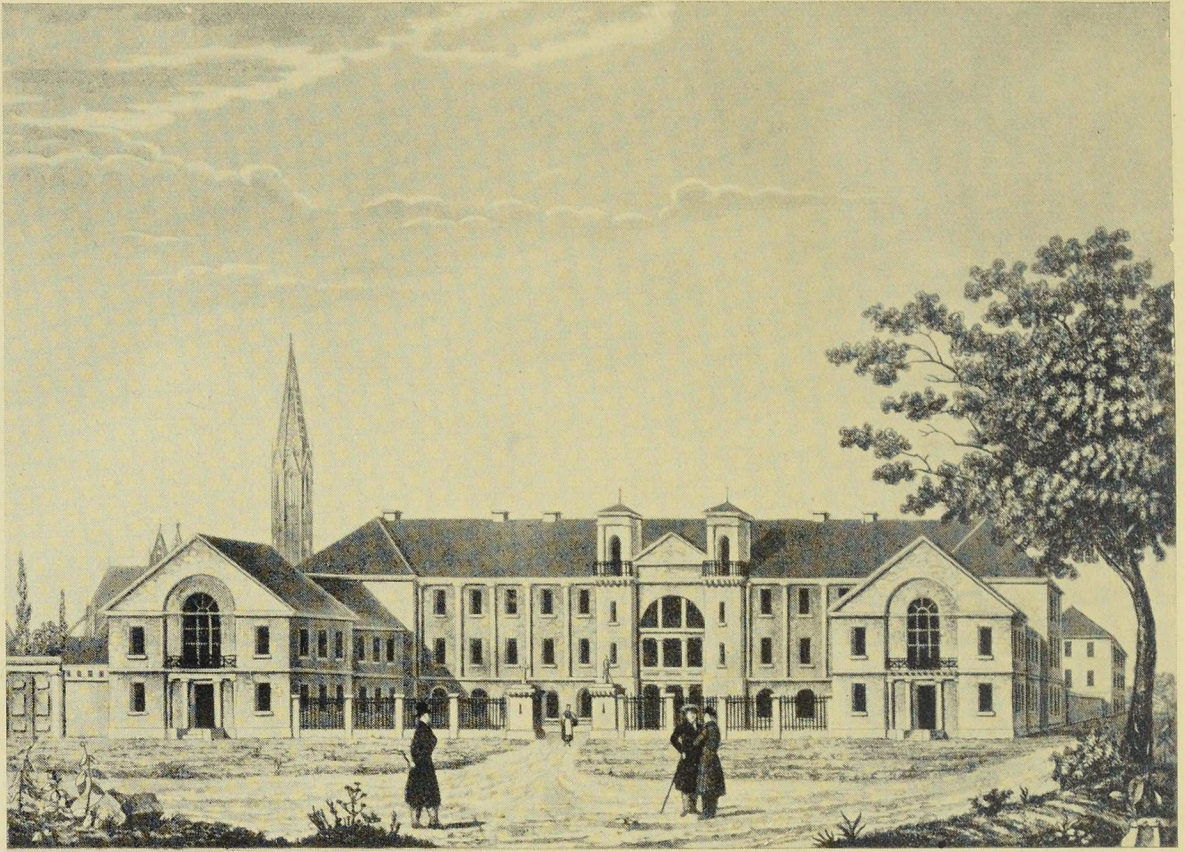
**Das Wenzingerspital und Klinikum an der Albertstraße
von 1829 an³²**

In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts erwies sich auch das Spital in der alten Sapienz in der Herren- und Nußmannstraße als zu klein. Archivdirektor Friedrich Hefele hat über die Anregung des Kreisdirektoriums beim Stadtamt zum Neubau einer Klinik, über die durch den Chirurgen Alexander Ecker und dem inneren Kliniker Karl Heinrich Baumgärtner aufgestellten Forderungen der medizinischen Fakultät an den Kreisbaumeister Arnold und über die Wahl des Bauplatzes ausführlich berichtet in seinem Heimatblatt „Dom Bodensee zum Main“ n. 34: „Aus Freiburgs Baugeschichte“³³ (1929).

Das Spital in der Albertstraße stellte sich nach der Abbildung bei Hefele S. 29 als ein Stockwerk niedriger als heute vor. Dadurch ragten die heute mit ihren obersten Geschossen in den 4. Stock einbezogenen beiden Türmchen rechts und links des nördlichen Haupteingangs noch über das Dach empor und gaben dem Ganzen den Eindruck eines Hôtel Dieu, eines Gasthauses Gottes. Betrat man durch diesen Haupteingang den Bau, so stand man, nach Durchquerung des breiten Ost-West-Korridors, gleich vor einer monumentalen Türe, deren größerer Rahmen heute zum Teil zugemauert nur noch eine normale Tür umschließt. Das war der Eingang zu der an

³² Anmerkung der Schriftleitung: 27. November 1944 beim Bombardement zerstört.

³³ Außer Hefeles Arbeit berichtet über diese Anstalt auch Emil Thoma, Das Krankenspital zu Freiburg i. Br. und dessen Verwaltung, Freiburg 1890. Über seine im folgenden zu beschreibende damalige Einrichtung vgl. Schreiber in seinem oft zitierten Buch: Freiburg und seine Umgebung 1838.



Aufnahme Röbke

Krankenspital. Nach einer Aquatinta von C. Rösch in den Städt. Sammlungen in Freiburg.

der Südwand entlang ziehenden Spitalkirche. Dem inneren Eingang gegenüber führte ein Ausgang in den Garten. Noch heute ist in der Südwand von außen der große steinerne Türrahmen sichtbar, der nur noch ein Fenster umschließt. Die Spitalkirche ragte durch zwei Stockwerke empor. Der nördliche Korridor war im zweiten Stock offen zur Kirche und gab mit einer westlichen Empore den Bewohnern des zweiten Stockwerkes Gelegenheit, von da aus die Messe und Predigtgottesdienst mitzufeiern.

Der Hochaltar in strengem Klassizismus, aus dicken schwarzen Marmorplatten gebaut, stand an der Ostwand. Bis 1879 wurde hier täglich heilige Messe gelesen. Dann verlangte die Spitalverwaltung den Umbau der Kirche im Erdgeschoß für Verwaltungsräume, im Obergeschoß für einen Krankensaal mit 15 Betten. Die barmherzigen Schwestern verzichteten auf ihr bisheriges Anprachezimmer und die Oberin auf ihr Schlafzimmer, und so gewannen sie Raum für eine kleine Kapelle, in der der bisherige Nebenaltar der Spitalkirche aufgestellt und von einer kunst sinnigen Schwester Theodolinde und deren Schwägerin, Frau Professor Nieß, um 1900 mit dem neugotischen vergoldeten Schnitzwerk geziert wurde, mit dem er noch heute in der seitdem wieder etwas vergrößerten Hauskapelle der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik sich dem Auge darbietet.

Die Reste des alten Hochaltars habe ich im Winter 1943/44 noch auf dem Speicher gesehen. Der marmorne Tabernakel und dessen marmorne Türe ist noch erkennbar, ebenso die starken Marmorstufen und die mächtigen Marmortafeln der Retable. Was

aus dem sicher vorhanden gewesenem Altarbild geworden, weiß ich nicht. Die 1923 noch vorhanden gewesenem Marmorsäulen sind seitdem verschwunden.

Kehren wir zum Nordeingang der damaligen Klinik zurück, so war im Erdgeschoß östlich der Kapelle die Ökonomie und die Wohnung des einzigen Assistenzarztes gelegen, im westlichen Teil war die Verwaltung eingerichtet. Im mittleren Stock schloß sich westlich die Kapelle der Frauenklinik und Gebäranstalt, östlich die chirurgische Klinik an, während der ganze dritte Stock der medizinischen Klinik gehörte, deren Hörsaal über der Kapelle lag. In den nach Norden vorspringenden Seitenflügeln, die damals auch noch ein Stockwerk weniger hatten als heute, waren zwei große Operationsäle mit Bänken und Galerien für die Studierenden eingebaut. Für die 150 Krankenbetten standen 22 Räume, teils Säle, teils Einzelzimmer zur Verfügung.

Im Jahre 1864 wurden die dritten Stockwerke auf den Seitenflügeln, 1882—1884 das vierte Stockwerk auf den Mittelbau aufgestockt. In demselben Jahrzehnt begannen auch die Neubauten der sich aus der alten Klinik lösenden Sonderkliniken.

Im Jahre 1836 waren nur drei ordentliche Professoren und Klinikdirektoren in der Albertstraße tätig: der innere Kliniker Dr. Baumgärtner, der Chirurg und Nachfolger Alexander Eckers, Dr. Beck, und der Frauen- und Hebearzt Dr. Schwörer. Für den Kenner Alt-Freiburger Familiengeschichte besagen besonders die beiden letzten Namen viel.

7. Die Sonderkliniken

Als die Zahl der Kranken und die Spezialisierung des medizinischen Unterrichts wuchs, half man sich zuerst mit festen „Baracken“ im Spitalgarten: 1873—1874 wurde für die medizinische Klinik eine solche mit 20 Betten ausgebaut, 1880 eine zweite für die chirurgischen Kranken. Schon 1868 war jedoch eine eigene Frauenklinik, 1876 die Augenklinik erbaut worden. 1884—1887 folgte die weitläufige psychiatrische Klinik, 1888—1892 die chirurgische, die um 1900 noch einen Neubau an der Ecke der Albert- und Kaiserstraße zur Ergänzung erhielt. Erweiterungen des Stammhauses an der Albertstraße wurden durch Erwerb des Schulhauses und des sogenannten Kuenzerhauses an der Kaiserstraße erreicht. Aber allmählich erwies sich doch die medizinische Klinik als allzu klein. Und so entschlossen sich Staat und Stadt zu einem großen Neubau der medizinischen und chirurgischen, der Haut-, Hals-, Nasen- und Ohrenklinik und einer Kinderklinik. 1912 wurde Stadtbaumeister Gruber mit dem Entwurf beauftragt, der 1914 ausgeführt werden sollte. Da warf der Weltkrieg alle Pläne um, und erst 1923 schlossen Staat und Stadt einen neuen Vertrag, wonach die rein staatlichen (mit Ausnahme der psychiatrischen) und die gemischt-staatlich und städtischen Betriebe in einem gemeinschaftlichen Klinikbetrieb unter staatlicher Oberaufsicht zusammengefaßt werden, worin drei Fünftel der Bau- und Betriebskosten der Staat und zwei Fünftel die Stadt aufzubringen hat. 1926 wurde von dieser Klinikgemeinschaft der Neubau beschlossen, den Oberregierungsbaurat Lorenz nach neuen Plänen ausführen sollte mit 300 Betten der inneren Klinik, 400 der chirurgischen (darin 70 für Orthopädie), 300 Betten der Frauenklinik und 80 Betten der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik. Ende der zwanziger Jahre wurde ein großer Teil der Bauten ausgeführt, und 1931 zogen die medizinische und chirurgische Klinik in den Neubau an der Hugstetter Straße ein. Da unterbrach der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nochmals den Klinikbau.

J. Fr. Oberlins „Schul- und Erziehungsreise“ in die Markgrafschaft Hochberg

Von Wilhelm Heinsius

Das 18. Jahrhundert ist das Zeitalter der mit Begeisterung und großem Optimismus unternommenen Versuche der Menschenbildung und Menschenbeglückung. Schon lange vor dem großen Umbruch durch die französische Revolution wurden pädagogische und volkswirtschaftliche Fragen von den Publizisten mit leidenschaftlichem Eifer erörtert. Mit den fruchtbarsten Boden in Deutschland fanden jene neuen Gedanken im Herrschaftsgebiet des Markgrafen Karl Friedrich von Baden (1746—1811). Die Zeitgenossen rühmten ihn als das Muster eines trefflichen Regenten, der in einer hohen Auffassung seines fürstlichen Berufs unermüdet für das Wohl seiner Untertanen sorgte, und obwohl seine politische Macht nur gering war, genoß er doch in ganz Deutschland ein hohes moralisches Ansehen. In planvoller und beharrlicher Arbeit suchte er die Ideen der in Frankreich aufgekommenen nationalökonomischen Schule der Physiokraten zu verwirklichen, sein Hauptaugenmerk galt der Verbesserung der Landwirtschaft. Auch die Fragen der innerstaatlichen Ordnung, des Schulwesens und der Armenversorgung beschäftigten ihn immer von neuem. Ihm zur Seite stand eine Reihe von trefflichen Mitarbeitern und Ratgebern, der Minister Wilhelm von Edelsheim, der Kammerpräsident Christian Heinrich von Gayling, der spätere Organisator des Großherzogtums Baden, Johann Nikolaus Friedrich Brauer. Zu den bedeutendsten Beamten der alten Markgrafschaft Baden gehörte ohne Zweifel Goethes Schwager Johann Georg Schlosser (1739—1799), der 1773 in den Dienst des Markgrafen Karl Friedrich trat, nachdem er sich durch seine literarische und publizistische Tätigkeit in seiner Vaterstadt Frankfurt bereits einen bekannten Namen erworben hatte. Er war zuerst in der markgräflichen Residenz Karlsruhe Mitglied des Hofratskollegiums, aber bald nach seiner Vermählung mit Goethes Schwester Cornelia finden wir ihn als Oberamtsverweser in Emmendingen. Es mochte gerade einen Mann wie Schlosser, dessen schroffe und bisweilen eigensinnig rechthaberische Art sich wenig zur Mitarbeit in einem Kollegium eignete, gelockt haben, in einem großen und völlig isolierten Oberamt, der alten Markgrafschaft Hochberg, die damals in 29 Gemeinden etwa 20 000 Einwohner zählte, eine Art selbständiger Regent zu sein¹. Hier hatte er das interessanteste Versuchsfeld für seine nicht selten von den Bahnen der Physiokraten abweichenden volkswirtschaftlichen und volkspädagogischen Gedanken. Zugleich verstand er es, das Amtshaus in dem bescheidenen Landstädtchen Emmendingen, das er selber kaufte und nach seinem Geschmack umbauen ließ, in einen kleinen Musensitz zu verwandeln. Bekannt sind seine Beziehungen zu den Elßässern Pfeffel und Cerse, zu den Schweizern Lavater, Füßli und Iselin, und die Besuche Goethes in

¹ Eberhard Gothein, Johann Georg Schlosser als badischer Beamter. Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge 2. 1899.

Emmendingen in den Jahren 1775 und 1778 gehören heute noch zu den reizvollsten Erinnerungen der kleinen Stadt.

An der Spitze des Kirchen- und Schulwesens der Markgrafschaft Hochberg stand zu gleicher Zeit Kirchenrat Nikolaus Christian Sander (1722—1794), Pfarrer und Dekan in K ö n d r i n g e n, ein Mann von gründlicher Bildung und ausgedehnten Beziehungen, an dessen Unterhaltung auch Schlosser Gefallen fand — die 1775 in Emmendingen gegründete Lesegesellschaft ist beider Werk —, mit dem er aber gerade in Schul- und Erziehungsfragen in eine immer heftigere Gegnerschaft geraten sollte. Kirchenrat Sander, der aus einem Markgräfler Pfarrergeschlecht stammte, hatte als Student in Halle in den berühmten Schulstiftungen August Hermann Franckes die pädagogischen Grundsätze des deutschen Pietismus kennengelernt und hatte nach seiner Rückkehr in die Heimat allmählich den bedeutendsten Einfluß auf die Lehrerbildung und die Neugestaltung des Volksschulwesens in der ganzen Markgrafschaft Baden gewonnen. Zu seinen Schülern gehörte auch Gottfried Konrad Pfeffel in Kolmar, der als Enkelsohn des Pfarrers im benachbarten Mündingen in den Jahren 1750 und 1751 bei Sander die letzte Vorbildung für die Universität erhalten hatte und ihm ein dankbares Andenken bewahrte. Sanders Name als Schulreformer hatte auch jenseits der engen Grenzen der alten Markgrafschaft Baden einen guten Klang. Seine pädagogischen Fähigkeiten vererbten sich auf seinen Sohn Nikolaus Sander (1750—1824), Professor am Gymnasium illustre in Karlsruhe und Mitglied des lutherischen Kirchenrats, der sich um das höhere Schulwesen in Baden nicht geringere Verdienste erwarb als um das Zustandekommen der Union im Jahre 1821.

Es ist kein Zufall, daß uns die Namen Sander und Schlosser in dem in vieler Hinsicht interessanten Reisebericht eines jungen österreichischen Adligen, des Grafen Niklas von Galler, begegnen, der im Jahre 1785 eine Studienreise durch das badische Oberland machte, um als Kameralist die Zustände des Landes und das Wesen seiner Verwaltung in allen Einzelheiten kennenzulernen². Wenige Jahre vorher war bei Kirchenrat Sander in Köndringen und bei dem Geheimen Hofrat Schlosser in Emmendingen ein damals noch wenig bekannter elsässischer Landpfarrer eingekehrt, Johann Friedrich Oberlin aus Waldersbach im Steintal, der ebenso begierig war, in dem Musterländchen des Markgrafen Karl Friedrich das Schulwesen, die Polizeiordnung und die Fortschritte auf dem Gebiet der Landwirtschaft kennenzulernen. Der Straßburger Kandidat der Theologie hatte seit dem Jahre 1767 in jenem vergessenen Winkel der Vogesen eine Wirksamkeit besonderer Art entfaltet. Er sah sich einer Bevölkerung gegenüber, bei der bittere Armut mit einem beklagenswerten Tiefstand des Kirchen- und Schulwesens Hand in Hand ging. Sein trefflicher Vorgänger Johann Georg Stuber hatte besonders in der Verbesserung des Schulunterrichts schon einen verheißungsvollen Anfang gemacht, aber es blieb noch unendlich viel zu tun, und der junge Mann mußte immer von neuem gegen die Mauern tief eingewurzelter Vorurteile und dumpfer Trägheit anrennen, bis es ihm gelang, seine Steintäler zu „Menschen, Bürgern und Christen“ zu bilden. Es war eine Arbeit, die außergewöhnliche Geduld und Stetigkeit erforderte, um endlich zu dem Erfolg zu führen, der Oberlins Name weit über seine elsässische Heimat hinaus bekannt und berühmt gemacht hat, und so kam es, daß der lebhafteste, vielseitig begabte und interessierte Mann, der einmal gesteht, daß er von Jugend auf einen unaussprechlichen

² Das Badische Oberland im Jahre 1785. Reisebericht eines österreichischen Kameralisten, mitgeteilt von Bernhard Erdmannsdorffer. Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. 3. Blatt 1893.

Hang zum Reisen gehabt habe, sein ganzes Leben lang in unentwegter Treue dem abgelegenen Steintal verhaftet blieb. Abgesehen von seinen Besuchen in Straßburg, wo er einen großen, für seine gemeinnützigen Bestrebungen aufgeschlossenen und opferwilligen Freundeskreis besaß, hat er nur zwei kleine Reisen unternommen, um die Schulverhältnisse und die ökonomischen Errungenschaften in der badischen Markgrafschaft Hochberg kennenzulernen und Freunde im Oberelsaß zu besuchen, die eine im Januar 1778, die andere im August 1780.

Während in der zuverlässigen Oberlin-Biographie von Camille Leenhardt³, einer Neubearbeitung der 1831 von Ehrenfried Stöber verfaßten *Vie de J.-F. Oberlin*, nur der zweite Reise erwähnt und dementsprechend Oberlins erste Begegnung mit G. K. Pfeffel in Kolmar in das Jahr 1780 verlegt wird, hat Herr Robert Jung in Straßburg unter Familienpapieren ein bisher unveröffentlichtes Manuskript Oberlins entdeckt und herausgegeben⁴, das aus dem Jahre 1778 stammt und auf 16 eng beschriebenen Seiten in Oberlins charakteristischer, fester und zugleich zierlicher Handschrift die Aufzeichnungen enthält, die sich Oberlin während seiner „Schul- und Erziehungsreise“ nach dem badischen Oberland gemacht hat, einer Reise, „von welcher“, wie er selber sagt, „ich so viele Satisfaction hatte, daß, so rar bei einem Steintäler Pfarrer das Geld ist, ich sie nicht um hundert Thaler gebe“. Auch über die zweite Reise im Sommer 1780, die Oberlin noch einmal nach Köndringen und Emmendingen und auch nach Freiburg im Breisgau führte, findet sich unter den Familienpapieren im Besitz von Herrn Robert Jung in Straßburg eine allerdings viel kürzere Aufzeichnung „Product der Reise nach Straßburg, Köndringen, Emmendingen, Freiburg“⁵, in der Oberlin unter 40 einzelnen Nummern in bunter Reihenfolge anführt, was er an Anregungen für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens und der sozialen und ökonomischen Lage im Steintal empfangen und wie ein guter Haushalter sorgfältig zur Notiz genommen hatte. Nur einige Beispiele: „Die Art, junge Bäumlein doppelt anzubinden mit zwei Strohseilen. — Im Sommer längerer Gottesdienst und mehr Kinderlehr. — Sage den Anciens: ‚Wer mich lieb hat, hilft im Anfang und Eingang der Kirche, ehe ich komme, Ordnung halten.‘ — . . . Alle Kinder, hier so höflich, geben geküßte Hände — suche dazu deine Steinhäler Jugend durch eigenes Handreichen zu gewöhnen — es ist aber sehr beschwerlich — bequemer, aber nicht so liebeverbindend ist eine höfliche Verbeugung. — Theile den Schuhl-Maistern eingebundene Schreibbücher aus, darein jeder für sich die Reglemens d’Ecole eintrage — du aber zeige ihnen, wie sie sie eintragen und numerotieren sollen. — Die Producte der Freyburger Normal-Schuhle übertrafen weit weit alle meine Erwartungen. — Kein Sonntag seye mehr ohne Katechisation — immer das alte Pensum kurz wiederholt, und ein neues dazu. — Verkehre die Ordnung der Schüler — damit die Liederlichen vornen sitzend können beobachtet werden, dessen die Braven nicht nöthig haben. — Sobald geöhmdet ist, so miße einen schlechten Theil der Matte, brich ihn um — laß ihn den Winter hindurch liegen — im Frühjahr äge, säe Habern und äge wieder. Durch dies Geheimnis hat Herr Kirchen Rath so außerordentlich schönen Habern bekommen, daß er 36 Gulden von einem Stück gezogen, da ein eben so großer Platz Weizen nur 24 Gulden getragen hätte.“

³ Camille Leenhardt, *La Vie de J. F. Oberlin 1740—1826*. Paris und Nancy 1911.

⁴ Ein bisher unbekanntes Manuskript J. Fr. Oberlins aus dem Jahre 1778, mitgeteilt von Robert Jung. *Cahiers Alsaciens* Nr. 11, September 1913.

⁵ Das Manuskript von 1780 habe ich durch die Güte von Herrn Dr. Robert Jung in Straßburg selber zur Einsicht erhalten.

Während hier nur eine kurze Notiz an die andere — fast könnte man sagen ein Rezept an das andere — gereicht ist, bietet der Reisebericht vom Januar 1778 Oberlins persönliche Eindrücke von Menschen und Landschaft und viele reizvolle Einzelheiten. Oberlin, der ein gewandter und mutiger Reiter war, machte die Reise allein und zu Pferd. „Bei bösem Wetter“ brach er am 26. Januar um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr in Waldersbach auf und kam bei Nacht in Weiler an, wo er im „Dauphin“ wohl logierte. Am andern Morgen ritt er durch das Weilertal nach Schlettstadt: „Die Stadt gleicht einem Puppenkasten, so niedlich ist sie — man ist galant, vortrefflich bewirtheet — dies alles hat das Städtgen ohne Zweifel der französischen Garnison zu danken — aber zum Schaden; denn Sitten und Religion scheinen im nemlichen Verhältnis herunter gekommen zu sein. Herr F., Chirurgus zu Diler, von Schlettstadt gebürtig, versicherte mir dieses letztere und behauptet: die Stadt und Einwohner wären vor 10 Jahren nicht so artig aber ungleich frömmere gewesen.“

„Es ist immer ein großes Unglück für eine kleine Stadt, eine müßige etc. Garnison zu haben. Die Gefahr ist ungleich größer, wo keine Kasernen sind, und die müßigen Soldaten u. ihre noch müßigern Officiers beim Bürger logieren.“

„Da aber Garnisonen nun nöthig sind, wäre zu wünschen,

1) daß an allen solchen Orten Kasernen wären.

2) Soldat und seine Oberrn immer stark beschäftigt würden durch (1) exerciren, (2) auspußen ihres Geräths etc., (3) täglichen Unterricht, wie auch verschiedene Regimenter oft thun, (4) öffentliche Arbeiten an Wegen etc., zum gemeinen Nutzen.“

Diese Ausführungen sind charakteristisch für Oberlins starkes Interesse für alles Militärische. Er gesteht selber einmal, daß ihn seine Neigung von Jugend auf zu den Waffen und den Kriegswissenschaften gezogen habe, und er hatte sich schon entschlossen, die ihm angebotene Stelle eines Feldpredigers in einem französischen Regiment zu übernehmen, als ihn Johann Georg Stuber dafür gewann, sein Nachfolger in Steintal zu werden.

Um 1 Uhr verläßt er Schlettstadt, wo er im „Bock“ logiert hatte, und die Reise ging weiter „durch Gegenden, die weit und breit unter Wasser standen, welches hier und dar mit der Route fast in gleicher Höhe war. Man sagte mir, dies geschähe des Jahres mehr als Einmal.“

„In 7 Viertelstunden war ich zu Markolsheim, ein ansehnlicher Flecken, der reiche Bürger zu haben scheint. Dort nahm ich einen kleinen Geleitsmann. Der Weg war wüß, wässerig, morastig, breit. Man könnte mit Ersparung vieles Plazes gar leicht eine Art Route aufwerfen.“

„Ich kam endlich durch ein Wäldchen an die Redoute, so einen Büchschuß weit vom Rhein gebaut ist. Eine gute, wohl unterhaltene Jägers Wohnung. Dessen Gärten und Felder waren alle mit einem korbähnlichen, mehr als Mannshohen Hag von Weidenästen umflochten.“

„Am Rhein ruhte ich lange, endlich kamen einige Schiffleute, auf mein Pferd fluchend, nahmen mich in ein breit Fährschiff auf — wir fuhren an eine Insel, stiegen aus, gingen über die Insel zu Fuß, setzten uns wieder in ein anderes Fährschiff, u. kamen glücklich unten am zerstörten Schloß Simburg an.“

„Der enge Weg ging sodann unten an einem Leimen Berge hin, von dem große Klumpen herab zu rutschen u. uns zu begraben oder in den Rhein zu schleudern drohten. Kurz vorher war bei starkem Regen der Weg durch einen solchen Sturz verschüttet, aber darauf wieder brauchbar gemacht worden.“

„Es war 5 Uhr abends. Der ganze Trupp Schiffleute führte mich nach dem Dorf Sasbach, damit ich ihnen dort zu trinken bezahlte. Die Fahrt kostete mich und das Pferd 12 S. und das Trinken etwas mehr. Ob die Schiffleute gleich die Hälfte des Fahrgeldes ziehen, so geht es doch oft denen übel, von denen sie kein Trinkgeld hoffen. Der alte, ehrwürdige Decanus, Pfarrer des Dorfes, erzählte mir, daß diese Unmenschen vor kurzem eine ganze Familie die Nacht durch auf der Insel durchschnattern ließen.“

In dem vorderösterreichischen Dorf Sasbach übernachtete Oberlin bei einem Wirt, „bei dem ihn doch der gute Wille um ein Drittel weniger kostete als anderswo die gute Aufwartung“, besuchte den katholischen Dekan und erstand um 5 Kreuzer das neueingeführte „ABC oder Namenbüchlein, zum Gebrauche der Oesterreichischen Normalschule. Wien und Freyburg im Breisgau 1777“, das „allerley artiges und nützliches“ enthält. Allerdings ist es nur geheftet und aus unplaniertem Druckpapier, „sodaß die Kinder in wenig Wochen es müssen zerrissen haben“.

„Mittwoch, dem 28., setzte ich meine Reise weiter gegen Kindringen⁶ und Emmendingen fort. Es war ziemlich kalt, dunkel, auf der Höhe neblig. Doch konnte ich sehen, daß ich zur Rechten eine unvergleichlich schöne Kette von kleinen Leimen Bergen hatte, die meist mit Reben angepflanzt waren. Ein mir ganz neuer Anblick! Berge, die wie hingepflanzt scheinen, von unsern Steintäler Bergen durch ihre natürliche, regelmäßige Lage und Figur ganz verschieden. Ueberdies wie Amphitheater angebauet, eine Menge horti pensiles! Der Leimen gleich einer Mauer über Mannshoch gerade abgeschnitten, sodann oben ein ebenes Stück Reben, wieder ein Leimen Mauer, wieder Reben und so bis hinauf.“

Die Wege waren besser, als Oberlin es vermutet hatte, „meist auf beiden Seiten mit Gräben versehen und in der Mitte erhöht“. Schlecht werden sie erst in der Nähe von Endingen, das Oberlin für ein „kaiserlich Freyes Reichstädtlein“ hält, „denn diese bedienen sich, um sich wie billig von dem Pöbel der anderen Orte auszuzeichnen, der Freyheit, in der Gesellschaft der Pferde und Wagen bis über die Knie, wenigstens über die Knoten im Koth zu watten und oft stecken zu bleiben. Ein neuer Beweis, wie schädlich für das Menschengeschlecht eine allgemeine Freyheit wäre, bey noch jeziger Gesinnung der meisten Menschen, die nichts weniger als so wie unser Heiland denken.“

„Ich kam bald nach Endingen, ein Frey Reichstädtgen. Ich wunderte mich sehr über den guten Geschmack, der bey den neuen Häusern angebracht war. Dennoch gefiel mirs nicht wohl hier. Zum Städtgen draus. Hier freute ich mich bald aus dem Freyheitsmäßigen Koth des Stadtgebiets zu kommen. Die Wege gingen immer an dem zierlichen Gebürge hin. Eismals kam ich wieder auf eine trockene gute Route, es war im Gebiet des Fleckens Riegel. Welch breite Straßen, welche ansehnliche große Häuser! Welch ein Wohlstand der hiesigen Burger! Die Prinzessin von ... residirt hier.“ Gemeint ist die Prinzessin Elisabeth von Baden, eine Nichte des 1771 verstorbenen letzten Markgrafen von Baden-Baden, August Georg, und Enkelin der großen Markgräfin Auguste Sibylle. Sie wohnte im Winter in Freiburg und hatte im Sommer ihren Wohnsitz in dem Schlößchen in Riegel. Ihr ließ sich am 11. September 1785 der oben erwähnte junge Graf Galler durch den Obersthofmeister Grafen

⁶ Oberlin schreibt abwechselnd Köndringen und Kindringen, was der wohl noch mundartlich erhaltenen älteren Namensform Kündringen entspricht. Vgl. Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. 6. Band.

von Althann präsentieren und bemerkt dazu in seinem Reisebericht: „Diese Dame ist in einem Alter von 60 Jahren und verdient ihrer ohnbegrenzten Wohltätigkeit und Herablassung wegen eben so viel Hochachtung als Mitleiden, indem sie schon seit ein paar Jahren fast ganz blind ist.“

Von Kiesel kommt Oberlin „über die Thrisam und Else nach Kindringen, Markgräflisch badischer Herrschaft“. Was ihm zuerst auffällt, ist der gute Zustand der Wege und der Wiesen, Dinge, die im Steintal außerordentlich viel zu wünschen übrig ließen. „Neben den guten aufgeworfenen wohlunterhaltenen Straßen waren Gräben mit Schleusen versehen, mit deren Hülfe die schönen Matten gewässert werden. Wann die Matten nach u. nach zu hoch geworden, heben die Bauren die Wasen ab, führen oder tragen den Grund, der leicht über 100 Wägen ausmacht, in die Reben oder auf ihre niedrigen Felder, und säen sodann den schön verebneten Platz wieder mit Heusamen an.“

Der gute Zustand der Wiesen war in der That bemerkenswert. Von allen landwirtschaftlichen Reformen war unter Karl Friedrich keine mehr gefördert worden als die Einführung der Stallfütterung, welche die Umlegung der zur alten Allmende gehörigen Viehweiden in Wiesen und Ackerland ermöglichte. Auch Johann Georg Schloffer betrieb dieses Werk mit großer Sorgfalt und hatte dabei einen unermüdlischen Mitarbeiter in dem Kammerrat Enderlin, einem wohlhabenden Gutsbesitzer in Bözingen, der als begeisterter Anhänger der neuen landwirtschaftlichen Lehren von Karl Friedrich in die Verwaltung gezogen worden war⁸. Auch Graf Galler schreibt in seinem Reisebericht: „Der Wiesenaubau ist in der Markgräfschaft Hochberg überhaupt in der größten Vollkommenheit und wird daher andern Gegenden zum Muster vorgestellt. Die Wiesen oder sogenannten Matten werden mit vieler Sorgfalt und auf folgende Art zu einem besseren Ertrag gebracht: sie werden, soviel möglich, eben gemacht und daher die darauf befindlichen Erhöhungen abgenommen, die tiefsten im Gegenteil aufgefüllt. Man sucht ihnen, wo es thunlich ist, eine abhängige Lage zu geben: alles, damit kein Wasser darauf stehen bleibe; ist es aber nicht möglich, solches auf eben erwähnte Art zu bewerkstelligen, so werden besondere Abzugsgräben aufgeworfen. Statt des Dungs oder einer andern Art Besserung bedient man sich größtenteils nur des Wassers, dessen Leitung fast allgemein zu großer Aufnahme der Landwirtschaft künstlich eingerichtet ist. Im Frühjahr werden die Wiesen nur wenig und nur zu dem Ende bewässert, um das sich darauf aufhaltende Ungeziefer dadurch zu vertreiben. Den Sommer hindurch geschieht es ebenso selten und nur unter gewissen Umständen, als bei anhaltender großer Hitze. Im Herbst ist selbe am gewöhnlichsten. Bevor man aber zu wässern anfängt, werden die Wässerungs-Gräben sorgfältig geöffnet, gesäubert und so geführt, daß das Wasser auf alle Flecken geleitet werden könne. Des bei Eröffnung und Säuberung der Gräben ausgeföhrenen Wasens bedient man sich entweder zur Ausfüllung der Tiefen, oder derselbe wird auch auf Felder geführt, wo er die Stelle des besten Dungs vertritt.“

In seinem Bericht über die Herrschaft Rötteln fügt Graf Galler hinzu⁹: „Die Wiesenwässerungs-Einrichtung, die, wie ich nicht zu viel zu behaupten glaube, in diesem Oberamt zu einem besonderen Grad der Vollkommenheit gebracht ist, verdient die Aufmerksamkeit eines Reisenden. Die Wasserleitungen sind

⁷ Das Badische Oberland im Jahre 1785, a. a. O. S. 42.

⁸ Eberhard Gotthein, a. a. O. S. 32 ff.

⁹ Das Badische Oberland im Jahre 1785, a. a. O. S. 32.

geometrisch ausgeteilet, und jedem Besitzer eines Wiesenstücks ist die Zeit, wo er sich derselben bedienen darf, bestimmt. An vielen Orten werden die Wiesen auch im Spätjahr ohngefähr einen halben Schuh abgenommen; der Wiesesfluß, der sehr viel Schlamm mit sich führet, trägt in kurzer Zeit alles wieder auf. Als ein erprobtes Mittel, die Wiesen in bessern Stand zu setzen, wird auch die Umbrechung derselben auf etliche Jahre zu Ackerland, die frische Besäung mit Klee und vorzüglichem Grassoorten sehr empfohlen und öfters Gebrauch davon gemacht¹⁰.

Wenn man weiß, welch zähen Kampf Oberlin im Steintal um die Einführung der Stallfütterung und die Verbesserung der Wiesen geführt hat, kann man verstehen, mit welchem Wohlgefallen sein Auge auch in der Winterzeit auf den gepflegten Matten in der Umgebung von Köndringen ruhte. Das Dorf, das nach dem Bericht des Grafen Galler durch seinen Hansbau „jährlich eine beträchtliche Summe Geldes vom Ausland“ gewann, machte auf Oberlin den Eindruck großer Wohlhabenheit — vielleicht mehr, als es den wirklichen Verhältnissen entsprach, von denen Schlosser ein weniger günstiges Bild entwirft¹¹ —, und so fährt er fort: „Köndringen ist ein Dorf, dergleichen ich noch keines gesehen hatte. breite Gassen, hohe mächtige Häuser“ — in der That ist in Köndringen heute noch eine Reihe stattlicher Häuser aus dem 16. Jahrhundert erhalten — „und, was mich nicht wenig freute, keine oder fast keine Hunde, und doch wohlhabende und viele sehr reiche Bauern“.

„Das Land gleicht einem Paradies, und die Policen ist unvergleichlich. (Wenigstens gegen der im Steintal.)“

„In jedem Dorf ist ein Nachtwächter, dem alle Nacht zweien Bürger zugegeben werden, wovon der eine vor u. der andere nach Mitternacht wachet.“

„In jedem Dorf ein Bettelvoigt, mit Uniform. Kein Einheimischer darf betteln, fremde Handwerksbursche bekommen 2 Kreuzer, ihr Paß wird gestempelt, u. sie weiter geschickt. Dies geschieht aber soviel, daß es bisweilen des Markgrafen Gefälle fast aufzehrt.“

„Nachtschwärmer, und wanns auch die reichsten Söhne wären, müssen zur Strafe auf den Landstraßen arbeiten.“

„Auch Soldaten, die mit Urlaub heimkommen, entgehen, wo sie ausschweifen, dem Thurn oder Schlägen nicht, ungeachtet des Wiederredens der Stabsofficiere.“

„Die Armen werden mit allem nöthigen verpfleget. Bücher, Kleider, Winterkleider, Brod etc. bekommen sie soviel nach der selben Umständen nöthig, aber kein Geld, weil es ihnen gefährlich wäre. Reicht die Armenkasse nicht hin, so wird, insonderheit das Brodliefere, auf die Bürger vertheilt, u. wo sie es dem Armen, der mit Vorzeigung seiner vom Spezialat unterschriebenen Liste es bey den Bürgern hohlen soll, zu sauer machen, muß es der Bettelvoigt einfordern.“

„Alle jungen Leute müssen dienen und fremd Brod essen, sie mögen arm oder reich seyn; die Mägdelein bis ins 18. Jahr, die Mannsleute bis ins 25. Fordern sie zuviel Lohn, so wird ihnen der Lohn vorgeschrieben. Leidet etwann eine Wittwe dadurch Noth oder Schaden, daß ihre Tochter dienen muß, so wird ihr aller Schade vergütet. Kommt ein junger Mensch, der in einem andern Dorf dienet, nach Hause, ehe sein Dienstjahr aus ist, so darf er nicht in seiner Eltern Haus schlafen, wenigstens nicht ohne Erlaubniß. Er muß einen Nachtzettel haben. Bleibt er länger, so wird die Sache

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Eberhard G o t h e i n , a. a. O. S. 31.

untersucht. Ist er aus dem Dienst entlassen, so wird er zurück in den Dienst geführt. Ist seine Herrschaft zu hart und unbillig mit ihm umgegangen, so wird selbige gestraft, und ein wachsameres Auge auf sie gehalten. Aber der Knecht oder Magd muß seine Zeit aushalten. Auch darf sich keines vor Verfluß seines Dienstiabres verheurathen, oder aber muß auf eigene Kosten seiner Herrschaft jemand in Platz stellen. Weiß jemand keinen Dienstboten, oder ein Dienstbot keinen Herrn, so wird von Obrigkeit Wegen im Lande herum geschrieben. Keines darf sich nach eigenem Willen außer Land verdingen, wo hin es will. Gefällt einem die Landes Ordnung nicht, u. er entweicht außer Landes, so wird er vorgeladen, u. erscheint er nicht in der vorgeschriebenen Zeit, um sich der Strafe zu unterwerfen, so verliert er sein Bürger Recht.“

Noch mehr als für diese treffliche Polizeiordnung interessierte sich Oberlin für die von Kirchenrat Sander durchgeführte Ordnung des Schulwesens. Er mag mit gespannten Erwartungen die mächtige mit einem Steinbalustre-Geländer gezierte Freitreppe hinaufgestiegen sein, die dem im 18. Jahrhundert erbauten Köndringer Pfarrhaus heute noch ein herrschaftliches Ansehen gibt. Er wurde freundlich aufgenommen und unter den Notizen von seiner zweiten Badischen Reise im Jahre 1780 findet sich folgende Charakteristik des einflußreichen Superintendenten der Markgrafschaft Hochberg: „Herr Kirchen Rath Sander — von seinen Untergebenen sehr geliebt, ausnehmend verehrt — ist immer freundlich, liebevoll, nicht zu viel badinant, nicht bitter, nicht satirisch gegen Untergebene, aber fest und ernst.“ Auch der junge Graf Galler „freute sich schon lange im voraus auf die Bekanntschaft des würdigen Herrn Superintendenten Sander zu Kündringen“. Er besuchte ihn in Begleitung eines seiner Söhne, der als Assessor beim Oberamt in Emmendingen angestellt war, und schreibt: „Der Herr Kirchenrat empfing mich mit vieler Freundlichkeit und kam allen meinen Wünschen auf eine sehr gefällige Art zuvor. Er hat sich unter denen in den badischen Landen aufgestellten Herrn Specialen von jeher in mehrfachem Betracht, vorzüglich aber in Rücksicht auf die Landschulen, besonders ausgezeichnet und sehr viel gutes gestiftet. Er ist außer seinem Hauptfach, der Theologie, fast in allen Wissenschaften bewandert, ein Mitarbeiter der Berliner allgemeinen Bibliothek und seine gelehrte Korrespondenz erstreckt sich bis nach Engelland¹².“

Über Sanders Schulordnung berichtet Oberlin: „Die Schulen werden eingetheilt in Winter- und Sommerschulen. Im Sommer gehen die Kinder nur 2 Stunden jedes in die Schuhl. Im Winter aber fünf (Fünf Stunden! das dünkt mich zuviel. Die dem Bauerstand so nöthige Festigkeit des Körpers muß darunter leiden. Auch dünken mich die Kinder etwas blaß.)“

„Es ist aber erstaunlich, wie weit die Schüler gebracht werden. Vollkommen im Lesen, Schreiben, Rechnen, eine große Menge Sprüche, viele Kenntniss der Religion, u. Professor mäßige Fertigkeit in einem Theil der Geometrie, u. derselben Beweise!“

„Zu Kündringen sahe ich die Schuhle. Die Schuhlstube ist gewaltig groß, hat zehen Kreuzstöcke, ist durch eine Dielenwand in der Mitte in 2 Theile geschnitten, in deren einem die Knaben, im andern die Mägdlein sind, jedes Theil hat 5 Kreuzstöcke u. von 2 Seiten hell. Die Stub ist sehr hell und gesund.“

Das alte Schulhaus in Köndringen — jetzt Gasthaus zum Löwen —, ein stattlicher Bau vom Jahr 1591¹³, mußte Oberlin, der aus den armseligen Verhältnissen des

¹² Das Badische Oberland im Jahre 1785, a. a. O. S. 40.

¹³ Vgl. Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, 6. Bd. Kreis Freiburg S. 183.

Steintals kam, besonders auffallen. Ihm selber war es im Jahre 1771 nach großen Schwierigkeiten gelungen, das völlig ungenügende und haufällige Schulhaus in Waldersbach durch einen Neubau zu ersetzen, den er mit Hilfe der Straßburger Freunde ganz auf eigene Kosten errichten ließ. Auch die übrigen Dörfer des ausgedehnten Kirchspiels, wo abwechselnd in den Bauernstuben Unterricht gehalten werden mußte, bekamen im Lauf seiner Amtstätigkeit ihre eigenen Schulhäuser.

Oberlin hatte für die Steintäler Schulen selber einen trefflichen Lehrplan ausgearbeitet, der den neuen Grundsätzen der Anschaulichkeit und des steten Fortschreitens vom Leichterem zum Schwereren entsprach und den örtlichen Bedürfnissen in sehr geschickter Weise angepaßt war. Galt es doch, der großen sprachlichen Schwierigkeiten Herr zu werden, das schwer verständliche, mit alemannischen Lehnwörtern durchsetzte Patois des Steintals zu verdrängen, die französische Schriftsprache zu üben und auch der deutschen Minderheit gerecht zu werden. So informierte sich Oberlin auch in Köndringen aufs genaueste über die Methode des Unterrichts und bewunderte auch die unvergleichliche Zucht und Ordnung, die der Schulmeister und sein Provisor — „ein junger Zögling, der auch wie der Schulmeister blau gekleidet ist und mit der Zeit Schulmeister wird“ — aus einem Teil der großen Stube in den andern hin und her gehend aufrecht zu erhalten wußten: „Es ist, so viel ich mich besinne, weder Ruth noch Stecken hier gewöhnlich. Die Kinder waren sehr sittsam, ja 140 Kinder auf Einmal schienen mir dem Wink des Schulmeisters besser zu gehorchen, als im Steintal eine Anzahl von 30“.

Im Gespräch mit Sander erfährt Oberlin auch von den Schwierigkeiten, mit denen dieser zu kämpfen hatte. Sein Bericht ist deshalb interessant, weil er — ohne den Namen Johann Georg Schlossers zu nennen — doch ein getreues Bild der heftigen Gegnerschaft entwirft, in die die beiden einander nicht unebenbürtigen Männer in steigendem Maße hineingerieten.

„Aus den Gesprächen sahe ich, daß Herr Kirchen Rath Sander starke Antagonisten habe. Er ist ihnen aber gewachsen. Da aber beyde Theile großen Verstand und ebenso große Festigkeit haben, nähert man sich einander nicht, sondern geht wie mich dünkt beyderseits zu weit.“

„1. Gegen-Parthie will nicht, daß man Lieder etc. auswendig lerne u. hat sogar ein herrschaftlich Verbot deswegen ausgewirkt.“

„Herr Sander antwortet: „Die Uebung des Gedächtnisses ist Säen, Verstand und Herz erndten davon. Gottes Wort ist der Samen, der einstens unter Gottes Segen keimet und wurzelt. Nimm den Samen weg oder gib ihn nicht, was kann in höherem Alter keimen?“

„Man könnte sagen: Herr Sander hat hierin recht, aber in der Folgerung unrecht. Es braucht sich keine so große Menge auswendig gelernter Sachen als hier gewöhnlich ist, um vollkommen hinlängliche Saat zu haben. Wo des Samens zu viel ist, da wächst nichts, es gibt ein Fruchtboden.“

„2. Die Kinder gehen, große und kleine, alle Klassen zugleich in die Schule, außer in die Geometrische. Hierdurch wird keine Zeit durch Warten auf der Gasse versäumt, keine Gelegenheit zu Unarten gegeben, die Kleinen lernen von den Großen, bey vielen Sectionen können alle zugleich profitieren, z. B. beim Singen, u. also viel Zeit dadurch erspart, die Kinder kommen zu mehrerer Vollkommenheit und können im 13ten Jahr schon konfirmiert werden.“

„Gegen-Parthie sagt: Es muß den Kindern verleidn, so viele Jahre immer das nämliche zu hören, sie lernen also nicht mehr mit Lust, es ist wie an einigen Orten in Frankreich, da man den Missetätern statt der Folter ein Trichter ins Maul steckt, und dadurch Eimerweiß Wasser in sie gießet, bis sie bekennen. Die Gesundheit und die dem Bauern so nöthige Kräfte leiden drunter. man soll mit 2 oder 3 Stunden zufrieden seyn, und lieber 2 oder 3 Jahr länger die Schühler lassen in die Schule gehen.“

„3. Gegen-Parthie sagt: es herrsche überhaupt zu viel Zwang in der Markgrafschaft Hochberg. Man sollte der Menschen natürliche Freyheit mehr respektieren; ein geringerer Grad der Vollkommenheit wäre einem größeren weit vorzuziehen, wenn man ihn mit der Leute gutem Willen erhalten könnte. Durch den allzuvielen Zwang und allzu genaues Vormessen aller Tritte und Schritte würde die Moralität ersticket etc.“

„Gewiß ist, daß die schöne Ordnung im Lande einem, der aus dem Steintal kommt, unvergleichlich wohl thut.“

Der jahrelang fortgesetzte Kampf zwischen Sander und Schlosser liefert einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 18. Jahrhundert¹⁴. Schlosser war als Mensch der Geniezeit der Religiosität keineswegs abgeneigt, er kämpfte gegen den seichten Optimismus, den die deistische Religionsphilosophie der Aufklärung vertrat, und in der Zeit der französischen Revolution verteidigte er den Standpunkt, daß allein die Religion dem Despotismus der Großen und der Schlechtigkeit der Kleinen einen Damm entgegensetze. Aber der Anspruch der Geistlichkeit, ihr aus Rechtgläubigkeit und Rationalismus gemischtes Religionsystem in größter Breite den Bauernkindern einzuprägen, erregte seinen heftigen Widerwillen. Er hatte schon in seinem 1771 erschienenen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ möglichste Vereinfachung, Faßlichkeit und Beschränkung alles Unterrichts gefordert, er wollte, daß „nur die deutlichsten, einfältigsten, leichtesten Religionsgrundsätze“ gelehrt würden — in der Markgrafschaft Hochberg dagegen erhielten die Kinder 16 Stunden Religionsunterricht in der Woche, 6 Katechismus, 4 Biblische Geschichte, 6 Bibellesen. Daher Schlossers Kampf gegen das viele Auswendiglernen, gegen die ungewöhnlich hohe Stundenzahl und nicht weniger auch gegen die veraltete Vereinigung aller vier Klassen in einem Raum. Es sei eine irrige Vorstellung, daß die Kinder schon vom Zuhören etwas lernten. Kirchenrat Sander dagegen verteidigte gerade diese Einrichtung, die alles unbeschäftigte und unbeaufsichtigte Herumstehen der Kinder verhindere, den Wettseifer anrege und den Begabteren Gelegenheit gebe, beim Zuhören viel zu profitieren. Er berief sich auf die glänzenden Leistungen seiner Schulen, die auch von prinzipiellen Gegnern anerkannt würden. Es sei kein Beweis für das Gegenteil, wenn der gefürchtete gestrenge Herr Hofrat bei seinen Schulbesuchen plötzlich an die verschüchterten Kinder ungewohnte Fragen über die Religionswahrheiten richte und dann die gewünschten Antworten nicht erhalte. Er bestritt, daß man ohne die entsprechenden praktischen Erfahrungen einen Lehrplan ausarbeiten könne, und machte Schlosser das ironische Kompliment: „Große Genies und gelehrte Professoren eignen sich nicht zu Schullehrern; sie sind wirklich zu groß dazu.“

Endlich vertrat Schlosser die Ansicht, daß der gesamte, möglichst verkürzte Schulunterricht — 1 bis 2 Stunden täglich, aber Fortsetzung bis zum 18. Lebensjahr — eine praktische Abzweckung haben müsse. Die Kinder sollten in erster Linie zur bäuerlichen Arbeit erzogen werden; statt dessen würden sie auf den untätigen Schulbänken an

¹⁴ Eberhard Gothein, a. a. O. S. 56 ff.

eine Art gelehrten Müßiggangs gewöhnt und ihr Kopf mit unverdauten Sachen angefüllt: „Alle unsere Bauernerziehung muß also körperlich sein, und das Lernen, das Rechnen, Schreiben, Geometrisieren, Katechismisieren kann nur Nebenwerk sein.“ Sander wandte mit Recht dagegen ein, daß für die landwirtschaftliche Beschäftigung der Kinder die Ferien da seien, die für Heuet, Ernte, Öhmd, Herbst und Kartoffellesen reichlich gewährt würden. Im übrigen sei gerade die Schule ein heilsames Gegengewicht gegen eine unverantwortliche Ausnützung der Kinderarbeit. Er führte dafür das Wort eines alten Stabsvogts an: „Unsre Kinder müßten alle verkrupfen unter der Arbeit, wenn man sie nicht müßte in die Schule schicken, das ist doch noch eine Erholung.“

An der Frage der Kinderarbeit, bei der sich Schlossers pädagogische Bestrebungen immer mehr mit seinen wirtschaftlichen verbanden, sollte sich der Streit mit Sander in Schlossers letzten Amtsjahren — also erst nach Oberlins Besuch in Köndringen — zur größten Erbitterung steigern. Abweichend von den physiokratischen Lehrmeinungen vertrat Schlosser den Standpunkt, daß in einem verhältnismäßig so dicht bevölkerten Land wie der Markgrafschaft Hochberg die zahlreichen überflüssigen Arbeitskräfte der Landwirtschaft entzogen und in industriellen Unternehmungen eingesetzt werden müßten. Denn nur wenn Fabriken im Lande seien, komme Geld unter die Leute, die Kaufkraft steige, und das komme wieder dem besseren Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zugute. Auf Schlossers Veranlassung hatte im Jahre 1784 ein elsässischer Fabrikant namens Vogel in Emmendingen eine Baumwollspinnerei eingerichtet, die hauptsächlich mit Kinderarbeit betrieben werden sollte. Schlosser fand das ganz in der Ordnung — aber Sander und die übrigen Geistlichen sträubten sich heftig gegen die Spinntätigkeit der Schulkinder und wollten auf keinen Fall den Lehrplan danach einrichten. Endlich bot sich Schlosser eine Gelegenheit, sein Schulideal durchzuführen, indem er das von ihm gegründete Waisenhaus in Emmendingen mit der Vogelschen Fabrik in der Weise verband, daß der Fabrikant 40 bis 60 Waisenkinder beschäftigte und verköstigte und für sie eine Fabriksschule einrichtete, in der der Unterricht auf täglich eineinhalb Stunden beschränkt war. Das Ergebnis war dementsprechend, und auch der dem ganzen Gedanken abgeneigte Schulrat Bouginé aus Karlsruhe mußte bei einer Visitation feststellen: „Schwerlich lassen sich bei einer Schule, die in Rücksicht auf die Fabrik nur Nebenwerk sein soll, gedeihliche Vorschläge anbringen. Wie kann der Knabe, wenn er ohne gehörige Erholung den Tag gearbeitet hat, mit abgemattetem Körper aufmerken? Wie und wann soll er die aufgegebenen Lektionen lernen?“ Auch der erwartete wirtschaftliche Erfolg trat nicht ein, und es war wohl mit das Scheitern dieses pädagogischen Experiments, das Schlosser veranlaßte, im Jahr 1787 seine Tätigkeit in der Markgrafschaft Hochberg aufzugeben.

Es war eine pädagogische Kontroverse grundsätzlicher Art, in die Oberlin im Gespräch mit dem Kirchenrat Sander eingeführt wurde. Zu bedauern ist nur, daß wir nichts Näheres über seinen Besuch im Emmendinger Amtshaus und seine Gespräche mit Geheimrat Schlosser erfahren. Mit einer Beschreibung der niedlichen, überall gegipsten Kirche in Köndringen brechen Oberlins Reisenotizen unvermittelt ab, was vermutlich damit zusammenhängt, daß sich Oberlin genötigt sah, auch seine Reise, die ihn noch zu Lavater und Pfeffinger nach Zürich führen sollte, vorzeitig abzubrechen und nach Hause zurückzukehren. Am 20. Januar 1778 war der unglückliche Dichter des Sturm und Drang, Reinhold Lenz, Goethes einstiger Tischgenosse in Straßburg, in einem Zustand ziemlicher Verwahrlosung nach Waldersbach gekommen, um für sein Gemütsleiden Heilung zu suchen, und war von Oberlin und seiner Gattin freundlich

aufgenommen worden¹⁵. Als Kandidat der Theologie hatte er sich angeboten, Oberlin zu vertreten, und dieser scheint diese seltene Gelegenheit benützt zu haben, um seine wohl schon längst geplante Schul- und Erziehungsreise nach dem badischen Nachbarland auszuführen. Als er aber unterwegs — wahrscheinlich in Schlossers Haus in Emmendingen — Näheres über den bedenklichen Geisteszustand seines Gastes erfuhr, zog er es vor, auf die Fortsetzung seiner Reise zu verzichten und über Breisach und Kolmar nach Hause zurückzukehren, wo er schon sehnsüchtig erwartet wurde. Die Geisteskrankheit des unglücklichen jungen Mannes war inzwischen zum vollen Ausbruch gekommen. Er hatte Oberlins Gattin und die ganze Gemeinde durch verschiedene Selbstmordversuche erschreckt, und auch Oberlins Güte und Festigkeit gelang es nicht, ihn zu beruhigen. So entschloß sich Oberlin, ihn durch zwei handfeste Steintäler Männer nach Straßburg bringen zu lassen. Lenz fand noch eine Zeitlang Aufnahme bei Schlosser in Emmendingen, bis ihn einer seiner Brüder 1779 nach der livländischen Heimat brachte, wo er 1792 in tiefer Armut starb.

Trotz der Eile seines Ausbruchs hatte sich Oberlin doch noch die Zeit genommen, in Kolmar den blinden Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel, den Leiter der berühmten Militärschule, zu besuchen. Diese kurze Begegnung begründete eine langjährige Freundschaft zwischen den beiden Männern. Oberlin erhielt in Pfeffels Freundeskreis den Beinamen „die Zeder“, und der Brief, den Pfeffel am 6. Februar 1778 an seinen Freund Sarasin in Basel richtete, ist wegen seines treffenden Urteils über Oberlin so bemerkenswert, daß er hier zum Schluß noch mitgeteilt werden soll:

„Oberlin verließ uns vorgestern nachmittag, ein simpler, redlicher, weiser, unermüdet, menschenliebender, kurz ein wahrhaftig apostolischer Mann. Ohne Ansprüche auf Geist und Berühmtheit wirkt er in seiner Sphäre langsam wie die Vorsehung, die ihn unterstützt. Er hat das Steintal, das elsässische Sibirien, schon zur Hälfte umgeschaffen, den höchst armen und verwilderten Einwohnern Liebe zur Arbeit, zum Lesen und zu aufheiternden Künsten, und was unendlich mehr ist, zu Sitten und Tugenden eingeflößt. Bei jedem Schritte findet er einen Stein des Anstoßes, den er und sein würdiges Weib mit muthigen Händen angreifen, um ihn langsam aus dem Wege zu schieben, denn drüber springen läßt sich nicht und zum Wegschleudern sind sie zu schwer. Mit der edelsten Bescheidenheit gesteht der Mann, daß sein Vorgänger ihm einen großen Teil der Arbeit schon zugeschnitten hinterließ . . . Was Lenz thun wird, wollen wir sehen. Oberlin ist der Mann, und vielleicht der einzige Mann, der ihm, wenn sein Kopf es erlaubt, Geschmack an einer anhaltenden und nützlichen Arbeit beibringen kann. Zu diesem wackeren Pfarrer sollten wir einmal mit Zoe und Doris (gemeint sind Sarasins und Pfeffels Gattinnen) eine Wallfahrt anstellen. Wir würden da die Menschheit in ihrer Wiege, mit ihren Tugenden und Gebrechen, und einen Erzieher antreffen, der nicht weiß, daß er mehr ist als alle Verfasser gedruckter und ungedruckter Erziehungspläne¹⁶.“

¹⁵ Vgl. Oberlins eigenen Bericht über den Aufenthalt des Dichters Lenz im Steintal, abgedruckt in der *Erwinia* von 1839.

¹⁶ Dieser Brief ist abgedruckt in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte“, herausg. von der historischen Gesellschaft zu Basel, 4. Bd. 1850.

Aus der Geschichte des Colombischlößles und der Familie Colombi¹

Von Joseph Ludolph Wohleb

Mit dem Schlößchen inmitten des prächtigen alten Parks verbinden den Freiburger der älteren Generation Erinnerungen eigener Art. In seiner Kinderzeit, als der Park nur den Insassen des Hauses gehörte und man nur durch die Gitterstäbe neugierig in ein Land hineinschauen durfte, das, richtig genommen, ein Paradies hätte sein müssen, da konnte er, wenn er es nur richtig anfing, Absonderliches nacherleben. Denn im Schlößchen und im Park geisterte es — das wußte jeder.

Daß sich beispielsweise immer um Mitternacht bis ein Uhr in den Gartenbeeten und Rasenflächen ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen herumtrieb, war ein böses Zeichen. Solch ein Pudel konnte nur der Teufel oder sein Begleiter sein. Kein Wunder, daß jene beherzten Männer, die den Pudel einfangen wollten, sich erfolglos mühten. Doch wahrscheinlich war es gut so. Wer weiß, was ihnen geschehen wäre, wenn sich der Pudel hätte fangen lassen! Sein Glück hätte dagegen der Mann gemacht, der „das Fräulein“ hätte erlösen können, welches zur Geisterstunde hinter der Steinbrüstung des flachen Daches „umging“. Warum „das Fräulein“ geisterte, dafür wußte man verschiedene Erklärungen. Sie sei mit einem reichen Grafen verlobt gewesen und habe sich in der Nacht vor der Hochzeit vergiftet. Nein, sie tat es in der Hochzeitsnacht, sagten andere. Wieder andere wußten ganz sicher, daß eine eifersüchtige Nebenbuhlerin „das Fräulein“ ums Leben gebracht habe.

Arme Gräfin! Was konnte sie schon dafür, daß ihr Vater sich sein Vermögen als Sklavenhändler erworben hatte! Auf dem Geld ruhte kein Segen. Die „alte Gräfin“ war denn auch von Mißtrauen, Geiz und Angst vor drohendem Unheil gehezt. In ihren Zimmern hatte sie Geldstücke herumgelegt, um die Ehrlichkeit der Dienerschaft auf die Probe zu stellen. Hob ein Besucher ein Geldstück auf, um es dem Diener auszuhändigen, so legte es dieser sofort ängstlich wieder auf den vorigen Platz. Ihrem — verständlichen — Aberglauben verdankt die Colombistraße die Entstehung. Früher dehnte sich der Garten noch über das heutige Reb Gelände hinaus nach Westen und war hier gleichfalls mit Reben bepflanzt. Eines Abends trat „die Gräfin“ im Halbdunkel auf eine Kröte, was sie furchtbar erregte. Sie ging künftig nie mehr in diesen Teil des Gartens, ließ die Reben niederreißen und verkaufte das Gelände bald darauf. Auf ihm entstand die Colombistraße.

Um die Schauergeschichten wissen auch die Aufzeichnungen des 1925 verstorbenen Architekten und Kunstmalers Carl Schuster: „Seit etwa 1870 ließen sich namentlich

¹ Nach einem Vortrag am 24. Mai 1950 auf der „Stube“.

aus den Hansastädten reiche Fremde in Freiburg nieder. Der große Haufe war fest davon überzeugt, daß sie ehemalige Sklavenhändler seien. Auch über die Familie Colombi liefen die unsinnigsten Gerüchte um. Als die alte Gräfin gestorben war, erhielt die Tochter die zudringlichsten Anträge, die Verstorbene durch Wallfahrten nach Einsiedeln von ihren schweren Sünden zu erlösen. Ihre Enkel, zwei Söhne und zwei Töchter, nahmen ein schlimmes Ende. Die Söhne sollen infolge schlechter Erziehung heruntergekommen sein und sind längst verschollen. Die eine Tochter sollte einen Grafen von Kageneck heiraten, starb aber plötzlich vor der Hochzeit; sie soll sich angeblich vergiftet haben. Die andere Tochter heiratete einen Schweizer, der das Vermögen verspielte. Sie starb in einer Dachkammer, die ihr ihre ehemalige Kammerfrau überlassen hatte.“

Mit all diesen und einigen weiteren Ergüssen einer regen Phantasie schufen sich die Freiburger von damals kleinbürgerliche Erklärungen für Tatsachen, die sie erregten, bei denen der Reiz des Geheimnisvollen lockte.

Die Tatsachen selbst waren nüchtern. Ungewöhnlich ist allenfalls die Bühne der handelnden Personen. Sie umfaßte ganz Europa.

In Freiburg sagen zwei Stellen etwas über diese „alte Gräfin Colombi“, ihre Tochter, der man Wallfahrten habe verkaufen wollen, und die Enkelin, die sich vergiftet haben soll, aus: das Colombischlößchen, das nach der Familie benannt ist, und der Alte Friedhof.

Im Colombischlößchen linker Hand neben dem Eingang erzählt eine Tafel, daß dieses Gebäude für die Gräfin Maria Christina von Colombi geborene Baronesse Bode vom Gewerbeschulhauptlehrer Georg Schneider in den Jahren 1859—61 erbaut worden sei.

Diese Behauptung steht zwar mit goldenen Lettern auf einer ansehnlich großen Marmortafel, sie ist aber trotzdem hinsichtlich der Schloßherrin falsch. Woraus sich ergibt, daß man nicht bloß „wie gedruckt“ lügen kann, sondern sogar wie in Marmor gehauen.

Um diese Erkenntnis reicher, wenden wir uns dem Friedhof zu, und zwar dem Alten zwischen Karl- und Stadtstraße. An der Mauer zwischen dem älteren Teil und dem späteren sind dort in ein Familiengrab gebettet

in der Mitte:

Maria Antonia Gertrudis Condessa de Colombi
geboren 1809, gestorben 1863;

rechts:

Contesse de Colombi geb. Baronesse de Bode,
Grande d'Espagne
geboren in Bergzabern 1782, gestorben in Freiburg 1872;

links:

Christine de Sea Bermudez η Colombi
geboren 1841, gestorben 1866.

Damit kennen wir — wenigstens dem Namen nach — die drei Glieder der Familie Colombi, die mit Freiburg in Beziehung standen: Großmutter, Tochter und Enkelin. Indes müssen wir noch eine Generation zurückgehen und uns auch mit der Urgroßmutter Mary Kinnlesley verheiratete Bode befassen, da deren Lebensschicksale die

Grundlage abgeben zum Verständnis der Lebensschicksale der drei folgenden Generationen².

Mary Kinnlesley, eine 1748 geborene Engländerin, die vierte Tochter des Thomas Kinnlesley of Coxley Park in Staffordshire, verheiratete sich am 21. Oktober 1775 in ihrer Heimatstadt London mit dem Baron Karl August Ludwig Friedrich von Bode, einem lebenswürdigen jungen Offizier im französischen Fremdenregiment Zweibrücken, das in Diensten Ludwigs XVI. in Dünkirchen in Garnison stand.

Der Offizier hatte in Nordfrankreich und Belgien hochvermögende Verwandte. Ihren neugierigen Fragen nach der Herkunft der Familie Kinnlesley konnte die Baronin Bode leicht begegnen. Sie wies ihnen ohne Mühe nach, daß ihre Vorfahren bereits zur Zeit Wilhelms des Eroberers zu den Großen des Landes gehört hatten. Sie wird ihr Leben lang nach „Beziehungen“ jagen und nie versäumen, sich mit diesen Beziehungen zu brüsten. ...

Wenig später wurde Bodes Regiment von Dünkirchen nach Lille verlegt, dann nach Sarrelouis. Ende 1778 kam Baron Bode als Colonel zum französischen Fremdenregiment Nassau-Saarbrücken. Die Eheleute siedelten nach Saarbrücken über und gehörten dort bald zum Freundeskreis des Prinzen von Nassau. Sie wohnten beispielsweise 1779 der Vermählung des Prinzen Heinrich von Nassau mit der Prinzessin Maximiliane de Montbarrey an. Der Bräutigam war noch nicht ganz zwölf Jahre alt, die Braut achtzehn. Die Feierlichkeiten dauerten drei Tage. Danach reiste die Prinzessin mit ihrer Mutter nach Paris zurück, während der junge Ehemann sich gleichfalls aufmachte, um, begleitet von dem Erzieher, die Ausbildung fortzusetzen und sie durch Studienreisen zu vervollständigen.

1787 bot sich Herrn von Bode eine günstige Gelegenheit, seine Colonelstelle zu verkaufen. Nach kurzem Überlegen entschloß er sich dazu — 120 000 Livres schienen ihm für seine Kinder mehr wert als der Generalstitel, der ihm sechs Monate später zugestanden hätte.

Inzwischen hatte sich die Familie um einige Kinder vergrößert. Weitere sollten noch dazukommen. Sie alle fanden Paten, deren Namen einen guten Klang hatten. Als Paten von Bodeschen Kindern sind eingetragen der Herzog und die Herzogin von Cumberland, der Prinz von Nassau-Saarbrücken, der Herzog und die Herzogin von Zweibrücken, der Prinz Heinrich von Nassau, die Königin von Preußen, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Baden. ...

Kaum hatte Bode seine Colonelstelle verkauft, da bot man ihm die Erwerbung der Saline von Soultz im Elsaß an. Diese sollte unter sehr günstigen Bedingungen veräußert werden. Bode griff zu. Er bekam allerdings einen völlig vernachlässigten Betrieb: gewonnen wurden zunächst im Jahr nicht mehr als 300 Sack Salz. Wohl glückte es dem rührigen Direktor Rosentritt, den Bode einstellte, die Produktion auf 2000 Sack je Jahr zu steigern. Indes, das war nur ein Scheinerfolg; das Gehalt und die Gesteungskosten verschlangen solche Summen, daß man dafür das Salz dreimal hätte kaufen können.

² Nach der 1900 in London erschienenen Autobiographie. Auf Grund eines Hinweises in einem französischen Journal von 1901 gab 1909 die *Revue Catholique d'Alsace* Auszüge und gleichzeitig auch die *Revue alsacienne illustrée*. Da sich in den Beständen unserer Universitätsbibliothek die *Revue Catholique d'Alsace* findet, konnte ich diese verwenden. Über das Regiment Zweibrücken vgl. die Festschrift „Zweibrücken 600 Jahre Stadt“ (Zweibrücken 1952), S. 112 ff.

Wiederum brachte das Glück einen Ausgleich. Der Lehensherr von Soultz, ein Prinz von Soubise, starb, ohne Erben zu hinterlassen, und das Lehen fiel an den Kurfürsten von Köln zurück. Bode bemühte sich um Belehnung und erlangte sie auch dank einflußreicher Fürsprache, allerdings nicht, ohne daß er dem Kurfürsten eine namhafte Summe bezahlt hätte. Am 9. Dezember 1788 verließ die Familie Bode die bisherige Heimat, um die Lehensherrschaft in Soultz zu übernehmen und dort auch zu wohnen.

Die Aufzeichnungen berichten von kleineren und größeren Ausschreitungen, besorgniserregenden Begleiterscheinungen der Revolution von 1789. Diese veranlaßten schließlich die Baronin, mit sechs ihrer Kinder nach Gernsbach in der Markgrafschaft Baden überzusiedeln. Die beiden ältesten Knaben, Klemens und Heinrich, kamen nach Fischbach in die Pfalz unter herzoglich württembergischen Schutz. Nur der dritte Sohn, Karl, blieb beim Vater in Soultz.

Doch diese Lösung hielt nicht lange vor. Die Tumulte häuften sich, entsprechend die Versuche des Barons, ihnen durch Flucht zu entgehen, die Anstrengungen, trotzdem zu halten, was sich vielleicht halten ließ, die Zeiten des Sichversteckens, des ständigen gefährlichen Hin und Her durch die französischen und preußischen Kampflinien, des Flüchtens aller bald dahin, bald dorthin. Schließlich war alle Hoffnung des Barons und der Baronin, auf dem linken Rheinufer in kleinerer oder größerer Entfernung von Soultz bleiben zu können, zerplatzt, und die Baronin entschloß sich schweren Herzens zur Flucht aus der Pfalz nach Altenberg, einem Kloster bei Weßlar. Hier war Bodes Schwester Luise Äbtissin, hierher hatte sich beider Mutter zurückgezogen, um in Frieden sterben zu können. Bode selbst weilte um diese Zeit in Gernsbach bei seinem Freund, dem Baron Drais.

In den ersten Januartagen 1794 fanden sich alle Familienangehörigen und einige treue Dienstboten in Altenberg zusammen, sechzehn Personen. Sie brauchten Nahrung, Wohnung, Kleidung, die den meisten fehlte. Um das Kloster zu entlasten, suchten sich die Dienstboten alsbald Arbeit in der Nachbarschaft.

Die Aufzeichnungen berichten alles — verständlicherweise — mit vieler Weitschweifigkeit, so daß erhebliche Kürzungen nicht zu umgehen waren. In der Folge verlohnen die Aufzeichnungen ein Stückweit die wörtliche Wiedergabe.

Indes man konnte, besagen die Aufzeichnungen, die Gastfreundschaft der Abtei nicht unbegrenzt in Anspruch nehmen. Was war zu tun? Man überlegte, man sprach immer wieder davon, sah jedoch keine Lösung. Eines Morgens stieg die Baronin früher als gewöhnlich in den Speisesaal hinab und sah dort eine deutsche Zeitung, die eben gebracht worden war. Sie übersflog die Spalten. Da fiel ihr Auge auf einen Hinweis, der sie faszinierte: Die Kaiserin Katharina von Rußland bot französischen Emigranten ein Asyl auf der Krim an. Baron Bode war glücklich über diesen Hoffnungsstrahl. Indessen: wie kam man nach Petersburg? Die tatkräftige Baronin wußte Rat. Am 17. Mai 1794 machte sie sich mit dem Sohn Klemens und dem treuen Diener Jakob auf, entschlossen, sich durchzubetteln, falls dies nötig wäre.

Elf Wochen nach der Abreise in Altenberg langten die Reisenden in Petersburg an. Hier genoß die Baronin die Gastfreundschaft einer getreuen Freundin, der Gräfin Schouwaloff. Der Erbprinz von Baden hatte den Flüchtlingen Empfehlungsschreiben für die Großfürstin Elisabeth behändigt, zu deren Hofstaat die Gräfin Schouwaloff gehörte. Unter diesen Umständen fand die Baronin Bode leicht Zutritt zur Kaiserin, die, gepackt vom Schicksal der Frau und deren Mut, ihr ein Haus in Jekaterinoslaw,

Sand auf der Krim und einen monatlichen Zuschuß von 300 Rubel versprach. Weiterhin ernannte sie Klemens von Bode zum Offizier und entsandte ihn nach Altenberg mit dem Auftrag, die ganze Familie von Bode nach Rußland zu bringen.

Die Familie betrat Rußland in Lemberg. Ein vom Provinzialgouverneur entsandter Offizier empfing sie, beauftragt, die Familie nach Jekaterinoslaw zu bringen. Dort war die Baronin wenige Tage zuvor angelangt.

Im Frühjahr 1796 zogen die Emigranten nach dem Gut Kramerhoff, 150 Wersten von Jekaterinoslaw, dem ihnen von der Kaiserin Katharina geschenkten Landsitz.

Doch inzwischen und noch bevor sie die Frage des monatlichen Zuschusses hatte regeln können, war die Kaiserin gestorben. Herr und Frau von Bode hielten es für zweckmäßig, dem Nachfolger, dem Kaiser Paul, und dessen Gemahlin ihre Aufwartung zu machen. Sie wurden mit ausgesuchter Güte empfangen. Da die Kaiserin und die Großfürstin Elisabeth sie näher bei Petersburg zu haben wünschten, gaben sie der Familie Bode das in der Nähe von Warna gelegene Gut Roptka, ein Anwesen mit 200 Bauern. Gesorgt wurde auch für die älteren Kinder.

Wenig später starb Baron Bode, der in Kramerhoff sich um den Verkauf der so weit abliegenden Güter bemüht hatte, kurz nach ihm der Diener Jakob, der den Grafen gepflegt hatte. Nun besorgte die Abwicklung der Geschäfte in Kramerhoff die Baronin. Nach ihrer Rückkehr nach Petersburg wohnte sie mit der ältesten Tochter Marie lange bei der Gräfin Schouwaloff. Sie weilte in Petersburg beim tragischen Tod des Kaisers Paul am 23. März 1801.

Auch dem Nachfolger, Kaiser Alexander I., und dessen Gemahlin machte sie mit der Tochter Marie ihre Aufwartung und bekam von ihm Schutz und Hilfe zugesichert.

Inzwischen waren die Kinder herangewachsen. Der älteste, Klemens, hatte eine liebenswürdige Engländerin, Charlotte Gardener, kennengelernt, schied mit Erlaubnis des Kaisers aus dem Heer aus und siedelte sich in Roptka an, um dort die Gutsheerrschaft zu übernehmen. Dessen Tochter heiratete den Fürsten Dolgoruki. Ihr Sohn bekleidete um 1870 das Amt eines russischen Geschäftsträgers in Teheran.

Allmählich hatten sich die Verhältnisse in Frankreich geändert. In allen Fragen von Bedeutung entschied jetzt Bonaparte. Er schien dem Emigranten keinen Haß entgegenzubringen. Daher hatten, noch zu Lebzeiten des Barons, die Äbtissin von Altenberg und die Petersburger Freunde der Familie geraten, der Baron möge sich in Paris um die Streichung seines Namens aus der Emigrantenliste bemühen, zumal da keiner seiner Söhne gegen Frankreich Waffen getragen hatte. Die Baronin entschloß sich, den Schritt zu wagen und nach Frankreich zu reisen. Mit sich nahm sie ihre Tochter Marie, den Sohn Heinrich und dessen jüngere Geschwister Felix und Ludwig, die in der Kadettenschule waren. In Altenberg machte sie Aufenthalt, und hier entschloß man sich, daß zunächst Heinrich allein nach Paris gehen solle. Als russischer Offizier war er der Rücksicht der französischen Behörden sicher, außerdem hatten ihm die kaiserlichen Majestäten Schreiben für den Grafen von Marcoff, den russischen Gesandten in Paris, behändigen lassen.

Die Baronin reiste nach Soultz, um dort ihre Eigentumsrechte geltend zu machen. Als sie merkte, daß nichts zu retten war, folgte sie dem Sohn doch nach Paris. Sie wollte in einer Audienz Bonaparte die Verhältnisse darlegen. Man schrieb Ende Mai 1802. In Paris glückte es nicht, zum Ersten Konsul vorzustoßen, von den Behörden bekam die Baronin ausweichende und sich widersprechende Bescheide, so daß sie sich

letztlich zur Rückkehr nach Petersburg entschließen mußte, ohne in Frankreich ein Ergebnis zu erzielen. Kurz vor der Abreise erlebte sie indes wenigstens die Freude, daß ihr Sohn Felix zum markgräflich-badischen Offizier befördert wurde und der jüngste Sohn, Ludwig, zum herzoglich-hessischen Offizier. — Felix starb später in verhältnismäßig jungen Jahren in Karlsruhe als Oberst im Leibregiment des Großherzogs Leopold.

Am 3. Juli 1802 verließ die Baronin mit ihrer Tochter Marie und ihrem Sohn Heinrich Paris, sie ließen sich die Seine hinab bis nach Rouen bringen und reisten übers Meer nach Kronstadt und Petersburg, wo sie am 20. Juli anlangten.

Den Herbst und den Winter 1802 verbrachte die Baronin in Petersburg. Hier warf ihr die Kaiserin, als sie vom Mißerfolg der Bodeschen Schritte in Frankreich hörte, eine Leibrente aus, die ihr für den Rest des Lebens alle Geldsorgen beheben sollte.

Im Frühjahr 1803 wurde die Baronin von dem heftigen Wunsch erfaßt, ihre Heimat England wiederzusehen — die Familienbeziehungen dorthin hatte sie nie aufgegeben. Die junge Kaiserin lud sie zu einem Abschiedessen. Am 20. Mai 1803 traten die Baronin und ihre Tochter Marie die Englandreise an.

Hier brechen die Memoiren ab.

Nach Soultz, dem langjährigen Familiensitz, führte später nur eine einzige, schmale Brücke: 1858 stiftete ein Baron Bode auf der Durchreise von England in Soultz einen Jahrtag für seinen Vater August und seine Mutter Marie von Bode geborene Kinnesley.

Während Marie Bode — nicht Bodie, wie die ominöse Marmortafel im „Schlößchen“ sagt — Engländerin war, war somit der Baron August von Bode deutscher Abstammung. Während der Unruhen sagen denn auch seine lieben Soultzer Untertanen von ihm: „Dieser deutsche Satan kennt keine Angst.“

Vermutlich während des Petersburger Aufenthalts lernte die älteste Tochter, die am 5. August 1782 in Bergabern geborene Marie von Bode den spanischen Grafen Anton Joseph von Colombi kennen. Er stammte, wenn wir dem Totenbuch der Gemeinde Freiburg glauben dürfen, „von Bossa, einer Stadt vor Gerona in Spanien“³.

Für unsere Akten existiert der Graf von Colombi nur ganz am Rand. Er war spanischer Gesandter in Petersburg gewesen und dort 1812 gestorben. Tatsächlich trägt im Testament von 1871 seine Witwe Sorge für das Grab ihres Mannes in Petersburg.

Was die Gräfin Marie Colombi nach Freiburg führte, ist nur vermutbar. Eine Mitteilung des Magistrats der Stadt Freiburg vom 1. Februar 1830 an die Frau Gräfin Colombi „dahier“ besagt, daß ihr das „nachgesuchte Bürgerrecht“ durch Beschluß des Großherzoglichen Stadtamtes vom 27. Januar 1830 gegen Erlegung des Einkaufsgeldes mit 75 Gulden und eines Beitrages zum Armenfonds mit 3 Gulden 45 Kreuzer verliehen worden sei. Beide Beträge wurden am 8. Februar bezahlt. Damit war die Gräfin Freiburger Bürgerin.

Der Ehe des Grafen Anton Joseph von Colombi mit der Marie von Bode entstammte als einzige Tochter, den Akten nach wohl überhaupt als einziges Kind, die am 13. Februar 1809 in Petersburg geborene Maria Antonia Gertrudis. Sie verheiratete sich am 4. Oktober 1832 in Freiburg mit dem Grafen von Sea Bermudez aus

³ Gerona in Katalonien, an der Bahnlinie Perpignan—Port Bou (der französisch-spanischen Grenzstation)—Barcelona.

Malaga, ebenfalls einem schwerreichen Mann⁴, und führte von nun an den Doppelnamen Zea Bermudez und Colombi. Er übernahm selbst den Doppelnamen und übertrug ihn der Sitte seines Landes entsprechend auf seine Tochter Christine.

Im diplomatischen Dienst war Salvator von Zea Bermudez und Colombi zuletzt laut Sterbepucheintrag beim Tod seiner Frau „königlich spanischer Beamter im Ministerium des Auswärtigen“, nach ihren Nachlassakten „Gesandter Ihrer Majestät des Königs von Spanien in Rom“ und starb dort am 31. Oktober 1852.

Zea Bermudez hatte zwei Söhne und zwei Töchter, darunter die am 10. Juli 1841 in Paris geborene Tochter Christine. Die Witwe lebte eine Zeitlang auf Reisen, in Italien, Spanien, in Baden-Baden. Schließlich siedelte sie nach Freiburg über, wo — wir erinnern uns — auch ihre Mutter wohnte.

In Freiburg lebten somit schließlich: die Großmutter Marie von Colombi geborene Bode, die Tochter Maria Gertrud von Zea Bermudez und Colombi und die Enkelin Christine von Zea Bermudez und Colombi. Zunächst nun einen Blick auf die Geschichte des Geländes, das heute ihren Namen trägt.

Das mittelalterliche Freiburg war in seiner Frühzeit etwa in der Linie des heutigen Rotteckplatzes mit Wall und Graben abgeschlossen. Die Umwallung durchbrach beim Predigerkloster, dem späteren Vinzentiushaus, das Predigertor, ein befestigter Durchlaß.

Als sich im dreizehnten Jahrhundert um die Stadt ein Kranz von Vorstädten zu legen begann, erstand westlich des heutigen Rotteckplatzes bis hinab, wo jetzt die Bahnlinie verläuft, die Predigervorstadt. Sie bildete mit der östlich anschließenden Lehener Vorstadt ein ummauertes Ganzes. Der Hauptweg der Predigervorstadt, die Kreuzgasse, nahm am Tor den Anfang und zog hinab zum Buggenreuter Törlein. Auf der rechten Straßenseite, der nördlichen, zogen Reben und Obstgärten hin, auf der linken standen die Häuser der Vorstädter, kleiner Bürger, die in der Altstadt ihrem Tagwerk nachgingen, lagen Höfe mit Scheunen und Ställen, das Eigen von Bauern, die den Boden nutzten, ihre Reben pflanzten und kleine Gemüsegärtchen pfl egten. Hinter den Obstbaumketten, die das Ackerland säumten, ragten die ausgedehnten Gebäulichkeiten des Frauenklosters St. Klara aus den Wirtschaftshöfen auf, vorab die schmucke Kirche.

Mit den andern Vorstädten fiel auch die Predigervorstadt zunächst dem Dreißigjährigen Krieg zum Opfer, dann dem Daubanschen Festungsbau. Als die schwedisch-französische Besatzung Freiburg 1644 von einem geplanten Entsetzungversuch der Bayern Kunde erhielt, bereitete sie den Verteidigungskampf sofort mit allen Mitteln vor. Der Festungskommandant Oberst Kanoffsky ließ gleich auch den Frauen zu St. Klara ansagen, ihr Kloster müsse bei der ersten Annäherung des Feindes gesprengt werden. Er ließ alsbald die Gebäude unterminieren. Die Minen wurden gefüllt und zur Sprengung bereitgemacht. Am 25. Juni 1644 rückte die erste Abteilung und nach und nach die übrige bayrische Armee, 8000 Mann zu Fuß und 7000 Mann zu Pferd, vor die Stadt. Drei Tage darauf stand sie vollzählig in ihrem Lager. Da befahl Kanoffsky, die Minen anzuzünden; was diese nicht zerstörten, verschlang das ein-

⁴ Nach dem Ehebuch der katholischen Pfarrei St. Martin in Freiburg wurden kirchlich getraut: „Herr Salvator von Zea-Bermudez, Kommandeur des spanischen Ordens Karl III., Offizier der französischen Ehrenlegion, Mitglied des Rats und wirklicher Sekretär Sr. Majestät des Königs von Spanien, Chef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und gegenwärtig spanischer Botschaftssekretär in Paris usw., mit Maria Antonia Gräfin von Colombi“ usw. Zeuge ist u. a. der Staatsminister Konrad Freiherr von Andlaw.

gelegte Feuer. Mit dem Kloster wurden die meisten Privathäuser zerstört oder sanken durch Feuer in Schutt und Asche.

Nach dem Ende des Krieges begannen die Vorstädter einen zaghaften Neuaufbau. Was sie geschaffen, fiel schon 1677 wiederum der Vernichtung anheim; das Gelände brauchte die Daubansche Festung. Bald erhob sich hier ein künstlicher Hügel, dessen Spitze einen Festungskern trug, die St.-Ludwigs-Bastion. Deren Außen- und Vorwerke dehnten sich weit nach Westen und Norden. In der österreichischen Zeit nach 1697 wurde die St.-Ludwigs-Bastion in St.-Josephs-Bastei umbenannt. Sie erinnern sich, daß sich der Angriff vom Herbst 1713 vorab gegen die Westfront der Festung wandte und damit auch gegen die St.-Josephs-Bastei.

1745, nach der Schleichung der Festungswerke, wurde der etwa 15 Meter hohe Schutthügel der vormaligen St.-Josephs-Bastei mit Reben bepflanzt. Weit über die heutige Rosa- und Colombistraße hinaus dehnten sich über die Hänge in die Ebene hinüber Reb- und Gartenanlagen. Der letzte Rest der Rebanlagen ist das Rebstück längs der Eisenbahnstraße.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war durch Kauf und Erbteilung das Gelände in große und kleinste Stücke parzelliert. Den größten Komplex bildete die



Aufnahme Röbde

Der „Roggenbachische Garten“. Original: Augustinermuseum, Freiburg.

den Freiherrn von Roggenbach gehörende sogenannte Batterie. Sie war den beiden Brüdern Roggenbach als Erbe zugefallen: Am 17. Juli 1812 hatten die Erben Merians des Älteren zu Basel an Adam Franz Xaver Freiherrn von Roggenbach, großherzoglichen Staatsrat und Direktor des Dreisamkreises für 8000 Gulden rheinisch verkauft „den ihnen aus der Dominik Gähischen Konkursmasse an Zahlungsstatt ihrer Forderung eingeworteten Reb-, Baum- und Grasgarten auf der Glacis nächst dem Predigertor, stoßt vornen an Allmendweg, hinten an Schneidermeister Koch und andere Anrainer, einerseits an Stadtbach, andererseits an Martin Ganter.“

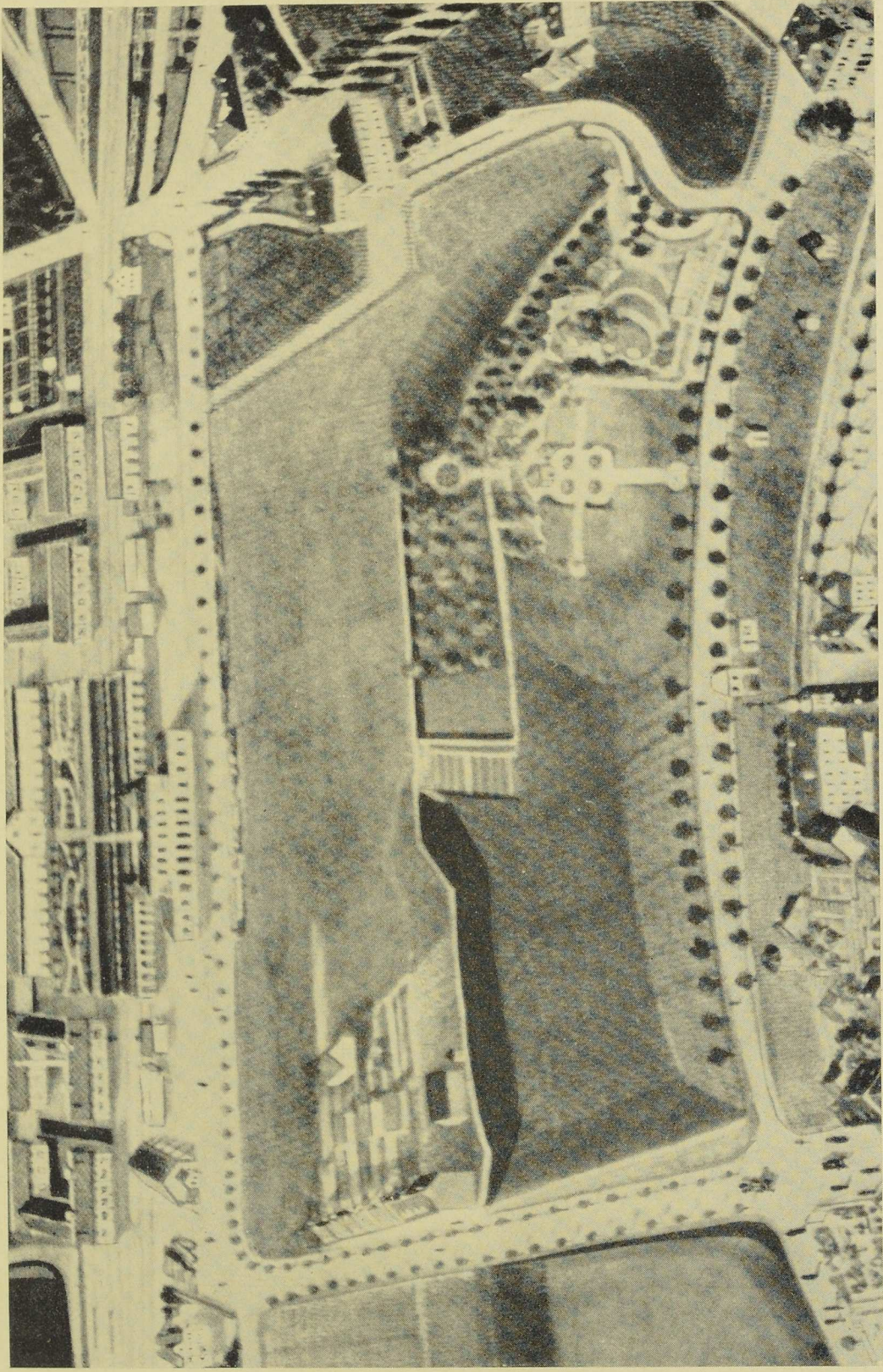
Um die zahllosen Parzellen und Stückchen ging das Vererben und Erben, Verkaufen und Kaufen die nächsten Jahrzehnte hindurch weiter.

Im Frühjahr 1858 begann die Gräfin Maria Gertrud von Zea Bermudez und Colombi eine ungewöhnliche Geschäftigkeit zu entfalten. Sie kaufte Liegenschaften und kaufte, bald selber, bald vertreten durch den Bürgermeister Eduard Fauler oder den Bankier Franz Krebs oder den Rentamtmanu Joseph Anton Sporer. Die Käufe, die die spanische Gräfin selbst tätigte, unterschrieb sie im Grundbuch mit: „Maria Gertrud von Colombi, Gräfinn (mit zwei n) von Colombi“, mit deutschen Buchstaben, versteht sich!

Die Gräfin erwarb insgesamt 21 Grundstücke, darunter eines durch Tausch mit der Stadt, die offenbar Wert darauf legte, der Käuferin zu einem geschlossenen Komplex zu verhelfen. Der Komplex, der damit in eine Hand kam, die der Gräfin Maria Gertrud, ging weit über den heutigen hinaus, ein gut Stück über Rosa- und Colombistraße.

Der Kauf des Roggenbachischen Anwesens war am 20. Mai 1858 kaum vollzogen, — die Freiherrn Hermann und Maximilian von Roggenbach hatten an die Gräfin verkauft „ihr in Freiburg gelegenes Gut, die Batterie genannt, bestehend in Reben, Baumgarten, Gartenland, einer Gärtnerwohnung, Trott- und Orangeriegebäude, zusammen 5 Juchert 4 Haufen 5 Ruten“ für 22 000 Gulden rheinisch — ich sagte eben, die Gräfin habe das Roggenbachische Anwesen eben erworben gehabt, da fanden sich auf dem höchsten Punkt der ehemaligen St.-Josephs-Bastei auch schon die Bauhandwerker ein. Die Gräfin ließ durch den Gewerbehauptlehrer und Architekten Georg Jakob Schneider⁵ (1809—1883) einen Wohnbau aufführen. Ob die Raumaufteilung die für eine Wohnung alles andere denn glücklich, im ganzen indes für viel Diener-

⁵ Georg Jakob Schneider stammte, wie mir Herr Oberlehrer A. Gänshirt, Eichstetten, nach Ernst Jssels Ortsgeschichte von 1906 liebenswürdigerweise mitteilte, aus Eichstetten. Dort am 18. Juni 1809 als Sohn eines Zimmermanns geboren, erlernte Schneider nach dem Besuch der Volksschule das Zimmerhandwerk. 1830 kam er zur Artillerie und wurde seines Berufs halber der Pionierabteilung zugewiesen. Der Unterricht in der Artillerieschule weckte in dem talentierten jungen Menschen das Verlangen nach Weiterbildung in seinem Fach. Er fand nach der Entlassung vom Militär in dem „architektonischen Zeichnungsinstitut“ des Oberbaurats Arnold (des Erbauers u. a. der Eichstetter Kirche) die Möglichkeit, zuzulernen; außerdem bildete er sich durch den Besuch von Kollegien an der Universität und durch Privatunterricht. 1833 entschloß sich Schneider zum Eintritt in die Polytechnische Schule in Karlsruhe und widmete sich, fast mittellos, fünf Jahre lang dem Studium der Architektur und der Hilfswissenschaften. Den mit seiner Ausbildung eben fertig gewordenen Architekten betraute sein Lehrer, Baurat Eisenlohr, mit der Durchführung des Baues von Schloß Ortenberg. Zunächst 1840 Hauptlehrer an der Gewerbeschule in Offenburg, kam Schneider 1841 an die Gewerbeschule in Freiburg, an der er bis 1877 wirkte. Zwanzig Jahre bekleidete er nebenbei das Amt eines Universitätsbaumeisters. Schneider starb 1883 in Freiburg. — An Bauwerken sind ihm zuzuschreiben: die Synagoge, die Villen Haas, nahe beim Bahnhof, und Mez in der Kartäuserstraße, das ursprüngliche Verkehrsamt am Rotteckplatz und wahrscheinlich einige Häuser in der Gartenstraße.



Aufnahme Rübke

Ausschnitt aus dem Dogelshauptplan des Josef Wilhelm Serch (1852).
Original: Augustinermuseum, Freiburg.

schaft berechnet ist, sich dem Auftrag der Gräfin anpaßte oder ob sie den Vorstellungen entsprach, die sich Schneider von einem spanischen Schloßchen machte — wer vermag dies zu entscheiden! Uns muß die Tatsache genügen, daß am Rand der damaligen Stadt ein Bauwerk in gewollt spanischem Schloßstil entstand. Es wird durch das herrliche alte Baumwerk des Colombigartens geschickt von der Umgebung gesondert und ins Unaufdringliche gerückt.

Lange durfte sich die Schloßherrin Maria Antonia Gertrud von Zea Bermudez geborene Colombi — der Eintrag auf der Tafel „Marie Christine von Colombi geborene Baronin Bodie“ ist einbarer Unsinn — ihres Besitzes nicht erfreuen. Sie starb schon am 6. August 1863, mittags 11 Uhr, im Alter von 54 Jahren 5 Monaten 16 Tagen. Woran, verschweigen uns der Sterbeschein und das Totenbuch der Pfarrei St. Martin. Die Todesursache wird um diese Zeit nicht eingetragen.

Um so mitteilbarer sind die Nachlassakten.

Der amtlichen Obsignation, die noch am Todestag der Gräfin stattfand, wohnten an die Mutter Marie Freiin von Bode und die Töchter der Verstorbenen Maria Philomene Coreto und Maria Josephine Christine.

Der Sohn Ferdinand war um diese Zeit „Offizial en la Seccion del Fomento y del Gobierno Civil“, also Beamter im Ministerium des Unterrichts und der schönen Künste in Teruel bei Valencia,

der Sohn Salvator „Auxiliar en la Secretaria del Estado“ in Madrid, Beamter des Staatssekretariats in Madrid.

Alle vier Kinder waren volljährig.

Versegelt wurden ein Schrank mit Schmuck und ein Schreibsekretär mit Schriften und Geld. Eine spätere Durchsicht der Schriften erbrachte das gesuchte Testament nicht. Da die Gräfin unter spanischem Gesetz stand, hatte das Notariat in Madrid die amtliche Bewilligung zum Vollzug der Erbteilung zu geben.

Diese Formalitäten wurden im Lauf des Januar 1864 erledigt. Der Teilung, die offenbar schließlich auf Grund freier Übereinkunft durchgeführt wurde, legten die vier Erben eine amtliche Inventarisierung zugrunde.

Bekanntlich können Inventaraufnahmen, als geschichtliche Quellen noch viel zu wenig ausgewertet, sehr aufschlußreich sein, da in ihnen ein und alles verzeichnet ist, was ins Haus gehörte und sich im Haus vorfand, bis hinab zu den kleinsten und nebensächlichsten Stücken.

So auch hier! Noch hier bekommen wir, trotzdem von den Erbberechtigten niemand minderjährig war, eine Übersicht über die ganze Vermögenslage und den gesamten Hausrat.

Zur Vermögensaufnahme fanden sich am 27. Februar 1864, also ein halbes Jahr nach dem Tod der Mutter, im Colombischloßchen ein

Don Ferdinand von Zea Bermudez und Colombi aus Malaga, offenbar der ältere Sohn,

Dona Coreto von Zea Bermudez und Colombi, „dahier wohnhaft“,

Freiherr Franz von Rink, K. K. österreichischer Kammerherr, „dahier wohnhaft“, als Generalbevollmächtigter des Don Salvator von Sea Bermudez und Colombi aus Malaga, der Vertreter also des zweiten Sohnes.

Die zweite Tochter, Christine, ist hier merkwürdigerweise mit keinem Wort erwähnt und durch niemanden vertreten.

Als „gerichtliche Fahrnissschätzer“ wohnten die Waisenrichter Joseph Bez und Franz Schüle der Amtshandlung bei, als „Pretiosenschätzer“ der „Goldarbeiter“ Anton Stadler.

Die Kommission verzeichnete als „Eigenschaften“ „das nach dem Namen der Besitzerin, der Gräfin Colombi, benannte Gut in der Nähe des Eisenbahnhofes, bestehend in einem erhöht gelegenen, neu erbauten Schlosse, das von ungefähr 111 Hausen Anlagen, Garten und Reben umgeben ist, mit zwei Portierhäuschen, einer Gärtnerwohnung, einem Gewächshause und einem Wasserbau mit Wasserkraft (also mit eigener Wasserversorgung). Dieses Gut, welches gegen die Straßen und Plätze mit einem eisernen Geländer eingefriedigt ist, grenzt gegen Süden an die neue Straße nach der Eisenbahn, gegen Osten an den Rotteckplatz, gegen Westen und Norden an verschiedene Güterbesitzer. Der Anschlag beträgt

für die Gebäulichkeiten, Hausplätze und Wasserkraft	82 100 Gulden
für die Güter	47 800 Gulden
	<hr/>
	129 900 Gulden“.

In der Sammelliste der Fahrnisse finden wir Familienbilder, Ölgemälde, Aquarelle, Lithographien, Kupferstiche, Miniaturen, Perlmuttermalereien, Bronzen im Wert zwischen 100 Gulden und 30 Kreuzer, darunter zahlreiche spanische Motive. Besondere Erwähnung verdient ein „Ölgemälde in Goldrahm: Kopf von Van Dyck gemalt“, angeschlagen zu 150 Gulden. Das Bild ist für den Grafen Ferdinand bestimmt.

Die Liste der „Schmuckgegenstände“ füllt sieben Seiten. Sie enthält Broschen, Uhrketten, Uhrengehänge, Ringe, Ohrringe, Armbänder, Petschaften, Siegelstöcke, in Gold, Silber, Elfenbein, mit Gemmen, Aquamarin, Kristall, Ametist, Malachit, Granaten, Carneol, Korallen. Zu notieren waren auch spanische und französische Orden. Nicht hoch bewertet wurden die Abzeichen des Ehrendienstes am spanischen Hof: die Kammerherrenschlüssel galten nur je zwei Gulden. Und während z. B. — ich erwähne dies der Vergleichszahlen wegen — goldene Broschen, goldene Ringe, Armbänder und andere Köstlichkeiten für das schmuckfrohe Geschlecht, das seine Reize unaufdringlich mit Gold, Silber, Platin und farbigen Steinen zu betonen wünscht, während die Stücke vom „Pretiosenschätzer“ Anton Stadler mit 2, 3, 6, 8, 10, wenn es hochkommt 20 Gulden angeschlagen werden, sind einige wenige Stücke dabei, die gar 120, 140, 250, 280 wert scheinen. Mit ganz hohen Beträgen stehen im Verzeichnis

Goldenes Diadem mit Brillanten	1800 Gulden,
Kollier mit Brillanten und einem Rubin	1750 Gulden,
Kollier mit Brillanten und Rubinen	1900 Gulden,
Goldene Brosche mit Brillanten	1660 Gulden,
Anhänger mit Brillanten	1230 Gulden.

Nach dem Inventar hat der Schmuck der Gräfin Sea Bermudez und Colombi einen Gesamtwert von 12 000 Gulden. Ich verzichte auf Einzelheiten über das Familiensilber, das Geschirr, das Weißzeug, und erwähne nur, daß die Gräfin mit Wäsche sehr gut ausgestattet war, indessen nur vier wollene Kleider und sieben seidene besaß, vier Hüte, dagegen neun Mantillen aus Seide, Samt, Wolle.

Nunmehr schritt die Kommission zur Feststellung der Zimmereinrichtungen, und da sie dabei ein Zimmer nach dem andern besuchte, sind wir heute in der Lage, die Wohnung von damals in etwa zu rekonstruieren.

Im unteren Stock befanden sich Fremdenzimmer, Zimmer für den Diener und die Dienerin, ein Bügelzimmer, Abstellräume. Auf der Westseite mit den zwei großen Fenstern lag die „Schloßkapelle“, wie das Inventar besagt, also die Hauskapelle. Sie enthielt einen gotischen Altar im Wert von 200 Gulden, Betstuhl, Lesepult und war mit vier Meßgewändern für einen regelmäßigen Gottesdienst ausgestattet.

Im oberen Stockwerk hatten das Speisezimmer, der Salon und der kleine grüne Salon ihre Sicht auf die Gartenanlagen zum Rotteckplatz. Daneben lagen der Arbeitsalon und die Schlafzimmer. Doch, ich will Sie auch hier mit den Einzelheiten nicht behelligen und Ihnen nur soviel verraten, daß die Zimmer gut eingerichtet, für meine Begriffe allerdings überreich mit Sitzgelegenheiten versehen waren. Man konnte auf einigen Kanapees oder auf einem der an die siebzig Plüsch- oder Rohrsessel Platz nehmen und sich je nach Neigung in spanische, französische, italienische oder englische Literatur vertiefen, vorwiegend Gedichte, etwas Geschichte, einige Reisehandbücher. Deutsche Bücher wies die Bibliothek nur wenige auf. Für den Gast, der der Stärkung bedurfte, lagen im Keller rund 1000 Liter 1861er und 62er und etwa 150 Flaschen Südwein bereit, Muskateller, Malaga, Jerez, Muntille, Fintille, Oporto.

Besonderen Wert hatte die Gräfin auf Pflanzen gelegt. Im Keller und im Gewächshaus standen Topf- und Kübelpflanzen — Sie ersuchen daraus, wie akkurat aufgenommen wurde — 75 Verbenen, 94 Geranien, 22 Saxifraga, 24 Entiana, 136 Pelargonien, 2 Baganien, 5 Sicopotien, Heliotrop, Kamelien, Kakteen, Myrthen, Hortensien, Juka, Cala, Azaleen, Oleander, Lorbeer, Palmen usw.

Damit war die Inventarverzeichnung beendet. Sie ergab einen Fahrniswert von 27 513 Gulden 9 Kreuzer und einen Gesamtwert mit 157 413 Gulden 9 Kreuzer.

Wollten wir auf Goldmarkwerte umrechnen, so hätte die Gräfin den durch die Kommission an Liegenschaften und Inventar festgestellten Vermögenswert von 1½ Millionen zu vererben gehabt. In der Aufstellung fehlen die — wie wir sehen werden: erheblichen — Bankkonten und Barmittel. Sie sollen, heißt es im Aktenstück, „dahier nicht verzeichnet werden“.

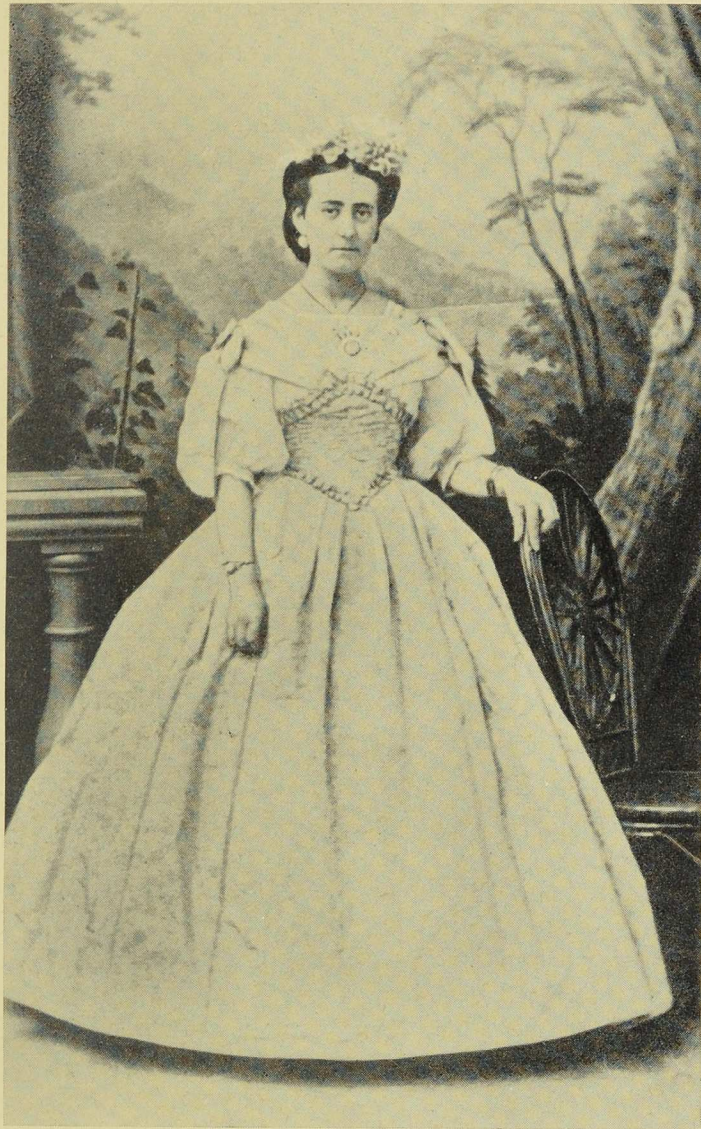
Von diesen Werten erfahren wir Einzelheiten aus den Nachlassakten der Tochter Maria Josephine C h r i s t i n e von Sea Bermudez und Colombi.

Christine war, wie ich bereits erwähnte, am 10. Juli 1841 in Paris geboren, beim Tod der Mutter also 22 Jahre alt. Sie scheint ihre Ausbildung im Kloster Sacré-Coeur in Kienzheim im Elsaß erhalten zu haben. Dort finden wir sie auch im Februar 1864 und, jetzt Braut des Grafen Richard von Kageneck, zusammen mit der Schwester Coreto wieder im Sommer 1866. Aus Kienzheim schreibt sie ihrer Freundin und Gespielin Frieda Feßer, der Tochter des Postsekretärs Feßer in der Schiffgasse in Freiburg, liebenswürdige Briefchen voller netter Nichtigkeiten und Höflichkeiten im Jungmädchen-ton.

Der letzte Brief aus Kienzheim ist am 22. August 1866 geschrieben. Den nächsten schrieb Christine am Abend des 4. September in Munzingen. Sie ist krank, sei allein, da Richard, der Bräutigam, den sie überaus liebte, in dringenden Geschäften nach Bleichheim mußte. Das Mädchen, das sie pflege, habe sich in der vergangenen Nacht

und den ganzen Tag sehr um sie gekümmert. Der Arzt meine, „es beginne, ein wenig besser zu gehen“. Er habe ihr aber dringend Schonung geboten.

Daraus und aus den Nachlassakten dürfte sich ergeben, daß Christine während der Vorbereitung der Hochzeit, die in Munzingen statthaben sollte, dort schwer erkrankte. Trotzdem sie bedenklich darniederlag, ist der Brief in seinem Inhalt klar und zeigt die



Aufnahme Fehrenbach

Christine Colombi. Original: Archiv Kageneck, Munzingen.

gewohnten Schriftzüge. Eine Bleistiftnotiz verrät, daß das junge Menschenleben am folgenden Morgen um sieben Uhr erloschen war. Die Todesursache ist auch hier wieder nicht angegeben, weder im Totenbuch von St. Martin anlässlich des Beerdigungseintrags, noch in den Nachlassakten. Soviel ist indes jedenfalls sicher, daß alles Gerede von Selbstvergiftung oder gewaltsamem Tod dummes, sensationsgieriges Geschwätz ist. Das Erbe der Gräfin Christine bestand, diesmal mit Francis angesetzt, wobei 1 Gulden rund 2 Francs entspricht in

dem Anteil am Freiburger Gut mit	73 514 Francs
Fahrnissen im Wert von	18 844 Francs 65 Cent.
Bankguthaben mit	139 052 Francs 63 Cent.
einem Gesamtguthaben also mit	231 411 Francs 28 Cent.
bzw. nach Abzug von Auslagen in	225 190 Francs 06 Cent.

Die Anteile der drei Geschwister Fernando, Salvator — er befindet sich „zur Zeit in Mexiko“ — und Coreto — sie hielt sich in Kienzheim auf — betragen je 75 063 Francs 35 Cent.

„Die Verstorbene besaß mit ihrer Schwester Coreto verschiedene Kirchengegenstände wie einen Altar samt Bild, Monstranz, Kelch, Messgewänder usw., welche schon früher der Kirche in Bleichheim geschenkt wurden und deshalb nicht mehr in gegenwärtiger Teilung erscheinen.“

In einem der beiden nächsten Jahre verheiratete sich Coreto Zea Bermudez und Colombi mit Leon Feune in Delsberg, Kanton Bern. Feune hatte in Freiburg studiert und wurde schließlich Großrat in Bern. Von dem Getuschel, er habe das Vermögen seiner Frau als Spieler durchgebracht, dürfte wahr sein, daß er auch schon einmal sein Schweizerjaß klopfte. Mit Christines mysteriösem Tod und dem Spieler und Abenteuerer ist mithin nichts. Die Fakten reichen beim besten Willen nicht zu einem Sensationsstück!

Nach der Heirat der Coreto blieb nur noch die 85jährige Großmutter in Freiburg. Für sie war das Haus, das die Tochter gebaut, der Park, den diese hatte anlegen lassen, eine Last. Coreto hatte nur kurz dort gelebt, für deren Brüder bestanden Bindungen überhaupt nicht. So zögerten alle nicht lange, ihre Anteile zu verkaufen, als 1867 der Rentamtmann Joseph Anton Sporer in Freiburg die Liegenschaft erwerben wollte. 1867 verkaufte ihm Ferdinand seinen Anteil, 1869 im Januar Coreto Feune den ihrigen, im Februar Salvator schließlich den Rest.

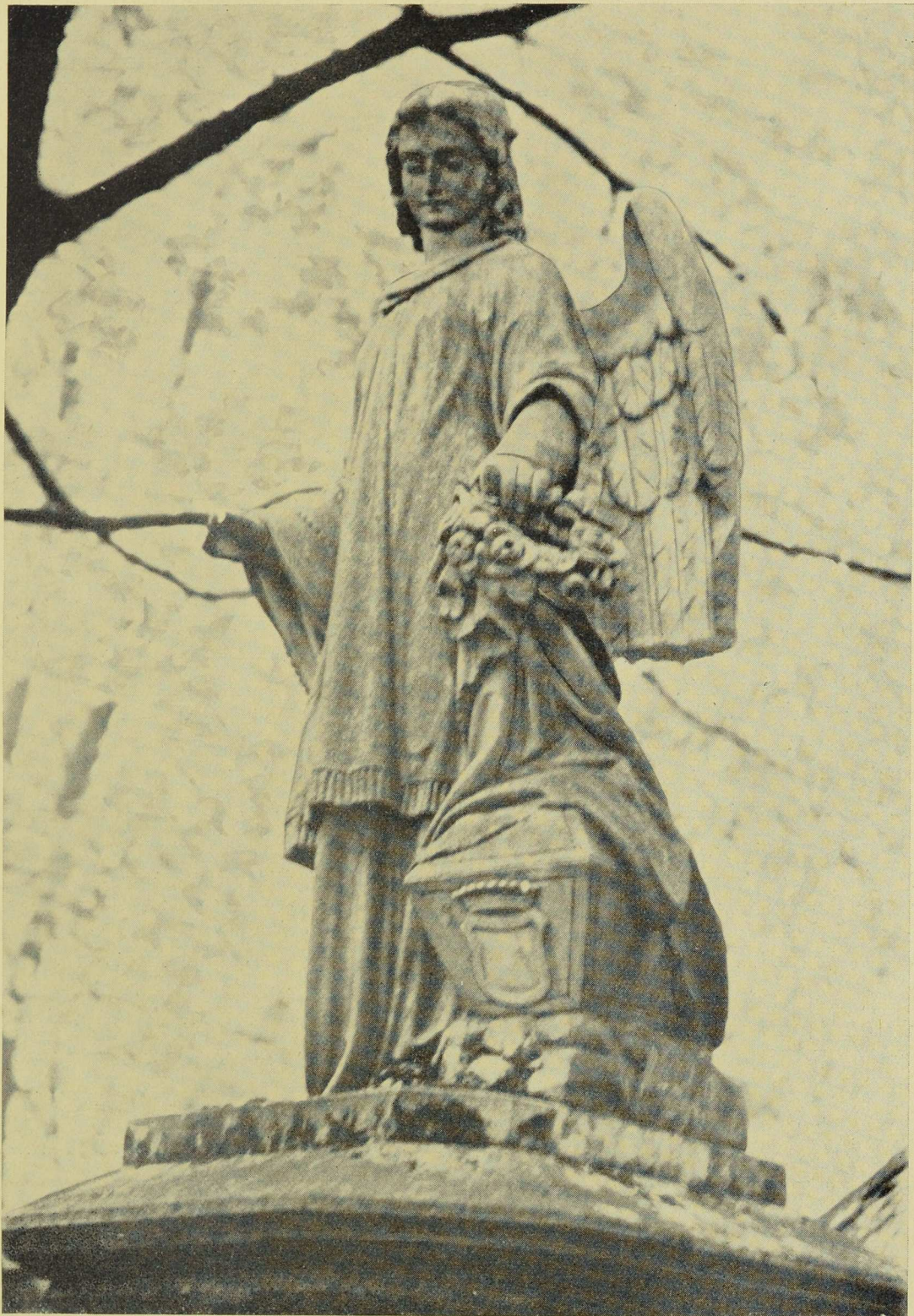
Ob Sporer in fremdem Auftrag gehandelt hatte, ob er des Besitzes nicht froh wurde, muß offen bleiben. Jedenfalls gab er bereits im Spätherbst 1869 sein „zweistöckiges, in elegantem Stil erbautes Schloß mit gewölbtem Keller, zwei Portierhäuschen, zweistöckigem Gartenhaus, Gewächshaus“ für 85 000 Gulden an Johann Georg Thoma „aus Todtnau, Privatmann“, und dessen Frau Rosa weiter. Thoma trennte vom Besitz den Nordteil ab — auf ihm entstand die nach Thomas Frau benannte Rosastraße — und den Westteil mit den Bauplätzen zur Colombistraße. Die die beiden Straßen vom Gut scheidende Mauer mag Thoma viel Geld gekostet haben, trotzdem ein Teil der Quadersteine sicher aus dem Trümmerschutt der ehemaligen Bastei herausgeholt wurde.

Doch noch einmal kurz auf die Familie Colombi zurück!

Die Mutter der Schöpferin des Schloßgutes wohnte „am Karlsplatz“ gegenüber der Karlskaserne, der heutigen Erasmusstraße. Und dort ist Marie von Colombi geborene Bode auch am 26. Juli 1872, morgens sieben Uhr, im Alter von neunzig Jahren gestorben.

Daß man bei diesem Todesfall der Tochter habe Wallfahrten für das Seelenheil der Mutter verkaufen wollen, kann nur ein blödes Geschwätz sein — derlei ist meines Wissens nicht üblich, und zudem war die Tochter damals bereits seit zehn Jahren tot.

Die Gräfin hatte am 3. Juni 1871 in klarer deutscher Schrift ihr Testament geschrieben und ihm später noch einige Zusätze gegeben. Da sie offenbar ganz sicher-



Aufnahme Jehrenbach

Grabmal der Christine von Zea Bermudez und Colombi auf dem Alten Friedhof in Freiburg.

gehen wollte, in zwei Exemplaren. Das Haus „am Karlsplatz“ vermachte sie mitsamt der Einrichtung als Geschenk der Tochter Coreto verheiratete Feune. Die Hälfte des in Petersburg, Paris und Freiburg angelegten Vermögens ging in drei gleichen Teilen zu je 67 250 Gulden an die drei Enkelkinder Ferdinand, Salvator und Coreto. Über die andere Hälfte war durch Legate verfügt. Auch einige „souvenirs“ hatte die alte Dame vorgesehen, so: „Meinem Nefsen Klemens Baron von Bode vermache ich alle meine Familienpapiere und Briefe wie auch das Porträt meiner seligen Mutter und ihre Geschichte, in drei Bänden, von ihr selbst geschrieben. — Meinen Testamentsvollstrecker Forstmeister Freiherrn Franz von Rink bitte ich meine bronzene Pendule anzunehmen, seine Frau Gemahlin mein großes Sapis-Lazuli-Kreuz.“ Freiherr von Rink war im Testament angewiesen, „für den Vollzug aller meiner Anordnungen zu sorgen, namentlich auch jede einseitige und unbefugte Einmischung des einen oder andern Erben mit Entschiedenheit zurückzuweisen“.

Zu einer Auseinandersetzung der Erben kam es nicht, wieweil die Bevorzugung der Enkelin den Enkeln zunächst nicht gepaßt zu haben scheint.

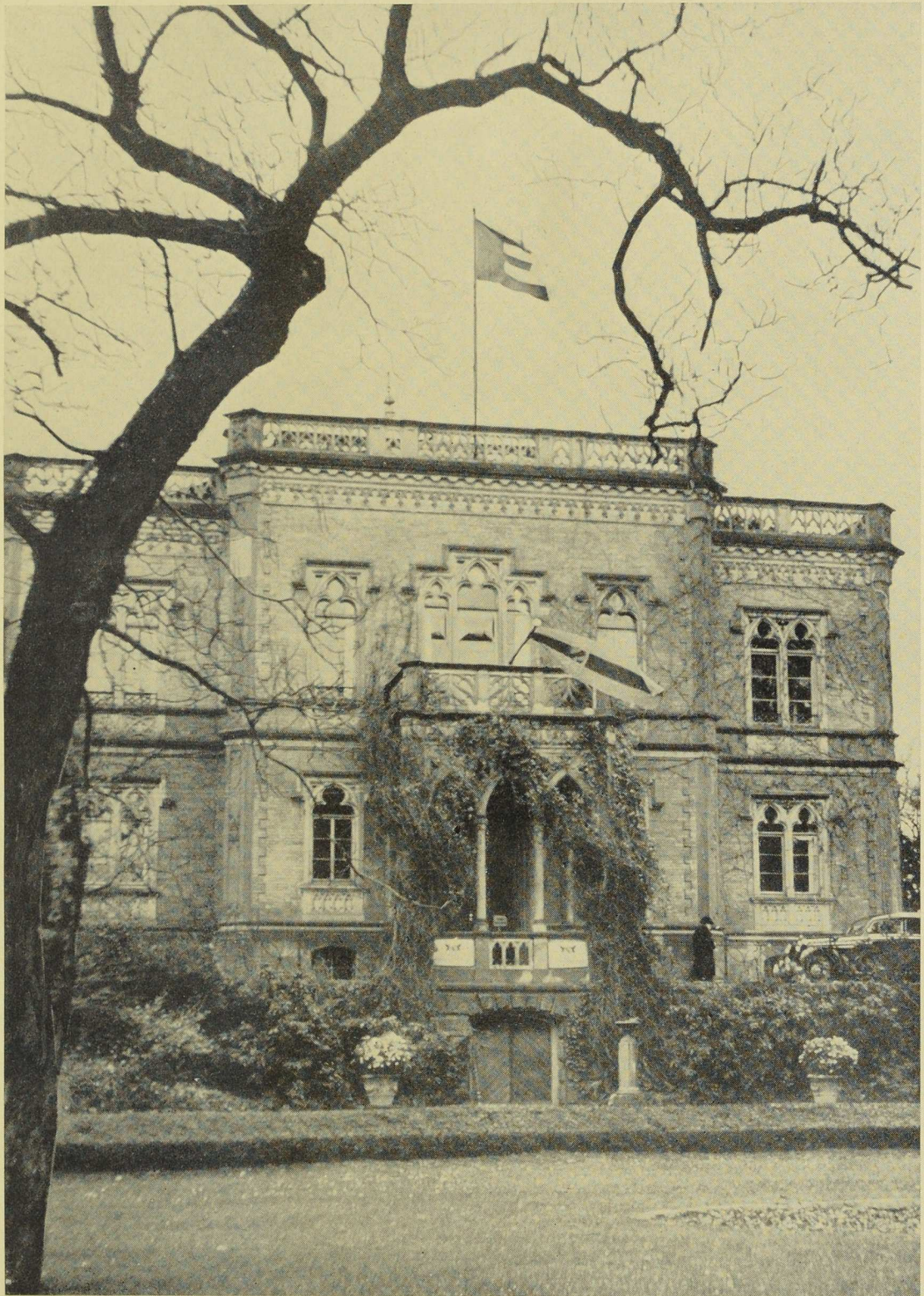
Damit schließen, soweit ich sehe, in Freiburg die Akten über die Familie Colombi. Die Erinnerung an sie bleibt gesichert durch die großzügige Schöpfung der Maria Antonia Gertrud von Sea Bermudez und Colombi: den Colombigarten mit dem Schloßchen, dessen fremdartige Bauform in diesem Rahmen durchaus angeht und ohnedies durch die Gewöhnung ihre Auffälligkeit für uns verloren hat.

Wir haben die Geschichte des Anwesens bis zum Übergang an den Todtnauer Fabrikanten Johann Georg Thoma verfolgt, also bis zum Spätherbst 1869.

Thoma starb am 7. Dezember 1890. Erben waren die Witwe Rosa, die Tochter Karoline Berta — sie war verheiratet mit dem Fabrikanten Max Ackermann in Omegna in Oberitalien — und der Sohn Emil Thoma, Fabrikant. Nach dem Tod der Mutter, 15. Oktober 1893, waren die Geschwister die alleinigen Eigentümer.

Schon Jahre zuvor, noch zu Johann Georg Thomas Lebzeiten, im November 1887, plante der Freiburger Stadtrat, die Liegenschaft für die Stadt zu erwerben. Indes ruhten während der nächsten Jahre die Verhandlungen. Sie kamen letztlich 1899 zum Abschluß: am 14. April genehmigte der Bürgerschaft den Kauf, und am 2. Mai vollzog der Grundbuchbeamte den Übergang der Villa, des Ökonomiegebäudes an der Rosastraße, der zwei Portierhäuschen am Rotteckplatz, des Reb- und Gartengeländes, einer Liegenschaft von insgesamt 1 Hektar 48 Ar 85 Quadratmeter, von den bisherigen Eigentümern Emil Thoma, Fabrikant, und dessen Frau Leonie und der Schwester Bertha Ackermann geborenen Thoma an die Stadtgemeinde Freiburg. Der Kaufpreis betrug 810 000 Mark.

Daß die Liegenschaft in den Besitz der Stadtgemeinde kam und der Park einige Jahre später, 1909, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, ist eines der vielen Verdienste, die sich der damalige Oberbürgermeister Winterer um Freiburg erwarb. Er war es auch, der der Bürgerschaft die Sehenswürdigkeit eines Reblandes mitten in der Stadt in besondere Obhut gab, der indes in gleicher Weise die planvolle Pflege des alten Baumbestandes und der prächtigen Gartenanlagen begann. Sie liegt auch heute in guten Händen, und mein Nachbar Kromer ist von früh bis spät unverdrossen dabei, die Anlagen, die während des Krieges ohnedies und besonders am 27. November 1944 Not litten, mustergültig in Ordnung zu bringen und vorbildlich in Ordnung zu halten.



Das Colombischloßle.

Aufnahme Fehrenbach

Der Wohnbau, das „Schlößchen“, diente seit 1899 den verschiedensten Zwecken. Zunächst blieb er mit zwei Wohnungen vermietet. Dann nahm er die Städtische Kunstsammlung auf, 1914 eine militärische Dienststelle, dann Ausstellungen der mannigfaltigsten Art, das Musikseminar, Büros der städtischen Verwaltung. Nach dem Krieg wurde im Colombischlößchen die Badische Staatskanzlei eingerichtet.

Den schmucken Rahmen geben die Gartenanlagen zu Füßen alter Baumriesen ab. Zwischen ihnen ragt, die Schaufseite der Stadt zukehrend, das Gesamtbild reizvoll belebend, das Schlößchen auf.

Stammtafel I

Bode	Jakob	geb. 1585 in Aachen.
Bode	Gerhard	geb. 1620 in Lippstadt, gest. 1697, Professor und Superintendent.
Bode	Justus	geb. 1667, gest. 1727 in Frankfurt, Kaiserl. Reichshofrat in Wien, geadelt „von Bode“: Wien 1713.
von Bode	Lothar	Preußischer Major, verh. mit Amalie von Adlerstein.
von Bode	August	geb. 1742 in Neuhof, gest. 1797 in Kamerhoff, verh. 1775 mit Marie Kinnesley;

11 Kinder, darunter:

1. Klemens, 1777—1846, Kaiserl.-russ. Generalmajor.
2. Heinrich, geb. 1778, Kaiserl.-russ. Generalmajor.
4. Karl, geb. 1780.
5. Marie, geb. 1782.
7. Felix, geb. 1785.
8. Ludwig, geb. 1787, Kaiserl.-russ. Hofmarschall und Oberinspektor der Sammlungen im Kreml zu Moskau.
Töchter wurden die Fürstinnen Obolenski und Wjansenskij.

Stammtafel II

1. Maria Kinnesley, geb. London 1748, gest. Moskau 1812	⊙ London 1775 Okt. 21	Baron Karl August von Bode, geb. Neuhof 1742, Juni 1, gest. Kamerhoff (Südrußl.) 1797.
2. Marie von Bode, geb. Bergzabern 1782, August 5 gest. Freiburg 1872, Juli 20	⊙ ?	Graf Anton Joseph von Colombi, geb. ? gest. Petersburg 1812.

Nach: Gotha, Briefadel, 1912.

3. Maria Antonia Gertrud, Gräfin von Colombi, geb. Petersburg 1809, Febr. 13, gest. Freiburg 1863, August 6	⊗ Freiburg 1832 Okt. 4	Graf Salvator von Zea Bermudez aus Malaga, geb. ? gest. Rom, Oktober 31.
--	------------------------------	---

4. Maria Josephine C h r i s t i n e Gräfin von Zea Bermudez und Colombi,
geb. Paris 1841, Juli 10
gest. Munzingen bei Freiburg, 1866 September 5, beerdigt in Freiburg⁶

Geschwister:

Don Ferdinand von Zea Bermudez

Don Salvator

Dona Maria Philomene C o r e t o

⊗ zw. 1866 und 69 mit Leon Feune aus Delsberg.

⁶ Das Grabmal stammt von Bildhauer Alois Knittel († 1875). Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Viktor Wagner, der, ohne daß die Öffentlichkeit davon erfuhr, selbstlos seit langem Zeit und Geld aufwendet, um zahlreiche Gräber des Alten Friedhofs vor dem weiteren Verfall zu bewahren.

Nachruf für Professor Krebs

Am 29. November 1950 starb nach längerem Leiden Herr Universitätsprofessor Prälat Dr. theol. et phil. Engelbert Krebs. Mit ihm hat unsere Universität einen ihrer bekanntesten Gelehrten und Lehrer, die Stadt Freiburg einen ihrer treuesten Bürger verloren.

Das segensreiche Wirken des Verewigten als Gelehrter und akademischer Lehrer und seine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit auf dem Gebiete der Theologie, der praktischen Seelsorge, der Philosophie und der Geschichte sichern ihm für immer einen ehrenvollen Rang in den Annalen unserer Universität.

Was uns im Schauinslandverein besonders innig mit Engelbert Krebs verband, ist außer dem Reiz seiner liebenswürdigen Persönlichkeit seine vorbildliche Treue zur angestammten Heimat und seine unermüdliche Tätigkeit im Dienst der Heimatpflege allgemein und in unserem Verein ganz besonders. Als Sohn einer altangesehenen Freiburger Familie im Schatten unseres Münsters geboren und aufgewachsen, hat er die Liebe zur Heimat und die Freude am Studium ihrer Geschichte schon von seinem Vater geerbt, der ebenfalls ein langjähriges Mitglied unseres Vereins war. Schon als Gymnasiast studierte Engelbert Krebs eifrig die Veröffentlichungen unserer Zeitschrift. Die erste wissenschaftliche Arbeit, mit welcher er im jugendlichen Alter von 22 Jahren erstmals an die Öffentlichkeit trat und mit welcher er an der hiesigen Universität promovierte (Dr. phil.), behandelt ein Thema aus der Geistesgeschichte des mittelalterlichen Freiburgs. Nach Abschluß seines theologischen Studiums und mehrjähriger Tätigkeit in der praktischen Seelsorge kurz vor dem Ersten Weltkrieg in die Heimat zurückgekehrt, wurde er als geschätzter Heimatschriftsteller zur Mitarbeit zu dem prächtigen Schullesebuch „Aus Freiburgs Vergangenheit und Gegenwart“ herangezogen. In nicht weniger als elf Lesebüchern desselben hat er die Schönheiten unseres Münsters und der herrlichen Umgebung Freiburgs in populärer, für junge und alte Leser gleich interessanter Weise geschildert. In dieser und anderen in der Tagespresse erschienenen Arbeiten zeigt sich der vielseitige Schriftsteller von seiner liebenswürdigsten Seite.

Seit 1912 betätigte sich Engelbert Krebs fleißig im Schauinslandverein. Mit zahlreichen, stets gern gehörten Vorträgen erfreute er unsern Verein und die andern historischen Vereine unserer Heimat; eine Reihe von Veröffentlichungen aus der Geschichte, insbesondere der Kunstgeschichte von Freiburg und dem Breisgau, erschienen von ihm im Laufe der Jahre in unserer Zeitschrift. Erwähnt sei hiervon nur die im Jahrgang 1915 veröffentlichte gründliche und mit reichem Bildmaterial ausgestattete Studie aus dem Freiburger Künstlerleben, betitelt: „Ponte Molle, zwei Künstlergesellschaften in Rom und Freiburg“, in der er besonders dem späteren Hofmaler Wilhelm Dürr, dem späteren ersten Präsidenten des Schauinslandvereins, und andern Künstlern der Zeit von 1848 bis 1870 ein ehrendes Denkmal setzte.

Beim Jubiläum des Schauinslandvereins im Jahre 1933 unternahm es Engelbert Krebs, in einem Festvortrag einen Rückblick auf die zurückliegenden 60 Jahre der

Dereinstätigkeit zu geben. Dieser unter der Überschrift „Wie der Schauinsland uns die Heimat schauen und lieben lehrte“ im Jahre 1934 veröffentlichte Vortrag zeichnete in formvollendeter Sprache die vielseitige Tätigkeit des Vereins auf allen Gebieten der Erforschung der Heimatgeschichte, der Förderung der Liebe zur Heimat und des Schutzes der heimatlichen Kulturdenkmäler und gedachte dabei in besonders ehrender Weise des verdienstvollen Hauptgründers unseres Vereins, Professor Fritz Geiges, der damals mit seinem 80. Geburtstag das Jubiläum einer 60jährigen Tätigkeit im Schauinslandverein feiern konnte.

Die auf 1933 folgenden Jahre haben leider wie so vielen anderen guten Deutschen auch Engelbert Krebs schweres Leid gebracht. Ein Mann von seinem weltweiten Blick mußte von einem System brutaler Gewaltanwendung und Unterdrückung jeder geistigen Freiheit angewidert werden. Als charaktervoller, wahrheitsliebender Mann machte er aus der Ablehnung dieses Systems keinen Hehl und war daher dessen Machthabern von Anfang an verdächtig. Eine gemeine Denunziation gab den Anlaß, den in der gesamten wissenschaftlichen Welt hochangesehenen Hochschullehrer aus dem Amt zu entfernen. Diese Kränkung und der furchtbare Schlag des 27. November 1944 haben die Flügel des Geistes von Engelbert Krebs gebrochen. Körperlich und seelisch krank, verfiel er einem langen Siechtum, das auch die ehrenvolle Rehabilitierung nach dem Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft nicht mehr aufzuhalten vermochte und wohl sein vorzeitiges Hinscheiden herbeiführte.

Der Breisgauverein Schauinsland ist stolz darauf, einem Mann von der Geistesgröße Engelbert Krebs' viele Jahre lang als eines seiner tätigsten Mitglieder zu den Seinigen gezählt zu haben. Er dankt ihm tief bewegt für alles, was er in Wort und Schrift für die Breisgauer Heimatgeschichte gewirkt und geschaffen hat, für seine vorbildliche Treue zu unserem Verein und für die vielen frohen Stunden, die er auch durch seine geselligen Gaben, seine Erzählerkunst und seinen frohen Humor uns bereitet hat. Wir werden dem Verewigten ein ehrendes und dankbares Andenken über das Grab hinaus bewahren.

J. H o l l e r, Vorsitzender.

44. Vereinsbericht

(herausgegeben mit dem 70. Jahrlauf)

Daß wir als 70. Jahrlauf unserer Zeitschrift den Mitgliedern einen so stattlichen Band behändigen können, ermöglichen uns Zuschüsse, die uns der Herr Staatspräsident Leo Wohleb, das Badische Ministerium des Kultus und Unterrichts in Freiburg, die Stadtverwaltung Freiburg und Freunde des Vereins in Wirtschaft und Industrie in reichem Maß zuwandten. Allen sei herzlicher Dank gesagt. In der finanziellen Förderung sehen wir Anerkennung, Gutheißung und Verpflichtung.

In Trauer und Dankbarkeit gedenken wir jener, die der Tod — zumeist nach vielen Jahren treuer Mitgliedschaft — aus unseren Reihen riß.

Die Vereinsämter haben inne als:

Vorsitzender und Gaugraf: Josef H o l l e r , Ministerialdirektor a. D.

Stellvertretender Vorsitzender: Dr. Werner N o a c h , Direktor der Städtischen Sammlungen und Universitätsprofessor.

Geschäftsführender Vorsitzender: Joseph L. W o h l e b , Kreisoberschulrat und Archivrat.

Verwalter: Hans H e r t r i c h , Obersekretär a. D.

Schriftleiter: Dr. Martin W e l l m e r , Archivrat, Leiter des Landesarchivamts.

Im Rahmen unserer Vortragstätigkeit sprachen

1950/51

Dienstag, 24. Oktober, im Institut für Urgeschichte: Dozent Dr. Wolfgang K i m m i g über „Urgeschichtliche Neufunde aus Südbaden“, mit Lichtbildern.

Donnerstag, 23. November, auf der „Stube“: Hermann K a m b a c h über „Waldkirch im Dreißigjährigen Krieg“.

Donnerstag, 14. Dezember, auf der „Stube“: Dr. phil. Gerold W a l s e r über „Der Suebenherzog Ariovist, eine Persönlichkeit aus der Frühgeschichte des Oberrheins“.

Donnerstag, 25. Januar, auf der „Stube“: Universitätsprofessor Dr. Clemens B a u e r über „Rund um das Freiburger Urkundenbuch, Betrachtungen zu Band 2“.

Mittwoch, 28. Februar, auf der „Stube“: Ministerialdirektor Josef H o l l e r über „Die Regelung des Nachlasses des Majors a. D. Heinrich von Hennenhofer in Freiburg im Jahr 1850“.

Donnerstag, 15. März, auf der „Stube“: Generalstaatsanwalt Professor Dr. K. S. B a d e r über „Aus dem Leben des Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg“.

Montag, 9. April, in der Universität: Universitätsprofessor Dr. Friedrich Meß über „Der Kaiserstuhl, Landschaft und Siedlung“, mit Lichtbildern.

Sonntag, 29. April, in Endingen — nach einer Stadtführung durch Museumsdirektor Professor Dr. W. Noack —: Pfarrer Dr. B. Schelb, Bözingen, „Zur Gründung der Stadt Endingen“.

Donnerstag, 31. Mai, auf der „Stube“: Staatsanwalt Dr. Karl Freiherr von Schowingen über „Franz von Roggenbach als badischer Politiker“.

1951/52

Dienstag, 9. Oktober, auf der „Stube“: Dr. Helmut Bender über „Der Verleger Bartholomäus Herder (1774—1839)“.

Donnerstag, 29. November, auf der „Stube“: Dr. jur. Walter Schneider über „Das Großpriorat und Fürstentum Heitersheim; Entstehung und Anfall an Baden“.

Donnerstag, 13. Dezember, auf der „Stube“: Studienrat Hermann Schilli und J. C. Wohleb über „Die Glashütte und Glasmacherrodung Äule“, mit Lichtbildern.

Dienstag, 15. Januar, auf der „Stube“: Pfarrer Dr. A. Futterer, Achkarren, über „Ursprung und Entwicklung des Dorfes und der Pfarrei Schelingen“.

Donnerstag, 21. Februar, auf der „Stube“: Geistlicher Rat Professor Dr. Hermann Ginter, Wittnau, über „Franz Xaver Kraus und die kirchlichen Denkmäler unserer Heimat“.

Donnerstag, 27. März, in der Universität: Oberst a. D. Erich Blankenhorn über „Aus Freiburgs Wehrgeschichte in den Jahren von 1792 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“, mit Lichtbildern.

Donnerstag, 3. April, in der Universität (in Verbindung mit dem Architekten- und Ingenieurverein, Bund deutscher Architekten, der Kunstwissenschaftlichen Gesellschaft und der Ortsgruppe Freiburg der „Badischen Heimat“): Professor Dr. ing. Karl Gruber, Darmstadt, über „Ordnung und Freiheit im Städtebau“, mit Lichtbildern.

Dienstag, 20. Mai, auf der „Stube“: cand. phil. Leo Teutsch über „Die Römer in Südwestdeutschland während der ersten vier Jahrhunderte n. Chr.“.

Im Rahmen der Vortragstätigkeit der Heimatgruppe Waldkirch unseres Vereins sprachen

am Mittwoch, 13. Dezember 1950, im Festsaal von St. Margaretha: Hermann Rambach über „Waldkirch im Dreißigjährigen Krieg“;

am Mittwoch, 28. März 1951, im Festsaal von St. Margaretha: Ministerialdirektor J. Holler, Freiburg, über „Im Elztal gültiges Geld im Lauf der Jahrhunderte“, mit Lichtbildern, und

am Samstag, 27. Oktober 1951, im Rebstocksaal (in Verbindung mit dem Verkehrsverein und der historischen Bürgerwehr): Hermann Rambach über „Brauchtum im Schwarzwald“.

Freiburg im Breisgau, im Juli 1952

Der Vorstand.

Inhaltsverzeichnis der Jahrläufe 1 (1873) bis 69 (1950)

1. (1873) C. v. Gagg, Geschichte des Breisgaus. — S. G., Der Kaßenturm zu Freiburg. — v. L., Das Suggental. — H. H., St. Ulrich. — F. G., Die Schneeberg. — M. H., Berghausen. — C. v. A., Pflanzenleben im Breisgau. — H. G., Hexenprozesse im Breisgau. — F. G., Die Limburg. — D. B., Ein Besuch beim goldenen Marti in Oberried. — O. v. L., Zur Geschichte des Weines. — Sagen.
2. (1874) Martini, Ein Gang nach St. Trudpert. — Schönhuth, Die Burgen des Mittelalters. — Martini, Der Neuenfels. — Arx, Ebringen. — Kniebühler, Die St. Katharina-Kapelle. — Martini, Istein. — Sagen.
3. (1876) Mezger, Tennebach. — Reich, Aus dem Münstertal. — Maurer, Reste altdeutscher Frühlingsfeierlichkeiten im Breisgau. — Werkmann, Heitersheim. — Maurer, Die Burg Landeck. — C. v. G., Der Nonnenmattweiher. — Mezger, Kibfelsen und Kibbad. — O. v. E., Die blutige Kirchweih zu Ebringen. — Herrmann, Todtnau. — Martini, Sizenkirch. — Martini, Die Sauzenburg. — Sagen.
4. (1877) Maurer, Burg Lichteneck und die Pfalzgrafen von Tübingen. — Martini, Auggen. — v. Eisengrein, Eine Erinnerung an Josef II. — Maurer, Der Name hamberg. — W., Der Mauracherhof und das St. Severins-Kirchlein. — Huggle, Gutenau. — W., Das Frauenkloster Sizenkirch. — Mezger, Der Eichener See. — Bader, Die Burg Wiesneck. — Martini, St. Ilgen. — Balln, Die Besetzung der vier Waldstädte durch den Rheingrafen Otto Ludwig. — Ecker, Am Tuniberg vor vielen Jahren. — Sagen.
5. (1878) Martini, Bärenfels. — v. Eisengrein, Die Granatschleiferei im Breisgau. — Geiges, Das alte Freiburg in seiner Blütezeit. — Geiges, Bürgerleben zu Freiburg ausgangs des 15. Jahrhunderts.
6. (1879) Maurer, Eendingen. — Geres, Aufzeichnungen des J. B. von Baden. — Kürzel, Die Kürnhalde. — Werkmann, Kirchhofen 1633. — Maurer, Das Weiher-
schloß bei Emmendingen. — Bader, Wappen und Wahrzeichen. — Kürzel, Kichenweuer.
7. (1880) Bader, Die Burg und Stadt Staufen. — Kürzel, St. Landolin. — Maurer, Geschichte der Stadt Kenzingen. — v. Eisengrein, Ausflug ins kirchzartener Tal. —
8. (1881) Geres, Der Vogelschuß im Mittelalter. — Kürzel, Das Frauenkloster Friedenweiler. — Bader, Staufen. — Münzer, Umkirch. — v. Eisengrein, Die Dekoration der Fassade des Kathhauses zu Freiburg.
9. (1882) Geres, Faustsage. — Siegler, Eine Nadelarbeit aus dem 17. Jahrhundert. — Geiges, Das Wappen der Stadt Freiburg. — v. Eisengrein, Ein Ausflug auf den Schauinsland. — Geiges, Fragmente einer Glasmalerei aus dem 14. Jahrhundert. — v. Eisengrein, Der Schloßberg bei Freiburg. — Schneider, Mittelalterliche Con-
schieße aus Freiburg. — Geres, Kaspar Mercys Heldentod 1644. — Sagen.
10. (1883) Geiges, Unsere alten Münsterglocken. — v. Eisengrein, Eine Über-
schwemmung des Breisgaus in alter Zeit. — Maurer, Wöplinsberg. — Geres, Der
postreiter von Emmendingen. — Geiges, Aus der Zeit alter Zunft Herrlichkeit. —
Schneider, Die Pfarrkirche zu Kenzingen. — Geiges, Wolf von Hürnheim. —
v. Eisengrein, Kaiser Maximilian und seine Beziehungen zu Freiburg. — Münzer,
Buchholz. — v. Eisengrein, Der Markustag 1800.
11. (1884) Geres, Aufzeichnungen aus Eichstetten. — Poinsignon, Die heilkräftige
Quelle und das Haus des hl. Lazarus zu Schlatt. — Bader, Die wilden Schneeberger. —
Geres, Zur Geschichte des Freiburger Theaters. — Geres, Der Heselips zu Bahlingen. —
v. Eisengrein, Das Höllental. — Geiges, Das alte Freiburg.

12. (1885) Poinſignon, Das Großherzogliche Palais zu Freiburg. — Kraus, Wandgemälde zu Ziel. — Geres, Das Staravasniq- Grabdenkmal. — Kübler, Aufzeichnungen aus Munzingen. — Fuchs, Freiburger Botenposten. — v. Gagg, Aus dem Herental. — Rosenberq, Ein Ehrenpokal der Stadt Freiburg. — Geiges, Freiburg unter den Grafen von Urach. — Geres, Sempach.

13. (1886) Kraus, Altar von Weisweil. — Poinſignon, Bechtoldskirch. — Wever, Die Römischen Bäder zu Badenweiler. — Maurer, Riegel. — Lübke, Ein Totentanz in Badenweiler. — Poinſignon, Das Kukuksbad und die Höhlen am Ölberg. — Poinſignon, Römische Töpferei zu Riegel. — Poinſignon, Die Burgen zu Auaen. — Fuchs, Das alte Breisgauische Postwesen. — Trenkle, Zur Entwicklungsgeschichte des Schwarzwälder Bergbaus. — Poinſignon, Die verschollene Burg Birsiberg.

14. (1887) Geres, Peter von Hagenbach. — Poinſignon, Das verschollene Kloster St. Peter auf dem Kaiserstuhl. — Trenkle, Kaiser Maximilians Beraordnung. — Poinſignon, Das Weiherſchloß Inzlingen. — Hugaard, Der Verkauf der Herrschaften Staufen und Kirchhofen an St. Blasien. — Poinſignon, Ruine Rotenburg. — Leo, Die geſchnitzten Bildwerke in der Stiftskirche zu Säckingen. — Poinſignon, Der zeltende Herrſtoteles. — Ein Zollerngrab in Freiburg. — Ziegler, Die Konzel im Breisacher Münster. — E. Der Weitenauer Dinahof. — Poinſignon, Die Zigeuner am Oberrhein. — Hugaard, Die Beziehungen der Herren von Staufen zu Freiburg.

15. (1888) Geres, Rohan-Enobien. — Poinſignon, Der St.-Chriſtophs-Turm zu Freiburg. — Henck, Aus dem ältesten Freiburg. — Poinſignon, Der Altar in der Cocherer-Kavelle des Freiburger Münsters. — E. M., Kloster Weitenau. — Hugaard, Die Herrschaft Staufen im Bauernkrieg. — Gött, Das Taufbecken von Badenweiler. — Hugaard, Die Stubenaefellſchaft und das Stubenhaus zu Staufen. — Birkenmayer, Waldshut. — Poinſignon, Gericht in der Wiehre bei Freiburg. — Hugaard, Burg Scharfenstein. — Lanaer, Die Stadtsoldaten zu Breisach. — Poinſignon, Das ehemalige Schloß Friedlingen. — Maurer, Der Brand des Schloſſes Hochberg 1684.

16. (1889) Poinſignon, Der Totentanz in der Michaelskavelle des alten Friedhofes zu Freiburg. — E. M., Lazarus Schwendi. — Hugaard, Der Bergbau im Müntertal. — Poinſignon, Dorfordnung von Au und Sölden. — Lanaer, Das Breisacher Gymnaſium. — Hugaard, Das Priorat St. Ulrich. — Poinſignon, Die Territorialverhältnisse des Breisgaus. — v. Eiſengrein, Herdern bei Freiburg. — Dierneſſer, Die hl. Kümmeris.

17. (1890) Poinſignon, Die Kafernen zu Freiburg. — Lanaer, Eine Reiſe nach Breisach und Freiburg im 17. Jahrhundert. — Poinſignon, Bürgermeiſterwahl zu Freiburg 1772. — Ziegler, Bildwerk in Waldkirch bei Waldshut. — Schön, Die Herren von Gwals Beſitzer des Schloſſes Sponeck. — Lanaer, Das Rheintor zu Breisach. — Maurer, Die Burg Schwarzenberg. — Henck, Berthold V. von Zähringen. — Schäfer, Frau Welt, eine Allegorie des Mittelalters. — Sarrazin, General Mirabeau-Tonneau. — Geres, Moreaus Rückzug 1796.

18. (1891) H. Suſſann, Conradus Buraer. — Sarrazin, Zigeuner am Oberrhein. — Hugaard, Burg und Vogtei Tunsel. — Kempf, Maria mit dem Schuttmantel. — Martini, Maulburg. — Suſſann, Das Schild zum Erbprinzen in Weisweil. — Poinſignon, Die Feſtung Freiburg 1678—1745.

19. (1892) Pfaff, Heinrich Schreiber. — Schreiber, Der Bundschuh zu Lehen. — Schäfer, Chriſtian Wenzinger. — Hugaard, Die Gemeindebeamten zu Staufen vor dem Dreißigjährigen Krieg. — Trenkle, Paſſionskreuze im Breisgau. — Rosenberq, Merkmeehen der Freiburger Goldſchmiede.

20. (1893) Suſſann, Gedenktafel der Äbtiffinnen des Kloſters Wonnental. — Baumgarten, Bilder aus Gengenbachs Vergangenheit. — Langer, Altbreisachs Zerſtörung 1793. — Rosenberq, Das Kreuz zu St. Trudvert. — Neumann, Das St.-Johannisfeſt zu Freiburg. — Maurer, Burg und Herrſchaft Keppenbach. — Sarrazin, Der erſte Freiburger Adreßkalender.

21. (1894) Mayer, Der Pfingſtredenzzug zu St. Georgen. — Leo, Das Deuſchordenshaus zu Beuggen. — Geiges, Die ältesten Baudaten des Freiburger Münsters. — Küb-

Ier, Die Glockenschmiede zu Munzingen. — Hugard, Das Erbe der Freiherrn von Staufen. — Sarrazin, Die Ruhestätte Mirabeaus.

22. (1895) Baumgarten, Bilder aus Gengenbachs Vergangenheit. — Halm, Das Theatrum in der Pfarrkirche zu Kenzingen. — Sarrazin, Ein untergegangener Breisgauer Hochzeitsbrauch.

23. (1896) Mayer, Geiler von Kaysersberg in seinen Beziehungen zu Freiburg. — Albert, Das Freiburger Bürgermilitärkorps. — Obser, Das Sterbehäus Mirabeau-Tonneaus. — Langer, Die Einnahme Breisachs 1703.

24. (1897) Albert, Christian Wenzinger. — Maurer, Prähistorisches aus Riegel. — Hugard, Die Herren von Staufen. — Stammniz, Der Bläsi-Christele-Hof. — Pfaff, Antonius von Pforr. — Korth, Schicksal eines Urkundensiegels.

25. (1898) Wagner, Römischer Broncefund bei Waldkirch. — Baer, Die Kirche zu Birndorf. — Baumgarten, Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. — Maurer, Freiburger Ratsbesetzung im 15. Jahrhundert. — Mayer, Aus dem akademischen Leben des 15. und 16. Jahrhunderts. — Albert, Die Einhornjaad in der Literatur und Kunst des Mittelalters. — Langer, Der Magistrat zu Breisach. — Wibel, Die Freiburger Medaille von 1814.

26. (1899) Wibel, Die ältesten Goldmünzen der Stadt Freiburg. — Schaefer, Die Welterschöpfungsbilder am Chorportal des Freiburger Münsters. — Schlang, Frau Musika und das alte Freiburg. — Sarrazin, Marie-Antoinette in Freiburg.

27. (1900) Hugard, Staufen während des Holländischen Krieges. — Kempf, Zur Kultur- und Sittengeschichte der Stadt Freiburg. — Schumacher, Vorgeschichtliches vom Tunibera. — Leclercs Kupferstich von Freiburg. — Sarrazin, Durchreise der Marie-Antoinette durch Herbolzheim. — Sickingers Stadtbild von 1589. — Barth, Zur Geschichte der Kinziabflößerei. — Schweiker, Neuerwerbungen der Freiburger Altertümersammlung. — Schober, Ritter St. Georg, Bronzefigurchen.

28. (1901) Schumacher, Vom alten Riegel. — Mayer, Zur Geschichte der Pest. — Wibel, Die Burg Keppenbach. — Kempf, Alte Freiburger Buchbeschläge. — Schweiker, in Renaissance-Brettspiel. — Geiges, Der alte Fensterschmuck des Freiburger Münsters, I., II. — Schober, Das Fastentuch des Freiburger Münsters.

29. (1902) Buisson, Der St. Blasierhof in Freiburg. — Baumgarten, Die sieben freien Künste in der Münstervorhalle. — Forscher, Taufsteine aus dem badischen Oberland. — Münzer, Balthasar Merklin. — Ritter, Kreuzgruppe. — Geiges, Fensterschmuck (Fortsetzung). — Schweiker, J. M. Hermann.

30. (1903) Gerwig, Bürgeln. — Mayer, Freiburger Studenten und die Tiroler Erhebung 1809. — Haas, Ein Hochverratsprozeß in Ettenheim 1791. — Baumgarten, Der Hochaltar im Freiburger Münster. — Holder, Der Einfluß Schwabens auf Sauter usw. — Schweiker, Die Arbeiten aus Zinn in der städtischen Sammlung.

31. (1904) Baumgarten, Der Dornauszieher am Schwabentor. — Mayer, Der Freiburger Geograph Martin Waldseemüller. — Schweiker, Die Bildteppiche in der städtischen Sammlung. — Geiges, Fensterschmuck, III.

32. (1905) Stork, Sant Jörg am Oberrhein. — Siefert, Zur Ortsgeschichte von Breitnau. — Leonhard, Tafelgemälde in Breitnau. — Gageur, Freiburger literarische Unternehmungen 1814/15.

33. (1906) Buisson, Zur Baugeschichte der Abtei St. Blasien. — Roller, Die Ahnentafel der Markgräfin Ursula von Baden-Durlach. — Dieffenbacher, Franz Xaver Hauser. — Münzer, Waldkircher Pröpste. — Stammniz, Die ehemalige Festung Freiburg. — Forscher, Ötlingen.

34. (1907) Maurer, Ein Freiburger Millionär des 14. Jahrhunderts. — Christ, Alte Maße am Freiburger Münster. — Ow-Wachendorf, Joseph Bayer von Buchholz. — Langer, Breisacher Nebeneinkünfte. — Stork, Freiburger Grabdenkmäler. — Kempf, Die Bildhauersfamilie Glänz. — Gerwig, Bürgeln. — Hugard, Staufen während des pfälzischen Erbfolgekrieges.

35. (1908) Mayer, Johannes Eck. — Ow-Wachendorf, Gerichtsbarkeit an der Wende des 18. Jahrhunderts im Breisgau. — Gechsler, Des Schönbergs Schloß und Bauernhöfe. — Wingenroth und Gröber, Die Grabkapelle Ottos III. von Hachberg, I.

36. (1909) Bihler, Karl Theodor von Dalberg. — Wingenroth und Gröber, Die Grabkapelle Ottos III. von Hachberg, II. — Stammniz, Mauerreste der Stadtbefestigung. — Langer, Breisach beim Anfall an Baden. — Sutter, Die Freiburger Ausstellungen von 1908 und 1909.

37. (1910) Dieffenbacher, Hebel-Illustratoren. — Welte, Aus Lucian Reichs literarischem Nachlaß. — Baumgarten, Johann Georg Jacobi. — Boffert, Heinrich Lang und der Hausbuchmeister.

38. (1911) Deimling, Die Löffelschmieden in Hinterzarten. — Mayer, Kulturbilder aus dem Freiburger Studentenleben. — Stork und Flamm, Die Sage vom Totenkopf des Alten Friedhofs zu Freiburg. — Wingenroth, Baldung-Erwerbungen der städtischen Sammlungen. — Oechsler, Ebringen. — Krebs, Der schwarze Christus von Oberried. — Dollmer, Alte Brunnen. — Wielandt und Beyerle, Die St.-Leonhards-Kapelle zu Landschlacht, I.

39. (1912) Blume, Die Zeichen und Siegel der Universität Freiburg. — Wielandt und Beyerle, Die St.-Leonhards-Kapelle, II. — Flamm, Die Einwohnerzahl Freiburgs 1450. — Krebs, Stift Wonnentals letzte Jahre und Ende. — Krebs, Weihnachtskrippe aus dem 18. Jahrhundert. — Schwaederle, Doraermanische Fluß-, Bera- und Ortsnamen im Breisgau. — Schilling von Canstatt, Georg Schilling von Canstatt.

40. (1913) Mangelndorf, Die Belagerung Freiburgs 1744. — Flamm, Der älteste Gemäuerplan der Stadt Freiburg. — Blume, Staufeu, die Quelle der Berichte der Zimmerischen Chronik und der Volksbücher vom Faust. — Lebraun, Aus Viktor Hugos Reisetagebuch. — Geiges, Freiburgs erster Bürgermeister. — Bihler, F. A. Reichsgraf von Harrsch.

41. (1914) Mayer, Freiburg 1814. — Baumgarten, Anselm Feuerbach in seinen Beziehungen zu Freiburg. — Flamm, Zur Topographie der Vorstadt Neuburg. — Blume, Die Gestalten im ältesten Faustbuch und ihre Beziehungen zu Staufeu. — Burkhardt, Die Altertümersammlung zu Emmendingen. — Lohmeyer, Eine Auskunft über K. Zengerle. — Blume, Die Gestalten im Faustbuch Widmans und ihre Beziehungen zu Staufeu. — Grosch, Der erste Schwurgerichtsfall in Baden.

42. (1915) Dieffenbacher, Die Malersippe Dürr, I. — Krebs, Ponte-Molle. — Pfaff, Der Poetenwinkel zu Heitersheim.

43. (1916) Dieffenbacher, Die Malersippe Dürr, II. — Mayer, Die Freiburger Blindenanstalt.

44. (1917) Blume, Freiburg, der Geburtsort der Gemahlin W. A. Mozarts. — Blume, Ein Beethovenbildnis in Freiburg. — Krebs, St. Wilhelm und St. Bernhard in der städtischen Sammlung. — Dieffenbacher, Die Malersippe Dürr, III.

45. (1918) Ziegler, Die Grabplatte des Ritters Kuno von Falkenstein in der Kirche von Kirchzarten. — Meckel, Spätgotische Steinmetzwerke in Freiburg. — Ziegler, Die Wappen im Giebsfeld des ehemaligen Deutschordenshauses in Freiburg. — Das Zähringer Tor. — Ziegler, Aus der Baugeschichte der Kirche in St. Peter.

46. (1919) Münzel, Die Predella an Baldungs Hochaltar im Freiburger Münster. — Hugard, Das Gutleuthaus zu Staufeu. — Ziegler, Steinrelief in Eschbach. — Ziegler, Die vier Gartenfiguren auf Gut Lilienhof.

47.—50. (1923) Riegel, Aus dem Tagebuch des Münsterpfarrherrn Galura. — Geiges, Die letzten Herren der Wilden Schneeburg. — Sauer, Die St.-Albans-Kapelle in Oberschaffhausen. — Beringer, E. J. Brenzinger. — Münzel, Die Bibliotheksfiguren Christian Wenzingers im Kloster St. Peter.

51.—53. (1926) Hefele, Zur Baugeschichte des Freiburger Kaufhauses. — Geiges, Ein halbes Jahrtausend Geschichte eines Freiburger Bürgerhauses. — Ziegler, Wappenskulpturen des Klosters Günterstal. — Weber, Die Miniaturen des Tenenbacher Güterbuches. — Ziegler, Das Mittelbild der Deckenfresken in der Kirche zu St. Ulrich.

54.—55. (1929) Mayer, Oberlinden zu Freiburg. — Dotter, Die Wandmalereien der Freiburger Lorettokapelle. — Kantorowicz, Die Kyburg. — Ziegler, Das Schattenkreuz in der Vorhalle des Freiburger Münsters. — Ziegler, Wappen am Oberrieder „Schlößchen“. — Weigel, Der Entwurf Wenzingers zum Grabdenkmal von Rodt im Freiburger Münster. — Kupferschmid, Großherzogin Stephanie von Baden und ihre Beziehungen zu Freiburg.

56.—60. (1931, 1933) Geiges, Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters.

61. (1934) Lais, Das nördliche Kaiserstuhlvorland. — Hefele, Die Stifter des Adelhauser Klosters. — Wohleb, Die alte Pfarrkirche von Wiehre-Adelhausen. — Krebs, Die beiden Klausmatten des Klosters St. Märgen. — Münzel, Das älteste Bild der Stadt Freiburg. — Bader, Die Glaubensspaltung und die Entwicklung des kirchlichen Simultanverhältnisses im Prechtal. — Rest, Freiburger Buchbinder des 15. und 16. Jahrhunderts. — Mayer, Unterlinden in Freiburg. — Noack, Arhardts Breisacher Zeichnungen. — Rößler, Das Schloß zu Ebnet. — Ziegler, Wappenzeichen des Deutschritterordens im Breisgau.

62. (1935) Gänshirt, Der holländische Krieg in der Markgrafschaft Hochberg. — Martin, Die italienische Gemeinde Gressoney am Monte Rosa und ihre Beziehungen zum Breisgau. — Hefele, Dom Pranger in Freiburg. — Bader, Ein Plan der Stadt Elzach von 1583.

63. (1936) Geiges-Gedächtnisheft.

64. (1937) Dotter, Die Malereien in der Kapelle auf dem Alten Friedhof. — Barth, Baar, Schwarzwald und Oberrhein während des zweiten Krieges Ludwigs XIV. — Haug, Freiburger Studentica. — Siebert, Zwei Freiburger Fastnachtsverordnungen. — Bader, Kürnbürg, Zindelstein und Warenbürg. — Heß, Geheimrat F. Th. Schaaff.

65.—66. (1939) Martin, Die Einwanderung aus Savoyen nach Südbaden. — Lauterborn, Kaiser Julian und der Schwarzwald. — Stoll und Büttner, Die frühmittelalterliche Besiedelung des Breisgaus. — Mayer, Die Zähringer und Freiburg. — Holler, Ein Fund mittelalterlicher Goldmünzen aus Brixingen. — Wohleb, St. Gallische Hoheitsymbole im Breisgau. — Wielandt, Die Münzstätte Emmendingen. — Tschira, Das Denkmal des Freiherrn Ph. C. von Wessenberg in Feldkirch. — Dotter, Der steinerne Totenkopf am Kreuz des alten Freiburger Friedhofs.

67. (1941) Büttner, Breisgau und Elsaß. — Büttner, Reichsbesitz am nördlichen Kaiserstuhl bis zum 10. Jahrhundert. — Büttner, Andlau und der Schwarzwald. — Clauß, Die St-Lambertus-Büste. — Futterer, Die Freiherren von Garnier. — Wohleb, Der vorderösterreichische Breisgau und seine Wehranlagen 1701. — Lais, Sonnenuhr von Merdingen. — Schreiber, Die Bewegungen in den Jahren 1848 und 1849. — Hefele, Der Abbruch des Rotteckdenkmals 1851.

68. (1949) Schelb, Zwei Siedlungen des Frühmittelalters auf dem Boden der Stadt Freiburg.

69 (1950) Lais, Das Dreisamtal als mittelsteinzeitliches Siedlungsgebiet. — Sauer, Das Ciborium in der Kapelle des Heiliggeistspitals in Freiburg. — Münzel, Der Zyklus der sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. — Noack, Eine Freiburger Steinmadonna um 1330. — Hefele, Ein Allgäuer als Pfarrer am Freiburger Münster. — Neustädter, Vom Besuch Ludwigs XIV. in Breisach und Freiburg. — Rambach, Das älteste Stadtbild von Waldkirch. — Keller, Wenzingers Bildnisse des F. S. von Sickingen und seiner ersten Gemahlin. — Wohleb, Freiburg in der 48er-Revolution.

Preise der zur Zeit noch lieferbaren Jahrläufe

- | | |
|--|--|
| 1.—DM: die Jahrläufe 11, 22, 23, 42, 43, 44, 45, 46, 68. | |
| 1.20 DM: die Jahrläufe 9, 54/55. | 1.30 DM: die Jahrläufe 10, 51/53. |
| 1.60 DM: die Jahrläufe 12, 15, 16. | 1.70 DM: die Jahrläufe 21, 34, 35, 36. |
| 2.—DM: die Jahrläufe 37, 41. | 2.50 DM: die Jahrläufe 26, 61, 63. |
| 4.50 DM: die Jahrl. 64, 65/66, 67. | 5.—DM: die Jahrl. 69. |
| | 7.—DM: die Jahrl. 66/60. |

Diese Preise, zusätzlich Versandspesen, gelten bei Bezug durch den Verein (Freiburg, Schließfach 244). Die übrigen Jahrläufe sind vergriffen.

